Biogr. 1251-1

2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

A

<36609223730016

<36609223730016

Bayer. Staatsbibliothek

2

<36607375860012

<36607375860012

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr 1251-1

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeſchichte
deſſelben.

B76

Laßt uns der Natur, aber — mit zarter Hand! nachhelfen!

112

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsge-
ſchichte deſſelben;

ein Buch
für
Eltern und Erziehende.

Herausgegeben
von
deſſen Vater,
dem
Prediger, Dr. Karl Witte.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1819.

54 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Opinionum commenta delet dies; naturae judicia confirmat.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Seiner Königlichen Majeſtät

Friedrich Wilhelm

dem Gerechten,

meinem und meines Sohnes

huldreichen Beſchützer,

in tiefſter Verehrung gewidmet

vom

Verfaſſer.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter,

Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königlichen Majeſtät, als Schutz-geiſte, dies Buch zu weihen, iſt wohl ein ſehr natürlicher Gedanke. Allerhöchſt Dieſelben ſorgten zuvorkommend für mei-nen Sohn, als wir kaum erſt das Glück hatten, wieder Ihre Unterthanen zu ſein. An allem, was ihn ſpäter betraf, nahm ſein gnädiger Monarch gütigen Antheil. Da man ihn zu unterdrücken ſtrebte, tra-

ten Ew. Königl. Majeſtät, ohne daß wir geklagt, oder um etwas gebeten hatten, huldreich ins Mittel, und wünſchten: „ſeine vollendete Ausbildung zu fördern.“ Was mein Sohn alſo iſt, und hoffentlich noch werden wird, das, gnädigſter König! iſt größtentheils Ihr Werk. So lege ich denn die Auseinanderſetzung, wie er wurde, was er iſt, Ew. Königl. Majeſtät hier=

mit unterthänigſt zu Füßen. Verlieren Allerhöchſtdieſelben ihn und ſeine Eltern nicht aus Ihrem ſchützenden, aus Ihrem vergeltenden, Auge! Das erfleht von dem gerechteſten Regenten

Eurer Königlichen Majeſtät

alleruntertänigſter, treugehorſamſter
Dr. Karl Witte d. ä.

Berlin, den 10. April 1819.

Vorrede,

die ich zu leſen dringend bitte.

Mein Buch iſt ſo gut, als ich es zu machen im Stande war. Die verſtändige Mit- und die unpartheiiſche Nachwelt werden dies freundlich anerkennen. Die Anordnung ſeiner einzelnen Theile iſt abſichtlich ſo getroffen. Mancher Einwand ſollte erſt beſeitigt werden, ehe ich erzählte. Hoffentlich iſt das Ganze dadurch anziehender geworden. Beurtheiler, welche boßhaft zwiſchen den Zeilen leſen; hier etwas heraus; dort etwas hinein auslegen; Stellen aus dem Zuſammenhange, d. h. Augen aus dem Kopfe, reiſſen; und — abſprechen; wohl gar das Buch todt zu ſchlagen ſuchen; werde ich nicht beachten. Sie verſicherten, (wie ich ſpäter erfahren habe,) ſchon ehe ich eine Feder angeſetzt hatte, daß ich: „eine

Normalerziehung“ ſchriebe; und — verurtheilten dieſe. Die klugen Leute! — Sie werden mein Buch, und meinen Sohn fortdauernd begeiſern! Geduld!! Nattern — ſtechen!

Wenn mein Buch nur nützt! — Das iſt die Hauptſache! Möge es zugleich Tauſenden, die uns wohl wollen, eine Dankſäule ſein! Nennen konnte ich manche nicht! aber ich dachte an Alle! — Guter Menſchen habe ich oft, und mit Liebe erwähnt! Einzelne Schlechte ſind dagegen in ihrer widerlichen Blöße dargeſtellt. Das that ich ſehr ungern! aber, — ich konnte nicht umhin, weil meine und meines Sohnes gute Sache ſonſt nicht klar hätte erſcheinen können; und — das ſollte ſie doch!

Achtungswerthe Frauen in Göttingen, Heidelberg und Berlin wünſchten, daß ich mich auch über weibliche Erziehung ausließe. Ich habe es gethan, und das Entworfene gewählten Müttern und Töchtern vorgeleſen. Alle verlangten es gedruckt. Da aber in dieſem Werke kein Raum dafür war, ſo mag es ſpäter erſcheinen.

Daß ich Wolfs, Heines ꝛc. Latein gern leſe, traut mir wohl jeder zu. Wie hätte ich ſonſt meinen Sohn bis zur Univerſität allein unterrichten können. Nichts deſto weniger habe ich mich gegen die Allgemeinheit des Lateinſchreibens und ſprechens, — in ſofern es noch jetzt als einer der Grundſteine zweckmäßiger Bildung aufgezählt wird, in dieſem Buche erklärt. Es wird ſtets Menſchen geben, die beides zu erlernen ſtreben. (Vortrefflich für die Gelehrſamkeit! —) Sie werden deſto weiter darin kommen. Auch gebe ich zu, daß manches noch lateiniſch geſchrieben werden mus. — Ich wünſche nur, daß man nicht mehr Unzählige dazu zwinge, denen — es doch nichts nützt. Entſchieden haſſe ich die Mönchsgelehrſamkeit. Ich war oft in Klöſtern. Unter „Gelehrten der Art“ verſtehe ich, nach meinen dort gemachten Erfahrungen, Lateiner, die in ihrer Mutterſprache Barbaren ſind; Köpfe voll Pedanterei und Pfiffe, bei ſelbſtſüchtiger Grobheit und Mangel an geſunder Vernunft; Menſchen, die — das: emollit mores etc. (Wiſſenſchaften veredeln die Sitten) alle Augenblicke ausſprechen, und

doch Gemeinheit, Dünkel, Neid und Boßheit mit einander verbinden; die über Buchſtaben oder Worte, als über eine Gewiſſensſache ſtreiten, dagegen: reinen Sinn und Rechtlichkeit mit Füßen treten. Iſt es nicht wehmüthig, daß viele unſrer höhern Bildungsanſtalten noch jetzt ſo lebhaft an ihren Urſprung erinnern? —

Wie es mit unſerm Rezenſirunweſen ſteht, beweißt Dabelows nirgend angenommene Rezenſion, Boßens Spekulationspasquill, im Archiv für. — — Staatengeſchichte und Politik; und eine lange Reihe ähnlicher Machwerke, die ſolchen Dienern der Ungerechtigkeit! — bis zu A. Kuhn hinab! — Beifall, Gunſt, Beförderung oder Geld brachten.

Gute Menſchen und Ausländer verachten dieſe Kehrſeite deutſcher Gelehrſamkeit tief. Wie möchte aber der leiſe Ton der Vernunft, der Wahrheit, des Rechts und der Sittlichkeit durch das aes triplex dringen! — Zudem iſt mein Sohn nur für edlere Menſchen ein Wechſel auf Sicht. Sie haben ihn, und dadurch mich, (den Ausſteller) ſtets zuvorkommend honorirt. Auf Anerkennung der

Schlechten rechnete ich nie. Nur Gleiches paßt zu Gleichem! — Ich erzog ihn einfach und natürlich. Bloß: mentem sanam in corpore sano (eine geſunde Seele in einem geſunden Körper) wollte ich erhalten und zur Vollendung fördern. Den Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften ſchlug ich nie hoch an. Er mußte gelingen, wenn er nicht — ſchlecht! — gegeben wurde. Daß ich dies beſtimmt zuvor wußte, kann ein Herr Arndt aus Prenzlau bezeugen. Ich erſuche ihn hierdurch, mir 1) meine Auseinanderſetzung, daß Karl gewiß und leicht jedes Jahr eine fremde Sprache erlernen werde, und 2) ſein — ſpäteres — Einſtimmen hiermit, möglichſt wörtlich aufzuſetzen und zu ſchicken. Auch ungelehrte Eltern werden ſehr viel Gutes bewirken, wenn ſie nur den Körper, den Verſtand, und das Herz ihres Kindes gehörig bilden. Die Kenntniſſe ſind dann Kleinigkeit. Ihr Sohn wird ſie an ſich reiſſen, wie einige neuere Erfahrungen beweiſen. Möge es mir geglückt ſein, was und wie ich's that, einfach dargeſtellt zu haben! Als höchſtes Lob werde ich es anſehen, wenn recht

Viele ſagen: „Ei, ſo zu erziehen iſt ja gar keine Kunſt!“ — Ich würde dabei, — wenn es nicht zu ſtolz klänge, — an das Ei des Kolumbus denken; lieber folglich an die ſo höchſt einfachen Gedichte unſers ſchlichten Gellert, von denen gewiß ſchon jeder mehrmahls gemeint hat, dergleichen eben ſo gut machen zu können. Ich laſſe mir jenen Tadel gern gefallen; nur wünſche ich, daß man das Gute ausübe! —

Wie man mich moraliſch zwang, meinen Sohn „ſtudiren“ zu laſſen; ſo beſtimmte man ihn auch, gegen meinen Wunſch! allgemein — aber aus Gründen! — zum Univ. Lehrer. Er ſelbſt hatte große Luſt dazu. Ich nie! — Selbſt damals nicht, als wir (Michaelis 1816) in Berlin Ausſichten für einen angehenden juriſt. Privatdozenten fanden, wie wir ſie nie geahnet hatten, und die ein gütiger Engel vorbereitet zu haben ſchien. Zwei Privatdozenten waren nur da; die Folge hat das (im Buche angeführte) Urtheil des Herrn Prof. G. über ſie gerechtfertigt. Daß Herr Prof. Eichhorn bald nach Göttingen gehen werde, ſah man zuvor. Von den

übrigen vier Profeſſoren hatten nur drei bedeutenden Beifall. Für eine Univerſität wie Berlin, waren dieſe drei viel zu wenig! — Mehrere Studenten klagten daher, daß ſie manche Kollegia hier gar nicht hören könnten. Herr G. R. Schmalz und Herr Prof. Göſchen, (natürlich alſo auch der G. J. R. und Prof. Herr v. Savigny) wußten das gar wohl. Ein geſchickter und fleiſſiger junger Mann, der dabei einen gründlichen und doch leichten Vortrag hatte, mußte folglich hier ſehr bald Beifall erhalten; mußte, — wenn er ſeine Pflicht that, — in kurzer Zeit zum Prof. extr. mit einem angemeſſenen Gehalte ernannt werden. Dann, oder ein Jahr ſpäter konnte mein Sohn, den gütigen Abſichten ſeiner Gönner gemäß, zum Prof. in Bonn berufen werden, und zugleich — wie ich im Buche gezeigt habe, — gehörig vorbereitet! ſeine gelehrte Reiſe antreten ꝛc. So glücklich ſollte es aber eben nicht gehen! —

Doch man leſe ſelbſt, was einige, jenem guten Engel entgegenwirkende — Menſchen gethan haben, und — erſtaune! Die gerechten Hoffnungen eines unſchuldigen Jüng-

lings auf Lebensglück, Ehre, Fortbildung und Freude ſind dadurch — größtentheils! — zerſtört; die ſchönen Erwartungen ſeiner Eltern, Verwandte, erhabenen Gönner und Freunde, ſind — zertrümmert. Wer kann ſolche Hemmungen vor Gott verantworten, wenn das Geſetz ſie nicht fordert, wenn es vielmehr für den Unterdrückten ſpricht! — Welcher Rechtslehrer vermag die große Wahrheit weg zu ſophiſtiſiren: „Du ſollſt das Recht nicht beugen! —“ Wer wagt es, folgenden Satz abzuläugnen: „Wird das Recht eines Bürgers mit Füßen getreten, ſo iſt die Freiheit aller bedroht!“ Nur diejenigen haben es — vergeblich! — verſucht, und werden es ferner thun wollen, welche mancherlei von ihnen ſelbſt ausgeſtreute, Verläumdungen gegen einen Unſchuldigen ſchaamloß mit den Worten zu vertheidigen ſuchen: Als: persona publica“ muß er ſich das Urtheilen über ihn gefallen laſſen. „Das Urtheilen?“ — Ja! — Nicht aber das: „hämiſche Verläumden!“ Denn dies Gift mordet die Ehre, den guten Namen, die Zufriedenheit, Geſundheit, kurz das Glück auch des edelſten Menſchen unwi-

derbringlich, weil — es immer aufs neue und ſtets heimlich beigebracht wird.

In den letzten Bogen hat der Mangel an Raum mich zu Abkürzungen jeder Art gezwungen. Ich bitte deshalb dringend um Verzeihung.

Gott ſchütze meinen guten Sohn ferner; beſſere ſeine Verfolger; und erhalte ihm erhabene Gönner, die das Böſe, welches argliſtige Widerſacher ihm erwieſen haben, noch anthun, und — wer weiß wie! — für die Folge zubereiten, durch Gutes auszugleichen geneigt, und im Stande ſind! —

Inhalt des erſten Bandes.

Erſter Abſchnitt. Für wen dies Buch geſchrieben iſt.
Zweiter Abſ. Was das Buch enthält.
Dritter Abſ. Warum dies Werk nicht eher geſchrieben wurde.
Vierter Abſ. Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren iſt.
Fünfter Abſ. Warum hoffte ich ſo viel, bei ſo wenigem Anſchein?
Sechster Abſ. Iſt mein Erziehungswerk glücklich von Statten gegangen?
Siebenter Abſ. Iſt die Erziehung meines Sohnes ſchon vollendet?
Achter Abſ. Jedes gewöhnlich organiſirte Kind kann ein ausgezeichneter Menſch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.
Neunter Abſ. Ob ich die Abſicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden.
Zehnter Abſ. Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?
Eilfter Abſ. Ob ich mir die nöthige Geſchick-

lichkeit zutraute, meinen Sohn zum (frühen) Gelehrten zu bilden.
Zwölfter Abſ. Ob es mir unlieb iſt, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde.
Dreizehnter Abſ. Einwürfe gegen die frühe Ausbildung meines Sohnes.
Vierzehnter Abſ. Unterſchied der Erziehung und Bildung, die mein Sohn genos, von der, welche bei Heineke und Baratier angewandt worden.
Funfzehnter Abſ. Hat mein Sohn Nutzen von ſeiner frühen Ausbildung gehabt?
Sechzehnter Abſ. Wird meines Sohnes Geiſteskraft früher zu wachſen aufhören, als die andrer Jünglinge?
Siebzehnter Abſ. Soll man Kinder bis zum ſiebenten oder achten Jahre ſich ſelbſt überlaſſen?
Achtzehnter Abſ. Wie fingen wir es an, Karln vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch das Gift derſelben zu ſchwächen?
Neunzehnter Abſ. Ob mein Sohn auch geturnt hat?

Folgende Veränderungen und ſinnentſtellende Druckfehler bitte ich vor dem Leſen des Buchs zu verbeſſern. Bei den übrigen wird der Leſer den Sinn ſelbſt errathen.

Im erſten Bande.

Seite	Zeile.	
6	16	Hinter „ſo" ſetze man einen Punkt.
42	9	ſtreiche man „ſelbſt" weg.
42	10	— „mich" weg.
45	8	ſtatt „modifiziren" leſe man „umwandeln."
53	18	ſtreiche man „war ſchon" weg.
60	1	v. u. ſtatt „ene" l. „dte."
71	1	hinter „derſelben" l. „u. ſ. w."
—	3	v. u. ſtatt „nicht" l. „nichts."
117	1	ſtr. m. „doch" weg.
120	14	ſtr. m. „vom" weg.
132	7.	hinter „früher" l. „zu." hinter „nachher" auch „zu."
158	7	am Ende fehlt ein *.
163	14	ſtatt „16" l. „13"
172	8	v. u. ſtr. m. „bis" weg.
193	7	in „Langerweile" fehlt das r.
197		In der Unterredung ſind mehrere Druckfehler z. B. de für d, oder te für t.
217	16	ſteht „t" ſtatt „c."
271	8	ſtatt „bald" l. „viele."
292	7	ſtatt „nicht" l. „nichts."
307	13	hinter „ſich" fehlt „auf,"

Seite Zeile.

312 17 ſtatt „anleiten" l. „arbeiten."
313 13 ſtatt „aber" l. „indes."
334 4 v. u. ſtatt „feſteſten" l. „beſten."
336 7 ſtatt „antwortete" l. „antwortet."
406 9 ſtatt „als" l. „wie"
439 4 ſtatt „von eilendem" l. „vom eilen-
den."
459 11 „freilich" fällt weg.
— 14 ſtatt „dem" l. „den."
461 12 „noch" fällt weg.
— 15 ſtatt „Schlä" l. „Bal"
468 4 v. u. „doch" fällt weg.
472 letzte Zeile das erſte „und" fällt weg.
473 9 das letzte r in „Vorfahrer" f. weg.
476 13 „empor" fällt weg.
479 1 „faſt" fällt weg.
491 5 v. u. „können" fällt weg.
492 8 ſtatt „dem" l. „den"
— 9 „Beweggrunde" fällt weg.
500 1 v. u. ſtatt „dem Thore" l. d Stadt.
501 4 ſtatt „machen" l. „verkanfen."
— 11 ſtatt „ihm" l. „ihn."
503 7 ſtatt „gelobt" l. „geprieſen."
504 8 ſtatt „loben" l. „erheben."
507 8 „würde" fällt weg.
517 16 hinter „nicht" fehlt „ſo.
— 18 „ſo" fällt weg.
518 5 hinter „mich" fehlt „und."
520 5 v. u. ſtatt „ruhige" l. „ruhiger."
523 16 in „tourniren" fällt das o weg.

uſw.

Erſter Abſchnitt.

Für wen dies Buch geſchrieben iſt.

Man wähnt vielleicht, ich ſchreibe ausdrücklich für *Schullehrer* und *eigentliche Erzieher*. Allein man irrt ſich; denn da dieſe Männer ſich in der Regel für meine Widerſacher, und zwar aus guten und ſchlechten Urſachen für meine *Widerſacher* halten, ſo ſchreibe ich nicht ausdrücklich für ſie. Ihre Gründe gegen mich ſind: *Ich machte es nicht ſo wie ſie.* Das iſt freilich ſchlimm! *Oft machte ich es ſogar grade umgekehrt.* Das iſt noch ſchlimmer! Und dann, das Publikum war, und iſt, unbillig genug, zu ſagen: „Ei, wenn der (Witte) das mit „ſeinem Sohne erreichen konnte, und doch „ausdrücklich verſichert, daß aus jedem, nicht „von der Natur verwahrloſeten, Kinde etwas

„Ausgezeichnetes gebildet werden könne, war-„um leiſten denn unſre Schullehrer nicht das „Gleiche? —“ Es kann nicht leicht ein Begehren ungerechter ſein, als dieſes. Aber — ich habe es oft ausſprechen gehört, und meine nachdrücklichſten Widerlegungen haben viele Male nichts gefruchtet. Wie kann es alſo fehlen, daß beleidigende Anſchuldigungen der Art den redlichen Mann, den ſie treffen ſollen, unwillig gegen mich machen! Wie kann es fehlen, daß er verdrießlich auf denjenigen wird, der — wahrlich wider ſeinen Willen! — Veranlaſſung dazu wurde! —

Mein ganzes Werk ſoll vielmehr dem Verſtändigen beweiſen, daß der Schulmann mit dem beſten Willen, bei trefflichen Kenntniſſen und herrlichen Lehrgaben, wenig ausrichten könne, wenn ihm — wie faſt immer der Fall zu ſein pflegt — früher entgegen gearbeitet wurde, oder wohl gar noch jetzt entgegen gearbeitet wird.

Schullehrer und eigentliche Erzieher ſind aus obigen Gründen gewöhnlich mir entgegen geſinnt; ſind es wenigſtens ſo lange, bis ſie mich näher kennen gelernt, oder die

angeführten Ueberzeugungen, — freilich meiſtens ſehr unerwartet! — von mir ſelbſt, oder durch Andre, gehört haben.

Für ſie ſchreibe ich alſo nur, in ſo weit ſie zugleich Väter und Mütter ſind, die ihre Kinder — oder Pflegebefohlne! — herzlich und innig lieben, ſo daß ſie ſich aus zärtlicher Liebe zu den Ihrigen gern entſchließen, auch den Erziehungsverſuch eines Mannes näher anzuſehen, der ihnen mehr als einmal mismuthige Augenblicke erregte.

Dann aber ſchreibe ich freilich auch für ſie, denn ich ſchreibe für alle biedere Väter und Mütter, die aus ihren Kindern gern etwas Vorzügliches an Körper, Geiſt, (Kenntniſſen) und Herzen bilden möchten. Viele unter ihnen verfolgten meine Erziehungsweiſe mit ſteter Aufmerkſamkeit, bezeugten mir ſchriftlich ihre liebevolle Theilnahme, oder behandelten mich und die Meinigen perſönlich mit hoher Güte. Die Beweiſe ihres edlen Wohlwollens rührten mich oft zu Thränen. Ich darf, ja vielmehr ich muß ſagen: ſie haben mir vielfältig und gern in die Hände gearbeitet. Ich hoffe, daß manches

der Art aus meinem Werke ſelbſt hervorgehen werde. Mein und der Meinigen heißer Dank bleibt ihnen bis zu unſerm Grabe.

Unzählige unter ihnen baten mich herzlich und dringend, meine Erziehungsweiſe ſchlicht und einfach, wie ich ihnen, auf ihr Verlangen, davon erzählt hatte, aufzuſetzen, und als leichtes, angenehmes Leſebuch, der Welt, und dadurch auch ihnen zu übergeben. Oft habe ich es auf meine Ehre, auf mein Gewiſſen verſprechen müſſen, weil man alle vernünftige Bedenken, die ich dagegen vorbrachte, beſeitigt hatte.

Eine meiner gegründetſten Einwendungen ſchien mir immer die, daß mancher hämiſch Geſinnte ſagen werde: Wozu iſt denn das Buch grade nöthig? — Jene antworteten darauf: „Mag es für A. für B. oder C. nicht „nöthig ſein! Wir wünſchen, wir verlangen „es. Sagen Sie doch in der Vorrede, daß „Sie nur für uns ſchrieben!“

So halte ich denn mein gegebenes Wort. Möge der Nutzen, der daraus entſtehen kann, und hoffentlich wird; möge die Zufriedenheit jener Vielen mit dem, was ich zu leiſten

ſuchte, mich kräftig vertheidigen! Neben dem ehrenvollen Beifall einiger Würdigen wird mir das ſpöttiſche, oder wilde Geſchrei von mehreren Seiten her, der ſicherſte Beweis des guten Erfolgs meiner wohlgemeinten Bemühungen ſein. Die Zukunft entſcheide zwiſchen mir und ihnen! —

Ich weiß zwar wohl, daß nicht alles ſo nachgemacht werden kann, wie es mir geglückt iſt. Ich glaube auch, daß es nicht nothwendig iſt, daß alle Kinder grade ſo erzogen werden, als mein Sohn erzogen wurde. Aber ich bin überzeugt, daß ſehr vieles von dem, was ich that, nachgeahmt werden kann, und daß eine vernünftige Nachahmung deſſelben nicht geringen Nutzen bringen müſſe.

Hier fallen mir vor allen übrigen, Prediger (in der Stadt und auf dem Lande) ein; ferner Gutsbeſitzer und ihre Hauslehrer oder Lehrerinnen, endlich eine Menge andrer gelehrten oder doch gebildeten Familien, die ſehr viel mehr für die Ihrigen thun könnten und thun würden, wenn man ihnen die Möglichkeit klar darlegte, und dadurch ihren guten Willen aufregte. Für

dieſe alle ſchreibe ich ganz beſonders. Sie habe ich recht eigentlich im Auge. Möge ich bei ihnen erreichen, was ich ſo ſehnlich wünſche! —

Endlich war es auch der Wille meiner höhern Gönner und Wohlthäter ſeit zehn Jahren, d. h. ſeitdem meine eigenthümliche Erziehungsweiſe bekannter wurde. Immer hieß es: „Fahren Sie ſo fort, aber zeigen Sie „nachher auch, wie Sie es machten! —"

Auch unter unſern Schullehrern und Erziehern (im ſtrengeren Sinne des Wortes) dachten und ſprachen ſehr viele Männer, wie Funk, Schewe, Campe, Salzmann, Olivier, Tillich, Gutsmuths, Ladomus, Zerrenner, Lenz, Leopold u. ſ. w.; eben ſo Viele Andere wurden bloß darum meine Freunde, weil meine Verfahrungsweiſe ſie intereſſirte; Alle aber verlangten, — und erhielten — die offene Mittheilung meiner Ideen. Alle verſicherten dann, es ſei nothwendig, ſie dereinſt öffentlich darzulegen.

Daß ein Mann, wie Peſtalozzi, ſehr früh auf das, was ich that, aufmerkſam wurde, und daß er, mit ſeinem hellen Blicke

und biederen Herzen; er, dem jeder Neid fremd iſt, und der immer nur das Gute will; daß er, ſage ich, im zarten Keime ſchon die Pflanze, ja die Frucht, ahnete, iſt begreiflich. Darum ſprach er ſchon zu einer Zeit, wo nur ſehr Wenige mein Thun beachteten, mit warmem Nachdruck, ja mit großer Wichtigkeit davon. Hier ſind ſeine eigenen Worte:

Theurer, lieber Freund!

Laſſen Sie mich es Ihnen, da Sie noch in unſerer Nähe ſind, noch einmal ſagen, wie ſehr mich die Unterrichtsart, die Sie für Ihr eigenes Kind anwenden, intereſſirt, und wie ſehr ich die mehreren Ihrer Unterrichtsmittel in ihrem Weſen mit den meinigen übereinſtimmend finde. Laſſen Sie mich mehr ſagen: Es machte mich ſchon manchmal bang, daß die Rubrik der meinigen: Form, Zahl und Wort, eben wie die äußere Form meiner Elementarbücher, bei ihrem erſten Anblick ſo ſehr von dem einfachen Gange der kunſtloſen Natur und ihren beſten Gewährleiſtern, den ſchlichten Formen des gemeinen Menſchenſinnes, abzuführen ſcheinen. Indeſſen iſt dies ganz gewiß nur Schein; in der

Ausübung ſteht unſer hieſiges Thun allgemein und gewiß jedem Erziehungsmittel nahe, in welchem ſich die Erfahrungen jedes, ſtrenger Beobachtung fähigen, Vaters, und das Herz einer wahrhaft liebenden Mutter, rein ausſprechen. Mag das aber immer in den todten Tabellen und in den gehäuften Zahlenreihen nicht alſo ſcheinen! — Es kann darinn nicht alſo ſcheinen! — Aber wenn Krüſi am Faden dieſer Formen dem Geiſte des Kindes ganz Kind wird, und das Kind ſich in jedem Worte Krüſi's ganz ſelbſt findet, und um der Form ſeiner Lehrart willen ſich ſo ganz ſelbſt finden muß, als es ſich im einfachſten Worte ſeiner Mutter, — deſſen Sinn ihm eine tauſendfache Erfahrung klar gemacht hat, — ſelbſt finden muß: dann iſt unſer wirkliches Thun denn auch gewiß etwas ganz anderes, als was der trügende Anſchein aus ihm macht. — Das, Freund! ſahen Sie, wie es noch wenige ſahen — und ſahen es darum, weil Sie weſentlich in eben dem Geiſte arbeiteten. Sie wußten es nicht; aber es liegt dem Weſen ihres Thuns eben dieſes gereifte Naturgefühl zum

Grunde, aus dem ſich nach tauſenderlei Suchen endlich meine Lehrformen entſpannen.

Freund! Ihr Thun iſt mir ſehr wichtig. Wir bedürfen in dieſem Zeitpunkte mehr als je, daß das Werk der Erziehung durch gereifte Erfahrungen geprüft werde, and es ſind beſtimmt ſolche Erfahrungen, welche die Anſichten, die über meine Methode Statt finden, allmählig berichtigen werden. Unter dieſen Umſtänden fühlen Sie, Freund! wie wichtig es mir ſein muß, daß Sie im Kreiſe Ihrer Erziehungs-Erfahrungen fortfahren, und, wo möglich, denſelben ausdehnen. Freund! Sie ſind unabhangend von meinen Wünſchen ſchon für die Betretung dieſer Laufbahn aufgefordert; *) erlauben Sie mir alſo, daß ich hierin meine Wünſche mit den Wünſchen Ihrer näheren Freunde vereinige, und Sie dringend bitte, Gelegenheiten, die ſich Ihnen hiefür an die Hand geben möchten, nicht von ſich zu weiſen. Männer, die mit Ihrem Scharfblicke, was vor

*) Es geſchah von drei ſehr geachteten theoretiſchen und praktiſchen Erziehern.

ihre Sinne kommt, feſthalten; und im Stande ſind, mit Ihrer Kraft allem dem konſequent zu handeln, was ſie ſich dadurch, ſowohl mit dem Weſen der menſchlichen Natur, als mit den Umſtänden der menſchlichen Lagen übereinſtimmend, abſtrahirt haben; ſolche Menſchen können jetzo vieles leiſten. Ich zähle Sie mit Ueberzeugung unter dieſelben, und freue mich auf jeden Fall zum voraus, von Ihnen den Fortgang Ihrer Erfahrungen mit der Offenheit und Beſtimmtheit zu vernehmen, mit der Sie in den angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte, ſich mit mir über dieſen Gegenſtand unterhielten.

Reiſen ſie glücklich, Freund! über unſere Berge, und ſein Sie der Fortdauer meiner herzlichen Zuneigung auf immer verſichert!

Ihr Sie liebender Freund

Peſtalozzi.

Im Auguſt, 1804.

Bei dieſer Anſicht iſt er nun vierzehn Jahre lang ununterbrochen geblieben. Denn noch vor kurzem hat er mich mündlich auf's dringendſte aufgefordert, die Erziehungs- und Bil-

dungsgeſchichte meines Sohnes ſo ausführlich und allgemein verſtändlich als möglich herauszugeben. Mit ihm vereinigten ſich ſeine würdigen Freunde und der bekannte franzöſiſche Gelehrte Julien aus Paris. Sie widerlegten alle meine Einwürfe (die hauptſächlich aus Aengſtlichkeit herrührten) gründlich, und Peſtalozzi ſchrieb mir noch am Tage meiner Abreiſe von Yverdun folgendes:

Lieber Herr Witte!

Sie erinnern ſich doch der pädagogiſchen Unterredungen noch, die vor vierzehn Jahren in Buchſee zwiſchen uns ſtatt fanden. *) Damals machten Sie uns ſchon Hoffnung, durch die Eigenheit Ihrer Grundſätze — Ihren Sohn viel weiter als gewöhnlich zu bringen. Jetzt haben die ausgezeichneten Vorſchritte deſſelben das weit übertroffen, was Sie damals zu hoffen ſich äußerten.

Nun aber entſteht die Frage: Wie weit

*) Peſtalozzi's oben angeführtes Schreiben (in Witte's Bericht über die Peſtalozziſche Erziehungs-Anſtalt. Leipzig bei Dyk, 1804 abgedruckt.)

ſind dieſe Vorſchritte durch Ihre Erziehungs-weiſe hervorgebracht, oder in wie weit ſind ſie dadurch veranlaßt worden? Es entſteht die Frage: in wie weit ſind dieſe Fortſchritte eine reine Folge ſeines überwiegenden Talents — oder in wie weit ſind ſie ein Reſultat von Erziehungs-Grundſätzen und Mitteln, deren Anwendung auf andere Kinder, wenigſtens näherende Reſultate hervorzubringen geeignet ſind? — Lieber Herr Witte, Sie ſollten durch eine detaillirte, mit Beſtimmtheit in das Einzelne Ihrer Führung eintretende Beſchreibung, — wie Sie Ihren Sohn von Stufe zu Stufe geführt, — die Freunde der Erziehung in den Stand ſetzen, über dieſe Frage mit einiger Sicherheit entſcheiden zu können. — An der überwiegenden Kraft Ihres Sohnes iſt nicht zu zweifeln. Aber wie weit Ihre pädagogiſche Führung dieſe Kraft mit pſychologiſcher Sicherheit ergriffen, und dadurch ihre ſchnelle Entfaltung ſelbſt bewirkt: das kann nur eine recht umſtändliche Erzählung des Beſtimmten und Eignen Ihrer Führung in's Licht ſetzen. Lieber Herr Witte! Es iſt wichtig, daß dies

geſchehe, und es iſt auch gewiß das ange⸗nehmſte Geſchäft, dem Sie ſich widmen kön⸗nen.

Leben Sie wohl, lieber Herr Witte! und ſein Sie der ausgezeichnetſten Achtung ver⸗ſichert, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Dero
gehorſamſter Diener und Freund
Peſtalozzi.

Yverdon,
den 4. September, 1817.

Krüſi und Niederer (früher auch Tobler) baten mich in beiden Zeitpunkten eben ſo herz⸗lich und eben ſo dringend. Auch ihnen habe ich es feſt verſprechen müſſen, daß ich mich über das Läſtern der Dummheit und Schlecht⸗heit hinausſetzen, und — nach meinem be⸗ſten Vermögen! — ein Buch für Väter und Mütter ſchreiben wolle.

Unter ſo vielen ähnlichen Aufforderun⸗gen theile ich hier nur noch eine mit, weil ſie dasjenige grade unumwunden berührt, was ich fürchtete; aber auch freundlich ermuntert, es zu verachten.

Ich hatte nämlich in Zürch dem würdigen Pfarrer und Profeſſor Gesner (meines verewigten Freundes Lavaters Schwiegerſohn) der als Menſch, als Pfarrer und als Erzieher gleich hoch geachtet iſt, auf ſeinen Wunſch einige Blätter mitgetheilt, in welchen Gelehrte ſich über die Fortſchritte meines Sohnes geäußert hatten, und die ihm (Gesnern) entgangen waren. Er ſchickte ſie mir mit dem nachſtehenden Schreiben zurück, und wiederholte dadurch noch einmal, was er mir mündlich ſo oft und dringend an's Herz gelegt hatte. Hier iſt es:

Ungemein bin ich Ihnen für die Mittheilung dieſer höchſt merkwürdigen Blätter verbunden. Man ſtaunt an den Jüngling hinauf, deſſen eigene Werke den Mann zeigen. Glücklicher Vater! der, wenn auch wohl angenommen werden muß, daß Ihr Sohn mit bewundernswürdigen Anlagen wie ein Petrarch ausgerüſtet war, den noch bewundernswürdigern Weg fand, dieſe Kraft ſo ſchnell und ſicher zu entwickeln. Ein Weg, der durch ſeine Pſychologie, ſeinen Scharfſinn und ſeine höchſte Einfachheit Je-

den anſpricht. O, daß Sie bald durch die klare, ergreifende Darſtellung Ihrer Behandlungsweiſe, der Våter viele in den Stand ſetzten, wenn auch nicht die Erfolge, welche Sie zu ſehen das Glück hatten, doch immer noch eine erſtaunenswürdige Entwickelnug zu ſehen, mit der kaum etwas Bisheriges verglichen werden kann.

Kein weiſer Mann kann wohl dagegen gleichgültig, noch weniger vorurtheilsvoll abſprechend ſein — aber die Sache wird, wie alles einfach-Große, Widerſtand; wie alles Wahre, Widerſpruch — und, freuen Sie ſich! wie Alles Bewåhrte, Sieg finden, und kråftig eingreifen in das Mark der Menſchenbildung. Prüfung wird der Sache kein Pſychologe verſagen. Erfahrung und Zeit muß auch da bewåhren; aber wer ohne Prüfung den Stab darüber bricht, der iſt kein ruhiger Weiſer.

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung

ergebenſt

G. Geßner.

Pfarrer und Profeſſor.

Zürich
den 16. Julius 1817.

So will ich mich denn bemühen, einfach und klar zu ſein! Mögen gelehrte Thoren mich deshalb verachten, wenn ich nur denen nützlich werde, für welche ich ſchreibe.

Daß ich mich um Menſchen wie Merkel, A. G. Eberhard und ihres Gleichen am allerwenigſten kümmere, verſteht ſich von ſelbſt. Freilich werden ſie, wie bis dahin, verkappt oder unverkappt, mich mit Koth bewerfen. Aber, ſoll man deshalb nicht mehr über die Straße gehn, weil es unverſchämte Gaſſenbuben giebt? Soll man deshalb in ſeinem Zimmer kein Gemälde aufhängen, weil Schmeißfliegen es verunreinigen werden? — Das wäre Thorheit!

Diejenigen Gelehrten, Schullehrer und Erzieher, welche mein Werk mit gutem Willen leſen und mit freundlichem Sinne beurtheilen wollen, verſichere ich hiermit im voraus meiner dankbarſten Hochachtung.

Zweiter Abſchnitt.

Was dies Buch enthält.

Durchaus keine Anweiſung, wie man erziehen ſoll. Ich habe ihrer in vielen Sprachen eine große Zahl geleſen, aber ſelten oder nie Befriedigung darinn gefunden, und — meinen Bekannten ging es meiſtens nicht beſſer. Die eine iſt zu gelehrt, die andre zu trocken, die dritte zu weitſchweifig, die vierte verändert ſich alle zwei oder drei Jahre, je nachdem eine andre Erziehungsweiſe Mode wird. Die fünfte iſt zu ſchwülſtig, die ſechste dehnt Anweiſungen, welche bloß unter dieſen Umſtänden, folglich nur auf Zeit und Ort und — Verhältniſſe paßten, auf's Allgemeine aus, und kann deshalb ebenfalls nicht nützen. Aber — geſchichtliche Erzählung, wie dieſe oder jene Erziehung angefangen und fortgeſetzt wurde; ſorgfältige Bemerkung, was für Schickſale — glückliche oder widrige — eintraten, und folglich nützten, oder ſchadeten; wie der Erzieher das Nützliche zu vermehren, und das Schädliche zu ſchwächen oder zu vertilgen ſuchte; welche Fortſchritte

jeder Art das zu erziehende Weſen machte; was es war und wurde, als Kind, als Knabe und als Jüngling; was alſo vernünftiger Weiſe von ihm als Mann zu erwarten ſteht: nähere Erwägungen deſſen, was dem Erzieher bei ſeinem Geſchäfte aufſtieß u. ſ. w. Werke der Art wiegen, nach meiner Anſicht, jedesmal zwei gelehrte Anweiſungen auf. Es iſt der menſchlichen Natur eigen, daß ſie gern aufmerkſam iſt auf das Thun und Treiben Andrer. Enthält alſo ein Buch jener Art Wahrheit; iſt es nicht, wie Rouſſeau's Emil, aus der Phantaſie geſchrieben; kennen wir vielleicht den Gegenſtand, deſſen Bildung es uns näher ſchildert, von Perſon, durch unſre Freunde, oder durch öffentliche Blätter; haben wir wohl gar ſchon gewünſcht, mehr davon zu wiſſen: ſo muß der Zweck erreicht werden, daß wir das Buch mit Intereſſe leſen, dem Verfaſſer in allen Verhältniſſen folgen, mit ihm denken, zweifeln, fürchten, hoffen, beſchließen, handeln u. ſ. w. folglich ohne es zu wollen, uns dasjenige aneignen, was in unſerer Lage ausführbar iſt.

Möge ich ſo glücklich ſein, dies zu erreichen! Dies iſt das ſchöne Ziel, nach welchem ich ſtrebe!

Soll es mir aber damit gelingen, ſo muß ich — das fühle ich, und verſtändige Menſchen ſagten es mir oft! — ſo viel als möglich alles, was meinen Sohn betraf und betrifft, rein darlegen, ſowohl das was gut, als das was böſe auf ihn einwirkte; die edle Mithülfe Andrer, ſo wie die Schmeicheleien und Verläumdungen, oder heimlichen Verführungen, die man ſich erlaubte. Auch dürfen meine eignen, oder meiner Gattin, Fehler im Erziehen nicht verſchwiegen werden. Nur erſt, wenn alles Erwähnte deutlich vor Augen liegt, können Leſer und Leſerinnen das Ganze richtig auffaſſen, beurtheilen, und Vieles davon zu ihrem Geiſtes-Eigenthum machen.

Mancher wird dies freilich Eitelkeit nennen; das weiß ich zuvor! Nichts iſt leichter, als, anſtatt eine Handlung eben ſo gut, oder beſſer zu verrichten, ſie vielmehr herunter zu ſetzen, ſie möglichſt lange für unwahr zu erklären, ihr ſchlechte Beweggründe

unterzuſchieben u. ſ. w. Doch, das kennt ja Jedermann, der die Welt kennt. Es iſt ſtets ſo geweſen und wird ſtets ſo bleiben, denn die Schwäche und der Stolz des Menſchen ſind nur gar zu oft Urſache, daß er ſchlecht handelt. Ich bin darauf gefaßt. Haben mir doch ſo mancher warme Händedruck, ſo manche liebevolle Umarmung, mit Innigkeit geſagt, daß meine Bemühungen, daß meine Aufopferungen von beſſern Menſchen hochgeachtet werden. Wie oft hat mich eine Thräne der Rührung, des Beifalls und der Dankbarkeit im Auge der Beſſeren mehr als ſchadlos gehalten wegen der hämiſchen Anfeindungen einiger wenigen Schlechten!

Dritter Abſchnitt.

Warum dies Werk nicht eher geſchrieben wurde.

Man hat mir dieſen freundſchaftlichen Vorwurf ſo viele Male gemacht; man hat ihn bei meiner letzten Anweſenheit in Frankreich und Italien nicht ſelten ſogar in dieſen

Ländern ausgeſprochen; ſo daß ich mich verbunden fühle, hier öffentlich darauf zu antworten.

Allerdings hoffe ich nützlich zu werden. Und in ſo fern muß ich zugeben, daß ich früher hätte nützen können, folglich ſollen. Aber — ich wußte immer noch nicht mit einiger Sicherheit, ob meine Erziehung nach meinen Wünſchen gelingen werde? Theils hing dies, der Natur der Dinge gemäß, von unzähligen Nebenumſtänden ab, über welche ich nicht zu gebieten vermochte; theils konnte mein Sohn durch Erkältung, Anſteckung ꝛc. ſterben, oder gar ſiech werden. Wie würden hämiſche Menſchen mich dann darüber ausgelacht haben, daß ich ſeine Erziehungsgeſchichte der Welt mitgetheilt habe! —

Dies waren Gründe dagegen, die in mir ſelbſt lagen. Aber es gab auch Gegengründe, die von außen kamen.

Zwar waren faſt alle Perſonen, die ich kennen lernte, der Meinung, meine Erziehung gehe gut und glücklich von Statten. Doch gab es auch einige Wenige, die ſich noch immer nicht hiervon überzeugen konnten, oder wollten. Da ich nun das ganze Un-

ternehmen im vollkommenſten Vertrauen auf Gott und deſſen Hülfe, angefangen, und unter den ſchrecklichſten Umſtänden, die ſeit einem Jahrhundert für Europa eintraten, muthig und heiter fortgeführt habe; ſo hielt ich mich — aus derſelben Urſache — feſt überzeugt, die Gottheit werde mich, wenn mein Werk anders der Welt nützlich ſei, gewiß ſo lange leben laſſen, bis alle vernünftige Gründe, die mich bis dahin vom Schreiben abhielten, beſeitiget wären. Man verwies mich zwar oft auf meine nun ſchon ſiebzehn Jahre dauernde Kränklichkeit. Ich unternahm aber dennoch, voll Vertrauen auf den Höheren, eine Reiſe von anderthalb Jahren, weil ich hoffte, daß ſie mich herſtellen würde. — Sie hat es gethan, und ich bin einer Menge von Gefahren glücklich entronnen. So thue ich denn gern und willig, was ich ſelbſt jetzt für meine Pflicht halte.

Nach dem Urtheile aller Vernünftigen iſt die älterliche Erziehung und Bildung meines Sohnes nun vollendet. Er iſt achtzehn Jahr alt; ſeit fünf Jahren Doktor der Philoſophie, und ſeit drittehalb Jahren Doktor beider

Rechte; iſt Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, und ſeit zwei Jahren ſchon vom Staate beauftragt, auf deſſen Koſten eine zweijährige gelehrte Reiſe, nach einem ſelbſtentworfenen Plane, zu machen. Er iſt auf dieſer ehrenvollen Laufbahn ſchon mehr als hundert Meilen weit von mir entfernt, und — ich ſehe ihn vielleicht nie wieder. Wahrlich! wenn ich jetzt nicht glauben wollte, daß meine Erziehung und Bildung deſſelben zu Ende ſei, ſo könnte ich es niemals annehmen. Ihn erziehen nun, bis zu ſeiner Vollendung, die Schickſale des Lebens, und die Einwirkungen guter und böſer Menſchen; das heißt: Gott und die Welt. Ich kann, oder vielmehr ich muß, jetzt (wenn anders jemals) ſagen, was ich that, und wie ich es that.

Vierter Abſchnitt.

Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren iſt?

Man hat mir dies freilich unzählige Male beweiſen wollen, und ich hätte es mir gar

gern gefallen laſſen; denn es iſt höchſt ange-nehm, ſich ſagen zu dürfen, daß man von der Gottheit vorzüglich begünſtigt ſei, oder — ein Geheimniß beſitze, durch welches man bewirken könne, was — kein Menſch ver-mag. Aber, ich konnte mir doch nun einmal, ohne albern oder ſtolz zu ſein, keins von beiden anmaßen, folglich mußte ich wider-ſprechen.

Es giebt gewiß mehr als tauſend Perſo-nen, mit welchen ich hierüber geſtritten habe. Ich darf ſagen: ſehr wenige meiner Freunde und Bekannten der ſpätern Zeit glaubten das nicht.

Nur ein Mann, wie der Prediger Glau-bitz, der mich ſeit meinem Knabenalter genau kannte, ſeit 1788 bis zu ſeinem Tode (alſo länger als zwanzig Jahre) mein vertrau-ter Freund war, ſagte fortdauernd: ich bin feſt überzeugt, daß Karl keine außeror-dentlichen Anlagen hat; ich gehöre auch ſchlechthin nicht zu denen, welche ſeine Fort-ſchritte als ein Wunder anſtaunen. Im Ge-gentheil, ich ſage es mir, Dir und Allen, die es hören wollen, daß ſeine Anlagen nur mit-

tel-

telmäßig ſind, daß aber ſeine Fortſchritte ganz ſo glücklich ſein mußten, als ſie ſich zeigen, und daß die Reſultate Deiner Erziehung mit der Zeit noch weit glänzender werden müſſen. Ich kenne Deinen Erziehungsplan und Deine Art zu handeln. Es muß glücklich gehn, es ſei denn, daß die Gottheit es verhindern wollte.

Seine näheren Freunde, in Magdeburg ſelbſt und in der Gegend umher, leben größtentheils noch. Mehrere unter ihnen werden es alſo wiſſen.

Auf den drei gelehrten Schulen Magdeburgs, (Kloſter Liebenfrauen, Kloſter Bergen und der Domſchule) lebten damals viele geſchickte und kräftige junge Männer als Lehrer. Andre waren erſt ſeit einigen Jahren als Prediger in der Nähe verſorgt, und ſtanden deshalb noch mit den genannten Anſtalten in freundſchaftlicher Verbindung. Sie alle bildeten einen ſchönen Kreis, der ſich eifrig mit dem erhabenſten Geſchäfte des Menſchen, mit ſeiner Erziehung und Ausbildung, beſchäftigte. Auch mein Freund Glaubitz war in denſelben aufgenom,

men, und durch ihn wurde ich, ſo oft ich da ſein konnte, in die Verſammlung eingeführt.

Einſt ſprach man darüber, daß Lehrer und Erzieher, auch bei dem beſten Willen, oft nur wenig ausrichteten; und legte, nach meiner Meinung, zu viel Gewicht auf die Naturanlagen der Menſchen. Meinen Erfahrungen gemäß, mußte ich mich dagegen erklären. Ich verſicherte alſo: Die Naturanlagen ſeien weit weniger Schuld daran, als die Erziehung in den erſten fünf bis ſechs Jahren des Kindes. Freilich gebe es einen Unterſchied in Betreff der Anlagen, aber in der Regel, d. h. bei ſolchen, womit die meiſten Menſchen geboren werden, — hange unendlich mehr von der Erziehung ab, als man glaube. Um doch auch eine große Autorität für mich zu haben, ſtellte ich, als ich ins Gedränge kam, den Satz des Helvetius auf: Chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut. Ich hatte und behielt aber faſt Alle gegen mich. Als Herr Schrader mit Glaubitz und mir zu Hauſe ging, ſprachen wir noch viel darüber, und ich

wiederholte, was ich in der Verſammlung, ſeit ich mich überſtimmt ſah, mehr als einmal geſagt hatte: „Jetzt muß ich freilich „ſchweigen, denn Ihrer ſind dreizehn bis vierzehn gegen einen. Aber ich hoffe Ihnen „thätlich zu beweiſen, daß ich Recht habe. „Giebt die Gottheit mir einen Sohn, und iſt „derſelbe nicht, nach Ihrer eigenen Meinung, „ſtupid zu nennen (wovor indeß der Himmel „bewahre!) ſo habe ich mir längſt vorgenom„men, aus ihm, — ohne daß ich vorher „wiſſen kann, was für Anlagen er ha„ben wird, — einen ausgezeichneten „Menſchen zu bilden.“

Man hatte mich ſchon in der Geſellſchaft beim Worte genommen, und Herr Schrader that dies wieder. Glaubitz hatte früher nur merken laſſen, daß er mir nicht abſtehe. Jetzt ſuchte er Schradern zu überzeugen, daß ich das Verſprochene gewiß leiſten werde. Dieſer meinte aber, wie alle ſeine Freunde, es ſei unmöglich.

Nicht lange nachher hatte Schrader von Glaubitz erfahren, daß meine Gattinn einen Sohn geboren habe. Er hatte es ſeinen Freun-

den mitgetheilt, und Alle behielten mich und dieſen Knaben im Auge. So oft ich in ihre Gegend kam, oder Glaubitz mich beſuchte, fragte man nach dem Fortgange der Sache, und wiegte den Kopf bedenklich, ſo oft er oder ich Hoffnung zur Erfüllung jenes Verſprechens machten.

Als Karl vier bis fünf Jahr alt war, nahm ich ihn mit mir nach Klein-Ottersleben. Herr Schrader ſah ihn, gewann ihn ſehr lieb, und fühlte allerdings, daß der Knabe nicht außerordentliche Anlagen beſitze, meinte aber doch, es ſei wahr, ich werde viel aus ihm bilden. So ging es fort bis zum Jahre 1810. Alljährlich überzeugte ſich Herr Schrader mehr davon, daß ich meine Aufgabe glücklich löſe, bis er mir es in dem genannten Jahre ſchriftlich erklärte.

Der Brief iſt um ſo auffallender und merkwürdiger, weil der Augenſchein und die genauſten Erkundigungen bei ſeinem und meinem vertrauteſten Freunde ihn zwar gezwungen hatten, einzuräumen, daß geſchehen ſei, was ich verſprochen und er bezweifelt hatte; weil er aber dennoch ſich nicht entſchließen

konnte, ſein und ſeiner Freunde Vor-Urtheil ganz zurückzunehmen. Er blieb bei dem allen gewiſſermaßen nach wie vor mein Gegner. Wie ſehr gereicht es folglich ſeinem Verſtande und Herzen zur Ehre, daß er mit Enthuſiasmus alles eingeſteht, was geleiſtet war, und alles einräumt, was er ſelbſt vorher für undenkbar hielt. Doch, hier ſind ſeine eignen Worte.

Langenweddingen, den 3. Junius 1810.

Hochgeſchätzter Freund!

Sie haben Wort gehalten! — Ihr Karl iſt das geworden, ja noch mehr geworden, als Sie vor ſeiner Geburt von ihm verſprachen. Als Sie mir ohngefähr vor zehn Jahren in Beiſein unſers verewigten Freundes Glaubitz mit Entzücken erklärten, daß Sie Hoffnung hätten, Vater zu werden, daß Sie innig wünſchten, Vater eines geſunden Sohnes zu werden, ſo ſetzten Sie die mir unvergeßlichen Worte hinzu: „Wenn mein „Sohn geſund organiſirt ſeyn wird, ſo bin „ich feſt entſchloſſen, ihn zu einem ausge„zeichneten Menſchen zu bilden!“

Ich ſetzte Ihnen damals entgegen, daß Sie das Gelingen Ihres Lieblingsplanes nicht von der Geſundheit des erwarteten Knaben allein, ſondern von ſeinen beſonders glücklichen Naturanlagen hoffen müßten. Sie erwiderten darauf: chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut. Ich fuhr fort, mein Bedenken darüber zu äußern, allein Glaubitz ſetzte mir entgegen, daß Sie bereits in der Schweitz einen Knaben, der von ſeinen bisherigen Erziehern als faſt ſtupid aufgegeben worden ſei, in kurzer Zeit zu einem mehr als gewöhnlichem Menſchen umgebildet hätten. Ich verſprach Ihnen damals, mein Urtheil ſo lange zu verſchieben, bis der Knabe ſelbſt erſcheinen und für oder gegen Ihre Behauptung ſprechen würde. Jetzt nun iſt er da, dieſer Knabe. Ich ſehe in ihm männliche Reife mit kindlicher Unſchuld und Güte im ſeltenſten Vereine — ein liebenswürdiges Bild der veredelten Menſchheit! — O, führen Sie mich in ein Zimmer mit ſolchen Menſchen angefüllt; ich werde mich dann der Erde entrückt im Kreiſe höhe-

rer Geiſter wähnen! — Ja, Freund! Sie haben nicht nur Wort gehalten, Sie haben noch mehr geleiſtet, als Sie verſprachen. Ich fühle mich verpflichtet, dies Ihnen ſchriftlich zu erklären, um Ihnen die Gerechtigkeit zu geben, die Ihnen gebührt. Allein ſo glänzend auch der Erfolg Ihrer Bemühungen geweſen iſt, ſo wenig wird es Ihnen gelingen, die Pädagogen von der Wahrheit Ihres aufgeſtellten Grundſatzes zu überzeugen. Ueberall wird man ſagen: „Wie glücklich iſt der „Vater, dem ſolch ein Sohn geboren wurde!“ Man wird die Vorzüge des Knaben, mehr der Natur und den Anlagen des Kindes, als der Kunſt und dem Verdienſte des Vaters zuſchreiben. Und ganz offen geſagt, auch ich gehöre mit zu denen, die da ſagen: „Wenn Karl nicht glücklich organiſirt ge„weſen wäre, ſo würde er das nicht gewor„den ſein, was er gegenwärtig iſt.“ Zwar kenne ich Ihr nicht gemeines Verdienſt um ihn. Ich kenne Ihre Kraft, Ihre ſeltene Ausdauer, und die feſte Beharrlichkeit, mit der Sie Ihre Zwecke verfolgen. Ich weiß es, daß dieſer Knabe der Punkt war, um den ſich

Ihr ganzes bisheriges Leben mit ſeinem geſammten Thun und Wirken drehte; wie Sie alles, Reden und Schweigen, Kommen und Gehen, Arbeiten und Ruhen, ja alles was den Knaben umgiebt, in nähere und entferntere Beziehung auf ihn und Ihren Zweck zu bringen wußten; wie Sie hierbei unermüdet, ununterbrochen, mit immer gleicher Kraft und Lebendigkeit Jahre lang wirkten. Ich kenne ferner die Allmacht, mit der Ihre, in ihrer Art einzige Beharrlichkeit auf alle diejenigen zu wirken weiß, auf die Sie wirken wollen — allein deſſen ungeachtet kann ich jenen Pädagogen nicht Unrecht geben. Es iſt nicht bloß ſchwer, ſondern ganz unmöglich, den verhältnißmäßigen Antheil zu beſtimmen, den Natur und Kunſt an der Bildung des Menſchen haben, weil während des Bildungsgeſchäfts beide in gegenſeitiger Wechſelwirkung mit einander ſtehen. Es wird Ihnen auch in Ewigkeit an einem Erfahrungsbeweiſe mangeln, wodurch Sie darthun möchten, daß Sie einen zwar geſunden, aber doch nicht grade günſtig oder glücklich organiſirten, Knaben durch die Kunſt der Behandlung allein

zu

einem ausgezeichneten Menſchen gebildet hätten. Indeſſen wird Ihr angeſtellter Verſuch in jeder Rückſicht merkwürdig und wichtig für die Pädagogik bleiben, und die ausführliche Darlegung Ihrer Methode ein ſehr ſchätzbares Geſchenk für das Publikum ſein. Freilich wird ein Witte dazu gehören, dieſe Methode in Ausübung zu bringen, und darum ſtehe ich Ihnen dafür, daß ſie wenig Nachahmer finden wird. —

Schrader.

Prediger in Langenweddingen bei Magdeburg.

Es ſcheint mir, ich könne wohl nicht deutlicher beweiſen, daß ich meiner Sache ſchon gewiß war, ehe ich ſie auszuführen anfing. Für den Ungläubigen ſei indeß noch Folgendes hinzugefügt:

Der noch lebende Karl iſt unſer zweites Kind. Das erſte, ebenfalls Karl getauft, war ſo vorzüglich wohlgebildet, daß es Jedermann angenehm auffiel. Es vereinigte die vortheilhafteſten Züge von Vater und Mut-

ter höchſt glücklich in ſich; die minder vortheilhaften hatte die Natur ihm nicht gegeben. Das Kind gehörte zu den äußerſt wenigen, welche bei der Geburt ſchon eine ſprechende Phyſiognomie haben. Es war ein erwachſener Menſch im Kleinen. Ein junger Mann in Halle, der ſehr wohlgetroffene Schattenriſſe machte, bat ſich es aus, das Kind im Sarge abzuzeichnen. Er that es, und ich beſitze dieſen Schattenriß noch. Jeder, der ihn erblickt, fühlt die Wahrheit des oben Geſagten.

Dabei war es körperlich ohne Fehler und ſehr geſund und kräftig. Aus ihm hätte ich alſo — menſchlichem Anſehen nach — weit mehr bilden können, als aus ſeinem ſpätern Bruder. Wirklich war das auch mein Wille. Aber, die Gottheit hatte es anders beſchloſſen.

Da das Kind mit unbeſchreiblicher Sorgfalt behandelt, und äußerſt reinlich gehalten wurde, ſo weinte es niemals. Am zehnten Tage wurde es getauft, und nach der Lochauiſchen Sitte deshalb in die Kirche getragen. Das hätte ſicher nichts geſchadet, wenn es mit der gehörigen Vorſicht geſchehen

wäre. Aber, die Hebamme! — Ach, das iſt (beſonders auf dem Lande) noch heutiges Tages ein furchtbares Wort! —

Der verſtorbene Geh. Rath Mekel (mein Arzt) hatte uns die beſte in der Gegend angerathen, und wir nahmen ſie. Aber dennoch hat ſie uns dies Kind getödtet, und dem noch lebenden großen Schaden zugefügt.

Der Tauftag war ein rauher Frühlingstag. Ich blieb alſo ſelbſt dabei, bis das Kind in eine dicke flanellene Windel eingeſchlagen, und dann erſt in das feine Taufzeug gewickelt war. Jetzt ging ich wieder zur Geſellſchaft.

Die Hebamme, die ſchon früher das Taufzeug bewundert, und das Einſchlagen des Kindes in die wollene Windel ungern geſehen hatte, maßt es ſich in meiner Abweſenheit ohne weiteres an, das Kind wieder auszuwickeln, den Flanell wegzulaſſen, und das Kind (das noch mit feiner Leinwand umgeben war) bloß in das ſehr zarte Taufzeug zu winden. Meine Gattin macht ihr dagegen Vorſtellungen. Sie redet aber die junge, noch völlig unerfahrne, Frau damit nieder:

Das müſſe ſie beſſer verſtehn! Das Kind ſei ſo mehr als warm genug. Jetzt ſei es ſchön wie ein Engel, aber vorher — u. ſ. w. Meine Frau giebt endlich nach. Ich weiß von dem allen nichts. Das Kind wird zur Taufe getragen; unterweges noch auf dem Hin- und Herwege abgedeckt, und der gaffenden Menge gezeigt.

Das unglückliche Opfer der Unvernunft ſchlief. Ach, aber es war ſein letzter Schlummer. Ich bemerkte bald, daß es im Schlafe lächelte, und erſchrack, weil ich wußte, daß das innerliche Zuckungen zu bedeuten pflege. Ich machte die Hebamme darauf aufmerkſam; aber ſie erklärte es für unbedeutend. Wie leicht wäre jetzt noch dem Kinde zu helfen geweſen, wenn ſie aufmerkſam geworden wäre, ihren Fehler gefühlt und wieder gut gemacht hätte.

Das Lächeln dauerte fort, ja es nahm zu. Meine Angſt ſtieg im gleichen Grade. Endlich erwachte das Kind; aber zum erſten Male während ſeines bisherigen Lebens mit einem durchdringenden Geſchrei. Ich ahnete nun, daß es erkältet ſein müſſe; aber ſie ſtritt

es mir mit Keckheit ab. Ich wollte Mittel gegen Erkältung anwenden laſſen, aber ſie litt es nicht, weil ſie dadurch ihren Fehler eingeräumt hätte. Das Kind ſchrie bis tief in die Nacht, ohne zu ſchlafen und ohne zu ſaugen.

Ich hielt meine Beſorgniß nun für beſtätigt, aber die Hebamme beſtritt ſie mehr als je, und erklärte das Schreien und Nichttrinken für Eigenſinn. Ich fühlte das Unvernünftige davon ſehr wohl; aber was ſollte ich thun! — Sie war mir als die beſte, von Mekel examinirte und approbirte, Hebamme von ihm empfohlen; ſie war älter als ich, und hatte lange Erfahrung. Ich mußte alſo ſchweigen, und ſie verwies fortdauernd zur Geduld.

Von Zeit zu Zeit hatte ich dem Kinde einen Finger in den Mund gegeben, um zu verſuchen, ob es ſaugen wolle. Es mußte Hunger oder Durſt haben, denn es ſog oft mit Heſtigkeit. Aber ſchnell ließ es den Finger wieder fahren, und ſchrie durchdringender als zuvor. Als ich am zweiten Abend daſſelbe that, konnte ich die Kinnladen des Kindes nicht auseinander bringen. Ich befragte

die Hebamme ängſtlich darüber. Erſchrocken verſuchte ſie es ſelbſt; fand, daß ich Recht hatte und ſagte: Großer Gott! das iſt der Mundkrampf! Ja, wenn es dann das Einzige auf der Erde wäre, ſo iſt es nicht mehr zu retten.

Ich ſchickte ſogleich einen reitenden Boten nach Halle, und meldete den Vorfall meinem Arzte und Freunde ſchriftlich. Er kam augenblicklich, aber, es war zu ſpät! —

Donnernd fuhr er die Hebamme an, was ſie mit dem Kinde gemacht habe? Und da zugleich meine Gattin ihn fragte, ob es vielleicht geſchadet haben könne, daß das Kind ohne die wollene Windel in die Kirche getragen ſei, ſo kam alles heraus. Mekel war unermüdet, mein Kind zu retten; aber — es ſchlummerte am andern Morgen in eine beſſere Welt hinüber.

Mein Schmerz war gränzenlos, denn ich verlor durch den Unverſtand eines Weibes den erſten innigſt geliebten Gegenſtand meiner Vaterfreuden, und mit ihm die Hoffnung, mein Ideal der Erziehung an einem eignen Kinde zu verwirklichen.

Aber ich mußte meinen tiefen Gram verbergen; denn die junge Wöchnerinn, die das Kind ebenfalls unausſprechlich geliebt hatte, lief Gefahr, unter ihrem Jammer zu erliegen. Ich zwang mich alſo, heiterer zu ſcheinen, und rettete ſie glücklich. Nie indeß, ſo lange ich athme, werde ich jene tiefe Wehmuth ganz verlieren, die mich damals faſt zermalmte. Ach, ich fühlte nur zu gewiß, daß ich nimmer wieder ein ſo glücklich gebildetes Kind mein nennen werde.

Da ich dies Alles der Wahrheit gemäß erzählt habe, ſo wird man mir um ſo eher glauben, wenn ich im Betreff des noch Lebenden das Gegentheil ſage.

Er wurde am erſten Julius, Dienſtags Nachmittags um drei Uhr, im Jahre 1800 in Lochau (zwei Stunden von Halle) geboren. Sein Aeußeres verſprach gar nichts; denn die ebene Fläche des Geſichts war nur durch zwei große Oeffnungen (die Augen) und durch einen kleinen Aufwurf (die Naſe) unterbrochen. Uebrigens war er indeß am Körper vollkommen geſund. Meine Gattin, der das verſtorbene Kind noch immer vor Augen

ſchwebte, erſchrack bei ſeinem Anblick. Ach, ſagte ſie bald nachher zu mir: „er iſt ſo „häßlich! ich fürchte, es wird nie viel aus „ihm werden.“

Ich ſprach ihr Muth ein, — und Geduld, bis wir Gelegenheit haben würden, die erſte Aeußerung ſeines Geiſtes zu bemerken. Dann wolle ich ihr ſagen, ob ich hoffe oder fürchte. Dieſe Gelegenheit fand ſich ſchon nach einigen Monaten.

Ich trat nämlich einſt in das Zimmer meiner Frau, und ſagte lebhaft: „Da ſind „ſchon wieder Kühe auf unſerer Wieſe — —“ In demſelben Augenblicke ließ Karl, der eben geſäugt wurde, die Bruſt der Mutter fahren, ſah ſich nach mir um und lächelte.

Sogleich unterbrach ich mich ſelbſt, und rief aus: „Gottlob, der Junge iſt nicht dumm! „nun will ich auch einen ausgezeichne„ten Menſchen aus ihm bilden.“

So wenig verlangte ich von der Natur, um meine Ideen verwirklichen zu können. Meine Gattin lächelte damals, und noch oft nachher, über mich, weil ſie meinte, daß dieſe Handlung des Kindes ſo gut wie

gar nichts beweiſe. Mir aber war ſie hinreichend, denn ich verlangte bloß, daß er „nicht dumm geboren ſein ſolle.

Meine Verwandten, Freunde und Bekannten waren völlig der Meinung meiner Frau. „Karl wird gewiß einmal ein guter, „braver Menſch“ hieß es; „Auch lernt er „ſicher unter Ihrer Leitung alles ihm Nöthige; aber — mehr als das ganz Gewöhnliche kann er nicht werden, denn, — denn „die Natur hat es ihm verſagt!“ Ich blieb bei meinen Hoffnungen, weil ſie für mich Ueberzeugungen waren, und man deutete an, was meine Frau oft ausſprach: die väterliche Eitelkeit hege da ſanguiniſche Hoffnungen, wo doch an dergleichen nicht zu denken ſei. —

Dies dauerte bis zum dritten oder vierten Jahre des Kindes fort. Sein Verſtand bildete ſich langſam, folglich für die nächſten Umgebungen unmerklich. Doch bemerkte ich es, und machte meine Gattin darauf aufmerkſam. Es ging mir aber jedesmal wie an dem Tage, als er meinetwegen die Bruſt fahren ließ.

Sie (und unſre Freunde) hielten die etwanigen Geiſtes-Aeußerungen für zu unwichtig, um mehr daraus zu folgern, als — daß das Kind nicht gradezu dumm geboren ſei.

Fünfter Abſchnitt.

Warum hoffte ich ſo viel, bei ſo wenigem Anſchein?

Es iſt wahr, daß ich dies that; aber ich hatte dazu vernünftige Gründe. Ich ſelbſt weiß mich ein redendes Beiſpiel, daß man ein menſchliches Weſen durch fehlerhafte Erziehung verderben, und durch eine beſſere erheben kann. Die weitere Auseinanderſetzung hiervon iſt zum klaren Verſtehen dieſes Buches wichtig. Da ſie aber hier eine zu große Abſchweifung veranlaſſen würde, ſo verweiſe ich in Betreff derſelben auf die Lebensgeſchichte des Einſiedlers Karlo in den Appeninen, und bitte ſehr, dieſe zu leſen.

In meinem zwölften Jahre war ich ſelbſt an Leib, Geiſt und Gemüth ſo ganz verderbt, daß es mir kaum begreiflich iſt, wie ich

noch das habe werden können, was ich geworden bin.

Aehnlicher Beiſpiele, jedoch im minderen Grade, habe ich an meinen Freunden und Bekannten viele erlebt.

Kaum fing ich an, ſelbſt Unterricht zu geben, ſo ſtaunte ich oft die überraſchenden Entwickelungen der Geiſteskräfte an, welche bis dahin zu ſchlafen geſchienen hatten.

Schon im vierzehnten Lebensjahre unterrichtete ich in Salzwedel mehrere meiner Mitſchüler, und beobachtete ſie unwillkührlich.

Ich hatte an demſelben Orte ganz entgegengeſetzte Lehrer: fähige und unfähige, gelehrte und ungelehrte, gutherzige und ſchlechte. Wie ſehr verſchieden waren die Wirkungen ihrer Bemühungen! — Das drang ſich mir klar auf. —

Dann kam ich nach Berlin unter Gedike's Leitung. Er ſchien ſich weniger Mühe zu geben, als einer ſeiner Kollegen, der ihm zunächſt ſtand, und wirkte doch unendlich mehr. Eine Frage von ihm, eine Hinweiſung, ein belehrender Scherz, entzündete oft einen ſchlafenden Funken, und

fachte ein heilſames Feuer an; ſtatt daß man von Jenem nur Alltagsſachen hörte, und — lernte.

Nach einigen Monaten würdigte mich Gedike, in einer Erziehungsanſtalt, welcher ſeine Schweſter mitvorſtand, mich zum Lehrer vorzuſchlagen. Ich benahm mich, aus ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, link dabei, denn — ich docirte jungen Mädchen von eilf bis dreizehn Jahren die Geſchichte vor. Er lachte mich aus, und wies mich zurecht. Sobald ich den freieren Erzähl- und Frageton traf, gab er mir ſeinen Beifall zu erkennen, und munterte mich zu noch größerer Freimüthigkeit auf.

Die Kinder hörten mir in kurzem gern zu. Man übertrug mir mehr Unterrichts-Stunden; ja ich ſollte immer noch mehrere übernehmen, denn meine Schülerinnen lernten gern und viel dabei. Auch die Tochter des Kaufmanns B. und die Söhne des Profeſſor Voitus unterrichtete ich mit Glück. Alle drei Weſen waren aber ſehr von einander verſchieden; ich mußte folglich jedes derſelben auf eine eigenthümliche Art ergreifen. Dadurch

wurde ich zuerſt gewahr, daß man auch mit dem langſamern Kopfe viel ausrichten kann, wenn man es nur darnach anfängt.

In Halle wurde ich nach einigen Monaten der Lehrer und Miterzieher der nachgelaſſenen Tochter des verſtorbenen Oberbergraths Goldhagen. Auch bei ihr mußte ich meine Unterrichtsart modificiren, und machte in drei Jahren manche belehrende Erfahrung.

Schon von Berlin aus reiſete ich, und beſah, ſo oft ich konnte, Schulen und Erziehungsanſtalten. Von Halle that ich dies noch weit mehr, und wurde mit Salzmann, Campe, Trapp, Rochow, (Becker) u. ſ. w. näher bekannt, ſprach mit ihnen über ihre Methoden, machte Einwendungen, und horchte auf ihre Belehrungen.

Jetzt ward ich nach der italiäniſchen Schweitz in eine Familie von Salis berufen, um den älteſten Sohn des Hauſes, Herkules, zu erziehen. Ich reiſete über Roſtok, Hamburg, Düſſeldorf, den Rhein hinauf, beſuchte Pfeffel, und lernte bald nachher auch Peſtalozzi kennen, deſſen Lienhard und Gertrud ich ausnehmend lieb gewann, und das

Wichtigſte aus allen vier Theilen auszog, ungeachtet ich das Werk ſelbſt beſaß. Ich habe immer geglaubt, und glaube es noch, daß dies Buch mehr ein Buch für (Väter und) Mütter iſt, als das, welches dieſen Titel führt. Peſtalozzi ſelbſt hat mir darin nicht Unrecht gegeben.

An Herkules von Salis fand ich einen höchſt verzogenen Knaben von etwa ſieben Jahren. Der Vater war ſo hypochondriſch, daß man ihn wohl melancholiſch nennen konnte. Die Mutter dagegen, voll leichten Sinnes, dachte neben ihrer Wirthſchaft nur an ihre Zerſtreuungen. Um Herkules kümmerte ſie ſich deſto weniger, weil ſchon fünf Kinder da waren, und ein ſechstes erwartet wurde.

Die Großmutter, eine ſehr verſtändige Frau, ſagte: „ich verſtehe es nicht genug! „Aber ich fühle, daß der Knabe verloren „geht, wenn er nicht bald einen Erzieher be„kommt.“

Der Großvater hingegen hatte grade dazu keine Neigung, denn er liebte ſeinen Enkel über die Maßen, verhätſchelte ihn in jeder Art und lehrte ihn — Dinge, die er

beſſer nicht gelernt hätte, weil ſein Herz wenigſtens dann reiner geblieben wäre.

Ich erhielt ihn aufgedunſen, klein, bleich, kränklich, dickbäuchig, pfiffig, ohne doch verſtändig oder klug zu ſein, voll Widerwillen etwas zu lernen, und voll Furcht vor mir, ſeinem künftigen Lehrer: denn wenn der Großvater in den letzten Monaten ihm recht arg hatte drohen wollen, ſo ſagte er: „Warte „nur, wenn nur erſt der Herr Witte kommt, „der ſoll dir es ſchon eintreiben!“

Zu allem dieſem Unvortheilhaften kam noch, daß er kein Wort deutſch oder franzöſiſch verſtand, von dem italiäniſchen aber bloß die ganz gemeine Pöbelſprache. Er hatte ſie von dem Geſinde, mit dem er ſehr viel umging, gelernt, und man ließ es dabei, und ſprach dies Kauderwelſch mit ihm.

Ich verſtand ihn daher im Anfange faſt gar nicht, und er mich ebenfalls wenig.

Das Böſeſte war aber, daß er ſeine jüngeren Geſchwiſter beherrſchte, und beſonders einen armen fremden Knaben, den der Großvater ihm als Geſellſchafter zugegeben hatte, mit Worten und Thaten mishandelte,

ohne daß dieſer es vergelten durfte, oder gehört worden wäre, wenn er es gewagt hätte, zu klagen.

So in jeder Hinſicht verdorben erhielt ich ihn, und bat es mir aus, in den erſten drei Tagen nichts zu thun, als — beobachten.

Dann ließ ich mir von den vier genannten Perſonen für die nächſten drei Monate unbedingte Folgeleiſtung und Nachſicht mit meinem Verfahren verſprechen, und handelte ganz ſo, als wenn ich der Vater des Kindes wäre.

Sobald Herkules erwachte, mußte er aus dem Bette; denn ich erwartete jenen Augenblick in irgend einem Buche leſend. Bisher blieb er wohl noch Stundenlang liegen, aß und trank im Bette, langweilte ſich, oder vertrieb ſich die Zeit, Gott weiß, womit! — Ach, dieſes Lungern im Bette bringt gewöhnlich unſäglichen Schaden!

Vormals zog ein Diener ihn nachläſſig an, denn er litt es nicht anders. Waſchen ließ er ſich faſt nimmer. Jetzt half ich ihm ſelbſt beim Anziehen, aber — alle Tage weniger,

niger, und nach kurzer Zeit mußte er alles ſelbſt thun. Ich wuſch mir, neben ihm, alle Morgen Geſicht, Hals, Hände und Arme mit Seife; und machte ihm den großen Nutzen davon begreiflich. Er that es mir bald nach, und befand ſich heiter und wohl dabei.

Das Familien-Frühſtück war eine Art von Mahlzeit, bei welcher Herkules, neben dem Großvater ſitzend, gewöhnlich ſchon zu viel zu eſſen pflegte. Jetzt mußte er bei mir ſitzen, und nur das Nothdürftige genießen. Zwei oder drei Mal wählen, wie er ſonſt that, durfte er gar nicht mehr.

Dann gingen wir, wenn das Wetter nicht zu heiß war, aus; ſo weit ich ihn in Abſätzen zu bringen vermochte. Auf dem Wege unterhielt ich ihn nützlich und angenehm; und ſo erreichte ich es mit der Zeit, daß wir ſehr große Luſtgänge machten.

Sonſt trank er nichts, als Wein oder Kaffee, ſelten Thee. Jetzt reines Waſſer, und faſt nie etwas anderes.

Mittags, wo wir zehn Gerichte hatten, durfte er nur von zweien, und zwar nur von den einfachſten, eſſen.

Nachmittags gingen wir abermals aus, immer ſo weit als möglich. Nur wenn es zu heiß war, warteten wir bis gegen Abend. Vor Einbruch der Nacht kehrten wir ſelten zurück.

Alle Gegenſtände gaben uns Stoff zur Unterhaltung. Da ich zugleich die Tochter, Luiſe, etwa ein Jahr jünger als Herkules, mit ihm erzog, und ſein Vetter Max, der ſeines Alters war, mir bald nachher auch übergeben wurde, ſo konnten wir vier unter einander uns ſchon ſehr zerſtreuen. Oft aber begleitete uns auch der Vater, deſſen Hypochondrie ſich dadurch allmählig verlor, und der uns durch ſeinen gebildeten Geiſt bald weſentlich nothwendig ſchien.

Kamen wir dann am Abend zu Hauſe, ſo beſchäftigte ich die Kinder (grade wie des Mittags) bis zum Eſſen mit dem Einlegen von Pflanzen, oder Wegpacken von Mineralien, oder Beſehen von Bildern, oder Erzählen lehrreicher Geſchichten, oder Leſen angenehmer Anekdoten.

Kaum hätte Herkules von den fünf Gerichten, die des Abends aufgetragen wurden,

eins gegeſſen, und ſich nothdürftig geſättigt, ſo war er müde, und ging gern zu Bette.

Dieſe Lebensweiſe feſſelte ihn ſchnell an mich; denn er hatte nie Langeweile, und fühlte ſich immer wohl und heiter, bald ſogar merklich kräftiger als zuvor. Sobald er einmal wußte, daß ich ſeinem Eigenſinne durchaus nicht nachgab, ſo hörte er bald auf, willkührlich zu wollen, und dies beförderte ſeine Heiterkeit auf's neue.

Nach einigen Monaten wurde er ſchlanker, und fing an zu wachſen. Seine Augen bekamen Feuer und ſeine Wangen Röthe. Er aß mit ſehr gutem Appetite, und ſchlief wie ein Stein. Man bemerkte ſogar, daß er auffallend klüger und verſtändiger, beſonders folgſamer wurde.

Jetzt erſt fing ich an, ihn regelmäßig zu unterrichten; zuerſt nur wenig, und nur Vormittags, z. B. wenn es zu heiß war, um zu gehen. So wie ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte zunahmen, und ſo wie er ſeine Fortſchritte gewahr wurde, wuchs auch ſeine Neigung, etwas lernen zu wollen. Er

bat jeßt um Unterricht, und lernte nach einiger Zeit ſo ſchnell und leicht, daß ſeine Eltern und Verwandte eine große Freude darüber hatten. Selbſt der Großvater fing an, es mir zu verzeihen, daß ich ſeinen Enkel an mich gefeſſelt hatte, und daß ich ihn ſtreng zur Ordnung, zum Fleiße und zur Sittlichkeit anhielt.

Die Eltern liebten und behandelten mich wie ihren Bruder, und die Verwandten und Freunde des Hauſes bewieſen mir ihre Achtung und Freundſchaft oft auf eine ſehr rührende Art.

Herzlich mußten wir alle lachen, als einſt ein lange entfernt geweſener Vetter den Herkules, von deſſen Kenntniſſen er gehört hatte, prüfte. Er war ausnehmend wohl mit ihm zufrieden, küßte ihn wiederholt, und ſagte mir viel Schmeichelhaftes. „Aber,“ ſetzte er am Ende hinzu, „geſtehen Sie auch, lieber „Herr Witte, daß Sie ſehr glücklich geweſen „ſind, auf einen Knaben zu treffen, der ganz „ungewöhnliche Anlagen hat. Der gute Sa„me Ihres Unterrichts fiel auf ein herrliches „Land.“ — Ich verwies ihn auf beide El-

tern, die daneben ſtanden, und dieſe ſchilderten ihren Sohn, wie er zwei Jahre zuvor noch geweſen war.

Viertehalb Jahre erzog ich dieſen Knaben, denn als ich nach achtzehn Monaten die Schweiz verlaſſen wollte, hielt man mich durch die freigebigſten Anerbietungen noch zwei Jahre zurück.

Herkules ging in der ganzen Zeit ſehr glücklich vorwärts. Mein Nachfolger erſetzte mich vollkommen. Unſer Zögling zeichnete ſich in Paſſy in der Kriegsſchule ſehr aus, wurde höchſt ehrenvoll zum Offizier ernannt, und genoß bis zu ſeinem Tode im Regimente der innigſten *Achtung* und *Liebe*.

So *viel* war mir geglückt, ungeachtet ich den Knaben zu *ſpät*, (denn er war ſchon ſieben Jahre alt, und ~~war ſchon~~ vielfach verdorben) bekommen hatte. Ich machte daraus, und aus früheren ähnlichen Erfahrungen den Schluß, wie *unendlich mehr* ſich erreichen laſſen müſſe, wenn man die Erziehung und Bildung *früher*, ja *wenn man ſie von der Wiege anfange*.

Herkules hatte, neben mehreren andern Geſchwiſtern, auch eine Schweſter, die etwa ein Jahr alt war, als ich in's Haus kam. Das Kind war eher ſchön als häßlich, und natürlicher Weiſe noch unverdorben. Beides machte mir Freude, und ich beſchäftigte mich viel mit demſelben. Alle Viertelſtunden, die ich abmüßigen konnte, brachte ich mit Perpetuen, (ſo hieß ſie) zu.

Anfangs trug ich ſie, nachher ging ſie an meiner Hand. Mit Veränderungen nach dem verſchiedenen Verhältniſſe, that ich mit ihr, was ich mit Herkules (und den zwei andern Kindern) that, und die Erfolge waren bei ihr noch weit auffallender. Sie blühte ſo ſchön auf, ſie wurde ſo überaus klug und geſcheut, daß man allgemein meinte, Perpetua von Salis-Tagſtein ſei eine Art von Wunder. Nach einigen Jahren ſchon kannte ſie alle Gegenſtände im Hauſe und Garten, genauer und richtiger, als mancher Erwachſene, und ſprach ſo ausgezeichnet fromm und verſtändig, daß es uns nicht ſelten bis zu Thränen rührte. Sie ahnete die Gottheit in Allem, im Veilchen wie im Eichbaume, im

Sonnenſtrahle, wie im Thautropfen, im furchtbarſten Gewitterſturm wie im leiſeſten Lüftchen, in ſich ſelbſt wie in ihren menſchlichen und thieriſchen Umgebungen.

Da wollte Ihr unglückliches Schickſal, daß ſie die Blattern bekam. Ich erbat mir ſogleich und mit der wärmſten Liebe die Erlaubniß, ſie zu warten und zu pflegen, beſonders auch darauf zu ſehen, daß ſie ſich nicht kratze, denn die Blattern waren, leider, ſehr bösartig.

Die Eltern, und beſonders die Mutter, liebten aber das Kind übermäßig; ſie beſorgte daher namentlich, daß ich zu pünktlich und feſt verfahren möchte, und verſprach dem Dienſtmädchen einen neuen Anzug zum Geſchenke, wenn ſie — unter meiner Leitung — das Kind zu ſeiner Zufriedenheit warten und pflegen werde. Ein elender Arzt, der ſeiner Unwiſſenheit wegen, Prahler und Schmeichler zugleich war, verſicherte, es habe nichts zu bedeuten, wenn ſich Perpetua auch ein wenig kratze. Er beſitze eine Salbe, die jede Pockennarbe binnen Jahr und Tag gänzlich verſchwinden mache. Und ſo ein armes

Kind müſſe ſich doch auch etwas Linderung verſchaffen.

Dies Geſchwätz war ein Hauptgrund, daß das Dienſtmädchen zur Pflege des Kindes beſtimmt wurde. Kaum hörte ich, was beſchloſſen war, als ich eine der traurigſten Vorherſagungen ausſprach, die aber weit ſchrecklicher noch erfüllt wurde.

Das Dienſtmädchen hatte beſtändig den verſprochenen Anzug im Auge, ſuchte alſo das Kind immer zu beſchwigtigen. Es durfte ſich folglich kratzen, ſo viel es nur wollte. Ich fühlte bald, daß ich überflüſſig ſei, und zog mich mit tiefer Wehmuth zurück.

Ach, ich hatte nur zu richtig gefürchtet. Perpetua ſtand nach einem langen Krankenlager, in welchem ſie mehrmals dem Tode ganz nahe war, endlich wieder auf; aber das ſchöne, das ſehr ſchöne Kind war jetzt eins der häßlichſten geworden, die ich je geſehn habe. Ihr himmliſches Auge, voll Geiſt und Feuer, hatte ſie freilich noch. Ja, es drückten ſich in demſelben allmählig auch Züge von Wehmuth und Milde ab, die vielleicht von zurückgebliebenen Uebeln, ſo wie von dem

klaren Bewußtſein ihrer großen Häßlichkeit entſtanden.

Dies war aber auch das einzige übrig gebliebene Schöne an ihr, und — es ſtach mit dem übrigen ſchrecklich ab. Ihre Umriſſe waren verdorben und verzerrt, denn breite Nathen legten ſich über die Naſe hin, und um das Kinn herum. Der Charlatan ſchmierte und ließ ſich bezahlen, aber das Geſicht der armen Kleinen blieb, wie es war.

Bei ihrer ausgezeichneten Klugheit wußte ſie gar bald, daß ſie ſehr häßlich ſei, und pflegte mit kindlicher Unſchuld einen vergangenen längeren Zeitraum ſo zu bezeichnen: „O das iſt ſchon lange her! — Das war, „damals, als ich noch ſchön war. Jetzt bin „ich häßlich, ach, ich bin ſehr häßlich.“

Mir traten mehrmals Thränen in die Augen, wenn ich etwas der Art hörte. Denn wer hatte das engelſchöne Kind ſo grundhäßlich gemacht? — Die Mutter, der Arzt und das Dienſtmädchen. Und was war der Grund dazu geweſen? — Alberne Liebe [illegible]

Sie iſt häßlich und kränklich geblieben, bis an ihr frühes Grab. Vielfache Leiden und Zurückſetzungen — beſonders in dem glänzenden und eitlen Paris, wo die Eltern ſpäterhin lebten, — haben den reinen und klaren Spiegel ihrer Seele oft getrübt; aber ihr gediegener Verſtand und ihre Herzensgüte ſollen ſie, dem nähern Beobachter, unbeſchreiblich liebenswürdig gemacht haben. Gottlob, ſie hat überwunden! —

So liegt unſer ganzes Schickſal, unſre Geſundheit, unſre körperliche und geiſtige Bildung, unſre Heiterkeit, unſer ſogenanntes Glück, ſogar unſer Leben und Tod ſehr oft in höchſt unverſtändigen Händen. Sie zerknicken, ja ſie zertreten nicht ſelten, was ſich unter weiſerer Behandlung bis zum Allerhöchſten und Edelſten emporgeſchwungen haben würde.

Alle angeführte Erfahrungen überzeugten mich unwiderſprechlich, daß man etwas Wunderartiges wirken könne, wenn man ein, körperlich und geiſtig, nicht unglücklich organiſirtes Kind, gleich vom erſten Jahre an, mit ſteter Sorgfalt erziehe und bilde; wenn man

alles Gute und Nützliche in die Seele deſſelben pflanze und pflege, dagegen alles Böſe davon entfernt halte, oder doch ſogleich mit der Wurzel ausrauſe; beſonders wenn man in Beiden zugleich liebevoll und feſt verfahre.

Ich ſprach dieſen Satz ſchon damals oft aus, aber die Familie Salis verſicherte mich ſtets: ich habe allerdings recht, nur ſei das bei eigenen Kindern unausführbar. Die ihrigen hätte ich freilich äußerſt gut erzogen; aber bei den meinigen werde es mir gehn, wie tauſend andern Vätern, denen ich guten Willen, Vernunft und Kenntniſſe doch gewiß nicht abſprechen könne.

Ich ſchwieg dazu, und nahm mir vor, künftig zu thun, was ich vermöge, beſonders aber recht feſt zu werden im Gehorſam gegen die Geſetze der Vernunft.

In Deutſchland leitete ich noch ein Jahr lang einen ſechszehnjährigen Jüngling ſo ganz zur Zufriedenheit ſeiner Pflegeältern, daß ſie mir innig und thätig dafür dankten. Der Pflegevater konnte es kaum faſſen, als ich behauptete, ich nütze ſeinem Neffen (in ſeinem

Verhältniſſen und Umgebungen) äu‐ßerſt wenig; liebe er ihn wahrhaftig, ſo möge er ihn auf eine gute, aber entfernte Schule bringen. —

Ich mußte ihm zwar zugeben, daß ich ſeinem Neffen genützt habe, aber ich war zugleich feſt überzeugt, daß Fehler, die früher in der Seele tiefe Wurzel ſchlugen, ſchwer auszujäten ſind, ja daß man — in ſo fern man es erzwingen will, — einen Theil der guten Erde mit ausreißen muß. Der Satz wurde mir (auch durch dieſe Erfahrung) al‐ſo klarer als je zuvor: „Will man bei der Er‐ziehung etwas Tüchtiges leiſten, ſo ſoll man in der Wiege, auf dem Arme der Mut‐ter anfangen. Dann aber muß auch, — wenn Gott es nicht abſichtlich hindert — etwas Ausgezeichnetes, ich möchte ſagen: etwas für jetzt ganz Unbegreifliches, oder, ein, thörichter Weiſe ſo genanntes: Wunderkind dadurch entſtehen.“

In meinen ſo eben mitgetheilten, und — ſpätern Erfahrungen iſt die Antwort auf die Frage: Warum ich bei ſo wenigem

Anſchein ſoviel von meinem Sohne hoffte, enthalten.

Sechster Abſchnitt.

Iſt mein Erziehungswerk glücklich von Statten gegangen?

Die Art, wie ich meinen Sohn erzog, unterrichtete und bildete, muß wohl nicht bloß glücklich angefangen haben, ſondern auch fortgegangen ſein, weil die Aufmerkſamkeit der Gebildeten, und ſogar die thätige Theilnahme ganz verſchiedener, ja einander entgegengeſetzter Regierungen, nun ſchon länger als zehn Jahre hindurch mich und ihn im Auge behielten.

Als mein Sohn in ſeinem achten Jahre zuerſt bekannt wurde, lebten wir mit ihm auf einem Dorfe, Löchau bei Halle, in Umgebungen, welche an ſich wohl nicht geeignet waren, die Augen der Menge auf ein Kind zu richten. Eher geht dies an in einer Stadt, beſonders in einer großen Stadt.

Karls ungewöhnliche Ausbildung fiel ferner in einen Zeitpunkt, in welchem ganz Europa in ſeinen Grundfeſten erſchüttert und unſer Vaterland, Preuſſen, faſt zertreten war. Ich rede von den Jahren 1807 und 1808. Damals hatte man wahrlich andere Gegenſtände der Unterhaltung. Große und ſchreckliche Begebenheiten, Beſorgniſſe, Vorkehrungen, Hoffnungen, Sehnſucht nach Hülfe, Vereitelungen derſelben: Dies nur ſchien merkwürdig. Kleinigkeiten wurden natürlich überſehen.

Die Kenntniſſe eines Kindes mußten sehr bedeutend, ſie mußten ganz ungewöhnlich ſein, wenn ſie durch die alles verſchlingenden Weltbegebenheiten durchdringen, ſich Platz ſchaffen, und — feſtſtellen ſollten. Aber doch haben ſie dies gethan.

Jener Zeitpunkt war ferner ſehr ungünſtig; denn man war grade damals völlig allgemein gegen frühe Gelehrſamkeit eingenommen. Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, u. ſ. w. hatten lange und nachdrücklich dagegen geſprochen, und das Nutzloſe, ja Schädliche, früherer Beiſpiele der

Art anſchaulich dargelegt, und mit dem Namen Treibhauserziehung förmlich gebrandmarkt.

Da ich ſelbſt es mir zur Ehre rechne, ihr Schüler zu ſein, ſo geſtehe ich gern, daß ich ihre Anſicht auch hierin theilte, und mich nicht wenig verwunderte, unter meiner Leitung etwas entſtehen zu ſehen, wovor ich mich fürchtete.

Daher kam es denn auch, daß die erſte Nachricht davon in den öffentlichen Blättern, (der Brief eines Ungenannten in dem Hamburger Correſpondenten, worin er von der privat- und öffentlichen Prüfung meines Sohnes in Merſeburg, genaue Nachricht gab,) für unwahr, ja für unſinnig angeſehen wurde.

Daher kam es, daß ein däniſcher Gelehrter die ganze Thatſache rein wegleugnete, und aus innern Gründen wegleugnen zu müſſen wähnte. Nur erſt die vielen, auf wiederholte Prüfungen gegründeten, und mit der Namensunterſchrift verſehenen, Zeugniſſe von Männern, wie Schütz, Tieftrunk, Cäſar, Bek, Mahlmann, Roſt, und einer Menge andrer ausgrzeichneten Männer, zu welchen ſich bald

auch gelehrte Geſellſchaften und Univerſitäten geſellten, verſchafften dem Unglaublichſcheinenden Glauben. Bald erhoben ſich von allen Seiten Stimmen für die gute Sache; und nun erſt ward und blieb ſie als ausgemacht angenommen.

Natürlich ſchwiegen Neid und Bosheit nicht. Aber es waren nur ſehr wenige, und zwar elende Menſchen, die zum Theil aus Eitelkeit, zum Theil wegen früher von ihnen verübten ſchlechten Handlungen, die ich durchſchaute, und ihnen vorhielt, mir zu ſchaden ſuchten. (Die Beläge dafür wird man weiter unten finden.) Deshalb ſchlichen ſie faſt immer nur im Finſtern, (ohne Namen) oder mit der Blendlaterne, (unter angenommenen Namen).

Was hat es ihnen aber geholfen? Nichts. — Wahr iſt's, wenn meine Sache nicht ſehr reell geweſen wäre, ſo hätten ſie ſie gewiß erdrückt. Denn dann hätten ſie ſchnell der Nachbeter und Helfershelfer Viele gefunden, weil die gewöhnlichen Menſchen das Böſe leichter, ich möchte faſt auch ſagen: lieber glauben, als das Gute. Auch wür-

würden ſie kleine Mängel zu groben Fehlern, Mücken zu Elephanten umgeſtaltet haben.

Meine ganze Widerlegung beſtand darin, daß ich jedem Menſchen erlaubte, Karln zu prüfen und zu beobachten. Dadurch machte ich, ohne ein Wort darüber zu ſchreiben, ihre Läſterungen zu Schanden, und die gute Sache gewann bei allen Redlichen und Verſtändigen nur um ſo feſteren Fuß.

Daß Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, und Andere, mir ihre vernünftigen Bedenken mündlich oder ſchriftlich mittheilten, ohne je zu verachten, zu ſpötteln, zu läſtern, oder gar heimlich ein Bein unterzuſchlagen, verſteht ſich von ſelbſt. Sie achteten mein Unternehmen im hohen Grade, und bewieſen mir vom Anfang an innige Theilnahme und herzliche Liebe. Auch ſprachen ſie ſpäter ihre veränderte Ueberzeugung mit edler Wärme aus. Dafür waren und ſind ſie aber auch verehrungswürdige Männer, und Jene — verächt-

liche Geſchöpfe, welche das ſpätere Geſchlecht richten wird.

Der erwähnte Zeitpunkt war ferner höchſt ungünſtig, denn der Krieg und ſeine traurigen Folgen hatten alles aus ſeinen Fugen geriſſen. Preuſſen ſchien vertilgt. Die Einwohner deſſelben waren und wurden täglich mehr ausgeſogen. Zudem wohnte ich an dem einen äußerſten Ende der Monarchie, denn Lochau war ringsum von Sachſen umgeben. An Unterſtützung war alſo nicht zu denken, und doch mußte ich bald unſer Dörfchen verlaſſen, wenn Karl nicht ſtehen bleiben, d. h. zurückgehen ſollte.

Auf Preuſſen konnte ich nicht rechnen. Frankreich wollte Geld haben, nicht aber geben. Und Sachſen konnte kaum etwas thun wollen, weil bei mir durchaus keine phyſiſche Noth vorhanden war. Ich hatte eine gute Pfarre, und die ſchriftliche Verſicherung einer noch bei weitem beſſeren. Ich lebte auf einen anſtändigen Fuß, und genoß — in Leipzig ſelbſt! — mit den Meinigen alle Vergnügungen unſeres Standes.

Die Erziehung meines Sohnes war überdies nur noch im Keime. Unzählige beſorgten böſe Folgen davon. „Im zehnten bis „zwölften Jahre wird das arme Kind „ſterben, oder ſiech werden!“ das hörte man oft und mit wahrer Aengſtlichkeit ausſprechen.

Dennoch vereinigten ſich die Stadt und Univerſität Leipzig auf eine ſehr überraſchende Weiſe, und machten es mir durch ein bedeutendes Jahrgeld für meinen Sohn, und durch ſehr freundliche und vortheilhafte Anerbietungen für mich und meine Gattin möglich, meine Pfarre aufzugeben, und nach Leipzig ziehen zu wollen.

Daß dies nicht ohne die allerſorgfältigſte Unterſuchung, nicht ohne wiederholte Prüfungen meines Sohnes geſchehen ſein wird, ſagt ſich jeder Vernünftige ſchnell von ſelbſt.

Ganz eben ſo verfuhr die Franzöſiſch-Weſtphäliſche Regierung. Sie prüfte meinen Sohn ſehr oft und wirklich mistrauiſch; bot mir dann aber auch Geldunterſtützungen an, und zahlte ſie fortdauernd aus; ſelbſt

noch an dem Tage, an welchem die Ruſſen Kaſſel beſchoſſen.

Als Weſtphalen zuſammengeſtürzt war, ſorgte jeder meiner Gönner und Freunde ängſtlich für mich und meinen Sohn. Denn das ſieben Jahr lang methodiſch ausgeſogene und längſt erſchöpfte Preuſſen, mein und der Meinigen Vaterland, war in einem unabſehbaren Kriege begriffen, und Hannover, Braunſchweig und Heſſen machten ſchnell bekannt, daß Jeder aus einem andern Staate in den ihrigen Gekommene, ſich in den ſeinigen zurückbegeben möge, und verwarfen mit Heftigkeit alle Forderungen, die auf den Grund Weſtphäliſcher Anweiſungen bei ihnen angebracht wurden. Doch aber bezahlten mir alle drei Staaten ſchnell und freigebig, was ich auf jene Anweiſungen hin bittlich von ihnen forderte. Alle drei überzeugten ſich indeß zuvor, — vernünftiger und billiger Weiſe! — ob das, damals bei ihnen ſo ſehr mangelnde Geld, auch hier gut angewandt ſein werde.

Dann ermunterten mich viele Preußen aus den erſten Ständen, mich an unſern Mo-

narchen zu wenden. Lange wagte ich es nicht, weil der Zeitpunkt ſo höchſt unglücklich dazu war. Endlich, auf's neue ermuntert, that ich es, aber mehr anfragend, als bittend, und erhielt die großmüthigſte, ermunterndſte Antwort. Ja, es wurde mir, nach näherer Unterſuchung der Sache, mehr gewährt, als ich zu erbitten gewagt hatte. Wie huldvoll ſind ferner die Beweiſe der Königlichen Aufmerkſamkeit und Gnade, welche mein Sohn und ich in den letzten zwei Jahren, hier in Berlin, erfahren haben! —

Wo dies alles ſich zehn Jahre lang ununterbrochen erhalten hat, wo ſich die verſchiedenſten, entgegengeſetzteſten Menſchen, Gelehrte und Staatsdiener, ja Monarchen ſelbſt, ſtets und ſchnell zu ſo thätiger Mitwirkung vereinigten, da muß die Sache, derentwegen man dergleichen Aufopferungen mit Wohlwollen bringt, doch wohl gut ſein, und glücklich von ſtatten gehen. —

Eine Menge ſchriftlicher Glückwünſche und Bezeigungen von herzlicher Theilnahme, die größtentheils von Perſonen kamen, welche mir noch unbekannt waren; eine Menge per-

ſönlicher Beweiſe von Güte, Wohlwollen, Achtung und innigem Mitgefühl beſtätigen mir, daß mein Unternehmen fortdauernd gelang. Es hat die Edlern unſers Volkes und des Auslandes für ſich gewonnen, oder — Augen, Ohren, Sinne und Vernunft müßten mich gröblich betrügen.

Siebenter Abſchnitt.

Iſt die Erziehung meines Sohnes ſchon vollendet?

Von Seiten meiner iſt ſie es. Lange habe ich Denen widerſtanden, welche verſicherten, ſie ſei vollendet. Aber jetzt muß ich es zugeben. Schon in ſeinem eilften Jahre behaupteten mehrere Profeſſoren in Göttingen, ich habe nicht nöthig, meinen Sohn in die Kollegia zu begleiten. Er wiſſe ſich ſo gut zu nehmen, ſei ſo aufmerkſam, bemerke ſich das Nöthige ſo vernünftig u. ſ. w. daß ich mir jene Beſchwerde erſparen könnte; aber ich begleitete ihn dennoch, und ſtellte alle Vorbereitungen zu den Kollegien, Wiederholungen

derſelben in Geſellſchaft mit ihm an. Später in Göttingen, und nachher in Heidelberg, unterließ ich beides, ſchritt aber nur ſehr langſam, ja unmerklich darin vor, ihn allein ſtehen und handeln zu laſſen.

Erſt nachdem er verſchiedene Male mit Achtung und Beifall als Schriftſteller, und zwar über ſchwierige Materien, aufgetreten war; erſt dann, als er mehrfach Ehren-Auszeichnungen erhalten hatte, die nur dem eigentlichen Gelehrten und dem bejahrteren Manne zu Theil zu werden pflegen; erſt als unſers Königs Majeſtät und Sein Miniſter ihn für würdig achteten, ihm eine zweijährige gelehrte Reiſe auf Koſten des Staats aufzutragen; und dafür hielten, daß er damals ſchon — ſechszehn Jahre alt — abzureiſen fähig ſei; erſt dann entſchloß ich mich, ſeine Erziehung von Seiten meiner, für beendigt anzuſehen, und nahm mir vor, endlich einmal für meine Geſundheit ernſtlich zu ſorgen.

Um aber nichts zu übereilen, um beſonders nichts zu verfrühen, (wovor ich mich beſtändig ſehr gefürchtet habe!) ſchrieb

ich dem verehrten Monarchen, daß ich es aus Gründen, die ich anführte, gern ſehen würde, wenn mein Sohn noch etwa ein Jahr Zeit behielte, um ſich zu dieſem ehrenvollen Auftrage eben ſo gründlich vorzubereiten, als er ſich bis dahin zu jeder wichtigen Veränderung in ſeinem wiſſenſchaftlichen Leben vorbereitet hatte. Se. Majeſtät gaben ihren gnädigen Beifall hierzu mit einer Bereitwilligkeit und Liberalität, welche die richtige Anſicht und das edle Herz des Monarchen gleichmäßig in ein helles Licht ſetzten. Nun erſt verließ ich, mit Uebereinſtimmung meiner Gönner und Freunde, das Haus und die Stadt, in welchen mein Sohn lebte.

Ich bin ſiebzehn Monate lang weit entfernt geweſen, und habe ihn in der ganzen Zeit nur bei ſeiner Durchreiſe durch Wien (nach der Schweiz und Italien) an dem genannten Orte, geſprochen.

Um ihn nicht mit einem Male, und noch dazu ſo jung, in die Welt hinaus zu ſtoßen; um die Abſtufung von der ſorglichen Führung beider Eltern zum gänzlichen Alleinſtehen unter Fremden, nicht allzu jähe zu machen;

ſo ließ ich ihn für die Zeit meiner Abweſenheit bei ſeiner Mutter und im Kreiſe edler Freunde und Freundinnen, die, glücklicher Weiſe, von allerlei Stand und Alter waren, zurück; und befahl ihm, in der ſchönen Jahreszeit auf meine Koſten Reiſen nach Leipzig, Dresden und deſſen reizenden Umgebungen, Freiberg, Chemnitz, Naumburg, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Liebenſtein, Eiſenach, Kaſſel, Göttingen, Braunſchweig, Magdeburg, Salzwedel, u. ſ. w. zu machen, die Natur und die Kunſtwerke jeder Art zu beſehen, die Bibliotheken und die perſönliche Bekanntſchaft der Gelehrten zu benutzen: kurz ſich praktiſch auf ſeine große Reiſe vorzubereiten, dann aber nach vier bis fünf Monaten zu ſeiner Mutter nach Berlin zurückzukehren, um ſeine theoretiſche Vorbereitung wieder anzufangen und weiter fortzuſetzen. Er hat dies alles gethan, und mit Nutzen gethan; hat im Mai d. J. ſeine größere Reiſe von hier aus wirklich angefangen. Ich habe, nach einem zweimonathlichen Zuſammenſein mit ihm in Wien, auf immer von ihm Abſchied genommen, und er

lebt jetzt jenſeits der Alpen. Ich kann ihn folglich nicht weiter bewachen. Er ſteht allein da, nur Gott und ſeinem Gewiſſen übergeben. Ich muß alſo wohl annehmen, daß ſeine Erziehung von meiner Seite vollendet ſei.

Diejenige Ausbildung freilich, die wir alle bis zu unſerm Grabe genießen, die Vervollkommnung, welche uns die Verhältniſſe des Lebens, unſre Schickſale, unſre Bekanntſchaften, unſre Unterhaltungen mit den Lebenden und Todten, geben; dieſe iſt freilich auch bei ihm noch nicht vollendet, und kann es ihrer Natur nach nicht ſein.

Als ich meine ſiebzehnmonathliche Reiſe antrat, war er körperlich und geiſtig durchaus geſund, kräftig und heiter: arbeitete gern und ſehr leicht. Er war noch nie krank geweſen, hatte ſogar keine Kinderkrankheiten gehabt; denn die Schutz-Blattern mußten ihm eingeimpft werden, weil er zweimal die natürlichen (die ſehr gutartig waren) nicht bekam, ungeachtet wir ihn mehrmals zu Pockenkindern führten.

Achter Abſchnitt.

Jedes gewöhnlich organiſirte Kind kann ein ausgezeichneter Menſch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.

Es iſt dies der oben angeführte Satz, welchen ich in Magdeburg, ſchon vor der Geburt meines Sohnes, gegen eine große Geſellſchaft von Erziehern behauptete, und nachher zahlloſe Male verfochten habe. Wie verächtlich erſcheint alſo Herr Doktor Merkel und ſein ungenannter Vorgänger, dem er nachgeſchrieben hat, wenn beide verſichern: ich maße mir an, das Geheimniß erfunden zu haben, durch welches man „vollkommen „geſunde und talentvolle Kinder pro„kreiren“ könne.

Glücklicher Weiſe widerlegt ſich dies ſehr leicht dadurch, daß ſeit dem achten Jahre meines Sohnes unzählige Menſchen gegen mich behauptet haben, Karl müſſe mit ganz außerordentlichen Anlagen des Körpers und der Seele geboren ſein, und ich es ſtets gegen ſie beſtritt.

Ich denke alſo in Betreff Merkels und ſeiner Sippſchaft, wie der treffliche Ponta-

nus: Excellentium virorum est, improbûm negligere contumeliam, a quibus etiam laudari turpe est. Trefflicher Männer Art iſt, Schmähungen niederträchtiger Menſchen zu verachten, denn ſie beſchimpfen ſelbſt durch ihr Lob. —

Am lächerlichſten iſt es, daß zu gleicher Zeit einige mir hämiſch andichten, ich bilde mir ein, meinen Sohn mit außerordentlichen Anlagen des Körpers und der Seele erzeugt zu haben, und dann (ihrer Natur nach) bitter darüber herfahren, ja, ſogar mir Stolz oder Eitelkeit vorwerfen; da doch Andre es mir im Gegentheil ſehr böſe auslegen, daß ich — mit allen meinen Freunden und Bekannten, ſo lange Karl zwei bis ſechs Jahr alt war — verſichere, er habe nur ſehr mittelmäßige Anlagen (in beiderſeitiger Hinſicht) mit auf die Welt gebracht. Mag ich alſo annehmen, was ich will, ſo werde ich von Leuten, die das gut verſtehen, verläumdet. Sage ich: ſchwarz, ſo beweiſen ſie aus Boßheit: weiß! Und ſage ich: weiß! ſo verſichern ſie: ſchwarz! „O über die „biederen und liebenswürdigen Sophiſten! —

Unbekümmert um ſie und ihre giftigen Worte ſage ich denn, was ich ſeit fünf und zwanzig Jahren oft behauptet habe, und wovon ich alljährlich feſter und inniger überzeugt worden bin:

Jedes gewöhnlich organiſirte Kind, um mit Helvetius zu ſprechen, kann ein ausgezeichneter Menſch werden, wenn es nur vorzüglich gut erzogen wird.

Ich weiß ſehr wohl, daß alle diejenigen Taſten eines Klaviers, deren Saiten fehlen, nicht anſprechen können, mag auch der geſchickteſte Spieler ſie anſchlagen. Ich weiß aber eben ſo gewiß, daß ein der Sache Kundiger ſelbſt einer großen Misſtimmung leicht abhelfen, und dann eine angenehme Melodie auch einem vorher widerlich klingenden Inſtrumente entlocken kann. Das Inſtrument, von dem wir reden, mag ſogar den vollkommenen innern Bau nicht haben, der dies oder jenes andre vortheilhaft auszeichnet. In ſo fern nur das erſte rein geſtimmt iſt, das andre aber jeden Augenblick unreiner und in mehrfacher Hinſicht verdorbener wird; ſo werde ich ein Lied, auf dem

erſten Inſtrumente geſpielt, bei weitem lieber hören, als daſſelbe auf dem zweiten.

Ohne Bild: fehlt dem Körper oder dem Geiſte eines Kindes irgend ein Organ, ſo iſt es auch dem größten Erzieher auf Erden unmöglich, ihm dasjenige anzubilden, was zu den Verrichtungen jenes Organs gehört haben würde. Sind aber die Organe alle da, einige derſelben jedoch in ſchwächerm Grade, und nicht in der gehörigen Vollkommenheit; ſteht der Wirkungskraft anderer vielleicht etwas entgegen — ſei es in der körperlichen oder geiſtigen Natur —: ſo iſt es dem hellſehenden Erzieher (aber auch nur ihm) möglich, dieſe Gebrechen allmählig ſehr zu mildern, vielleicht ganz wegzuſchaffen; wenigſtens Wirkungen hervorzubringen, die jeden Vernünftigen in Erſtaunen ſetzen, der denſelben Organismus — wie er zuvor war — kannte, und doch jetzt ſo ſehr veredelte Wirkungen gewahr wird.

Ein ſolcher Erzieher wird ein mittelmäßig organiſirtes Kind durch höchſt ſorgfältige Behandlung auf einen Standpunkt der Bildung emporheben können, auf welchem

eine Menge vorzüglich organiſirter Kinder, bei der sorgloſen und zweckwidrigen Ausbildung, die ſie, leider, gewöhnlich erhalten, nicht zu ſtehen kommen. Es muß alſo in der Regel wahr werden, daß ein mittelmäßig gut organiſirtes Kind, welches aber durch einen vorzüglich geſchickten und ſorgfältigen Erzieher mit hoher Liebe, Klugheit, Aufmerkſamkeit und Eifer gebildet wurde, im Reiche der Weſen am Ende höher zu ſtehen kommt, als ein ſehr glücklich organiſirtes, welches durch gedankenloſe und ungeſchickte Erzieher, ſorglos oder gar ſchlecht gebildet wurde. Dagegen fällt von ſelbſt in die Augen, daß das Letztere weit höher empor gehen könnte und müßte, wenn es ganz eben ſo klug und ſorgfältig behandelt würde, als das Erſte. Daß dies aber in unſrer, ſo ſehr unvollkommnen Welt unzählige Male nicht geſchieht; ja, daß es bisweilen unter den obwaltenden Umſtänden nicht geſchehen kann, liegt am Tage. Es iſt alſo klar, daß viele vorzüglich gut organiſirte Weſen rückwärts gehn, und unverſtändig, unwiſſend, wohl gar ſchlecht werden: ſtatt daß manche

nur gewöhnlich organiſirte, ſich mit der Zeit und durch die Umſtände, zu einem Standpunkte erheben, auf welchem nur wenige Sterbliche zu ſtehen kommen. Was der Menſch mit der allerglücklichſten Organiſation, bei der allerzweckmäßigſten Erziehung, und unter vorzüglich erhebenden Umſtänden und Schickſalen, ſein könnte und würde, das — behaupte ich — wiſſen wir noch gar nicht; denn die Alexanders, Cäſars, Carls, Heinrichs und Friedrichs hatten alle ihre ſchwachen, und richtiger zu reden, ihre ſchlechten Seiten. Ihnen fehlte alſo noch ſehr viel zu jenem — ganz gewiß! auch in unſrer Welt möglichen — Ideale. Ich bin überzeugt, daß ein ausgezeichnet gut erzogener Menſch, größer, ſtärker, geſünder, ſchöner, ſanfter, muthiger, großmüthiger, edler, biederer, klüger, witziger, ernſter, gelehrter, verſtändiger, mäßiger, enthaltſamer, (verſteht ſich alles an ſeinem Orte!) kurz, daß er ein Menſch ſein würde, der den höheren Weſen bei weitem näher ſtände, als wir alle.

Wären wir in der Erziehungskunſt um hundert Jahre vorgerückt, ſo könnte mein obiger

ger Satz vielleicht falſch ſein. Vielleicht auch nicht, denn es käme immer noch darauf an, ob alle Mittel, um die verſchiedenen Kräfte, die in jedem Kinde ſchlummern, zu wekken und auszubilden, ſchon gefunden und Gemeingut geworden wären, und ob es viele Väter oder Erzieher gäbe, die jede Gelegenheit zur Fortbildung der Ihrigen, von der Wiege an, bis zur vollendeten Erziehung derſelben, gewiſſenhaft benutzten. Dann erſt könnte man behaupten, der Vater eines gewöhnlich organiſirten Kindes kann nichts mehr für daſſelbe leiſten, als zehn andere Väter von ſehr glücklich organiſirten Kindern für die ihrigen thun; folglich kann er ſeinen Sohn nicht weiter bringen, als ſie die ihrigen. Der Seinige muß im Gegentheil hinter jenen zurückbleiben.

Dem iſt aber jetzt noch nicht ſo! Es fehlt uns noch ſehr viel, um behaupten zu dürfen, Andere könnten nicht mehr noch leiſten. Schwerlich wird ein verſtändiger, beſonders ein erfahrner Mann, eine Erziehung durchgeführt haben, ohne ſich auf mehrere Fehler zu ertappen, die ſeinem Zöglinge ſcha-

deten, und ihn merklich von dem zurückhielten, was er ſonſt hätte werden können.

Wenn es nun gar gewiß iſt, daß unſer gewöhnliches Erziehen, Unterrichten und Bilden noch weit hinter dem zurückbleibt, was hier und da ein Einzelner leiſtet, weil er ſeine ganze Kraft aufwendet, um es leiſten zu wollen; dann iſt ja ſehr begreiflich, daß ſo einer auch die geringeren Anlagen weiter fördern kann, als größere in der Regel gefördert werden; daß er alſo auch aus dem gewöhnlich organiſirten Kinde einen ſich auszeichnenden Menſchen erziehen wird.

Da aber mein Satz, (von welchem ich freilich ſo überzeugt bin, wie von meinem Daſein) allgemein angefochten, und doch von einigen Wenigen, augenblicklich gefaßt, ja ohne mein weiteres Zuthun, ſchon oft in's hellſte Licht geſetzt worden iſt: ſo muß ich glauben, daß man ihn gemeiniglich nicht klar verſtehe, doch aber ihn zu verſtehen wähne, und nur deshalb, — wie ja faſt immer der Fall zu ſein pflegt — eine Menge Einwendungen dagegen macht, die oft einan-

der ſelbſt aufheben, und meiſtens ſo ſchwach ſind, daß ſie bei genauerer Aufmerkſamkeit als unhaltbar zuſammenſtürzen.

Ich will alſo verſuchen, ihn näher zu erläutern, indem ich eins der vielen Geſpräche, die ich darüber ſeit fünf und zwanzig Jahren geführt habe, möglichſt wörtlich mittheile:

Herr A. Nein, Freund! davon überzeugen Sie mich nimmermehr! Denn daraus würde folgen, daß alle Menſchen mit gleichen Anlagen geboren ſeien, — und wer könnte das annehmen! — Die Verſchiedenheit der menſchlichen Anlagen iſt ja in die Augen ſpringend.

Ich. Auch für mich iſt ſie es. Aber Sie irren ſehr, wenn Sie meinen, daß Ihre Folgerung aus meinem Satze wirklich herfließe.

Er. Wie? meine Folgerung wäre unrichtig? — Iſt es denn nicht klar, daß alle Kinder gleiche Anlagen haben müſſen, wenn ich aus jedem einen ausgezeichneten Menſchen ſoll erziehen können?

Ich. Verzeihen Sie! Erſtlich habe ich

noch nie geſagt: aus jedem; denn ich weiß ſehr wohl, daß es auch Kretins giebt, die wir doch Menſchen nennen; weiß ſehr wohl, daß die Stufenleiter von ihnen bis zu dem Menſchen, welcher mit der höchſt möglichſten Vollkommenheit der Organiſation zur Welt kommt, ungeheuer groß iſt; ich weiß, daß wir die vielen Sproſſen dazwiſchen nicht zu zählen vermögen.

Er. Wie? — Das hätten Sie nicht geſagt? Nun, dann müßte ich Sie ſehr misverſtanden haben.

Ich. Das haben Sie auch, denn ich ſagte ſtets: aus jedem geſund organiſirten Kinde, und das macht einen großen Unterſchied.

Er. Das finde ich nicht, oder ich verſtehe ſie nicht.

Ich. Das Letzte könnte leicht möglich ſein. Ich will mich alſo deutlicher erklären. Ich nehme mit Ihnen an, daß die Anlagen der Menſchen höchſt verſchieden ſind; daß, wenn wir auf alle (das heißt, auf die Anlagen des Körpers, des Geiſtes und des Gemüths) einzeln und auf ihre Zuſammenſtim-

mung unter einander ſehen wollen, wir mit Wahrheit ſagen können, ihre Verſchiedenheit iſt nicht zu zählen. Zu unſerm Zwecke müſſen wir ſie uns aber doch als zählbar denken. Nehmen wir alſo eine Verſchiedenheit von eins bis hundert an! Der oben erwähnte Kretin habe die Anlage von eins, der am vollkommenſten organiſirte die Anlagen von hundert, ſo wird das gewöhnlich organiſirte Kind die Anlagen von .? —

Er. Von funfzig haben. Das iſt klar! Aber was ſoll das? —

Ich. Sie werden es gleich hören. Ich nehme alſo an, daß viele Kinder mit den Anlagen von funfzig zur Welt kommen, denn das Gewöhnliche findet ſich am häufigſten. So gehörte denn Ihr Sohn, der meinige, und unzählige Andere um uns her, zu dieſer Anzahl.

Er. Mit nichten! Von dem meinigen gebe ich es zu, aber von dem Ihrigen nimmermehr!

Ich. Gut denn! Ihnen zu gefallen, will ich für jetzt darüber ſchweigen. Aber, laſſen Sie uns fortfahren! Denken Sie

ſich zehn bis zwölf von dieſen Kindern, deren Anlagen funfzig ſind, aber — in ganz verſchiedenen Verhältniſſen. Laſſen Sie zwei von ihnen ganz ohne Unterricht auf dem Lande erwachſen; zwei andere mit nicht viel mehr Unterricht in der Stadt, von der zarteſten Kindheit an als Handlanger in Fabriken gebraucht; wieder zwei andre in einer ſchlechten, dagegen aber zwei in einer beſſeren Schule unterrichtet; noch zwei, ſorgfältig und mit Glück in ihrer Familie gebildet; endlich zwei, welche ebendaſelbſt völlig verbildet wurden; ſo begreifen Sie leicht, daß wenn die Anlagen alles, und die Erziehung wenig oder nichts thäten, alle jene zehn bis zwölf Kinder am Ende ihrer Erziehung auf der gleichen Stufe der Ausbildung ſtehen müßten. Der eine könnte dabei Fürſt oder Miniſter, der andre Gelehrter, der dritte Kaufmann, ja der neunte Bettler, und der zehnte Räuber werden. — Glauben Sie denn aber, daß alle zehn auf derſelben Stufe menſchlicher Vollkommenheit ſtehen werden?

Er. Das freilich nicht! Denn der eine

wird viel, der andere wenig, und der dritte gar nichts gelernt haben; der eine ein vortrefflicher, der andre ein gewöhnlicher, der dritte ein böſer Menſch geworden ſein.

Ich. So bemerken Sie alſo an dieſem Beiſpiele ſchon, wie viel die Erziehung bewirkt! Aber, laſſen Sie uns auch darüber hinwegſehen! Werden denn ihre natürliche Anlagen, die doch einſt vollkommen gleich waren, nach zwanzig Jahren auch noch vollkommen gleichmäßig geblieben ſein?

Er. Wie meinen Sie das?

Ich. Ich meine z. B. werden alle zehn Knaben in ihrem zwanzigſten Jahre völlig gleiche Körperkraft beſitzen?

Er. Ei, wie wäre das möglich! — Wir reden doch bloß von dem Gewöhnlichen, von dem Natürlichen, wie man es nennt. Da werden dann freilich der Sohn des Räubers, des Tagelöhners und des Bauern in der Regel auffallend mehr Körperkraft haben, als der Sohn des Künſtlers, des Gelehrten und des Miniſters.

Ich. Richtig! — Aber, warum?

Er. Das iſt ja klar! Weil jene drei ihre Körperkraft, natürlicher Weiſe vorzüg-züglich ausbildeten, in ihrer beſondern Lage, und in ihren Verhältniſſen vorzüglich ausbilden mußten. Bei den drei andern wird die Körperkraft wahrſcheinlich wenig oder gar nicht geübt worden ſein, ſie wird alſo geſchlummert haben, und zuletzt eingeſchlafen ſein.

Ich. Sie geben alſo zu: daß eine Kraft z. B. die Kraft des Körpers, um ſo mehr zunehmen wird, je mehr Gebrauch man von ihr macht.

Er. Allerdings! Denn es verhält ſich damit, wie mit dem Magnet. Je mehr man ihm, wohlverſtanden bis zu der äußerſten Gränze deſſen, was er zu tragen vermag, allmählig zu tragen giebt, deſto mehr zieht er.

Ich. Nun, dann habe ich ſchon viel gewonnen; denn Sie räumen mir ein, daß ſich die angebornen Kräfte des Menſchen, das heißt, ſeine Anlagen, nur in dem Grade und nach dem Maaße entwikkeln, als ſie von ſeinen Erzie-

hern in Thätigkeit geſetzt und ausgebildet werden.

Er. Wer könnte das leugnen! — Aber — was ſchadet mir das?

Ich. Es ſchadet Ihnen nichts. Mir aber hilft es bei Durchführung meines Satzes ſehr viel; denn es folgt daraus, daß man nur nöthig habe, alle natürlichen Anlagen eines Kindes möglichſt ſorgfältig und möglichſt gleichmäßig von der Wiege an, auszubilden, um dadurch einen Menſchen darzuſtellen, der weit höher ſtehen wird, als alle übrige, die doch mit ihm gleiche natürliche Anlagen hatten.

Er. Sie irren! Der Fall iſt bloß möglich; aber vom können zum ſeyn iſt die Folgerung nicht erlaubt.

Ich. Ich bitte um Entſchuldigung. Sie irren: Denn wir reden jetzt noch gar nicht von der Wirklichkeit. Die Möglichkeit haben Sie mir aber ſchon zugegeben, und mehr bedarf ich nicht.

Er. Lieber Freund, Sie ſcheinen mich mit unſichtbaren Fäden zu umſpinnen, und werden dann mit einem Male rufen: Ge-

fangen! Aber das gilt nicht! Wenn Ihre Behauptung innere Wahrheit hat, ſo müſſen Sie offen gegen mich verfahren.

Ich. Das habe ich fortdauernd gethan, und will es ferner thun. Hier haben Sie den Beweis. Wir gingen davon aus, daß Sie beſtritten: man könne aus jedem geſund organiſirten Kinde einen ausgezeichneten Menſchen bilden, wenn es nur darnach erzogen werde.

Er. Richtig! und das beſtreite ich noch!

Ich. Wir ſind dann überein gekommen, daß die Menſchen mit höchſt verſchiedenen Anlagen des Körpers, des Geiſtes und des Herzens zur Welt kommen; daß die ſehr unglücklich ſowohl wie die ſehr glücklich organiſirten Kinder die Minderzahl, dagegen die gewöhnlich organiſirten die Mehrzahl ausmachen. Wir haben eine Stufenleiter der Anlagen von eins bis hundert angenommen, und den Kretin auf eins, die bei ihrer Geburt ſchon beglückteſte menſchliche Natur auf hundert, die Mitgift der meiſten Kinder aber auf funfzig

geſetzt; und Sie haben mir eingeräumt, daß unter zehn Kindern der letzteren Art ſich bald eine himmelweite Verſchiedenheit des Wachsthums ihrer Kräfte zeigen werde, je nachdem bei dieſem die eine, und bei jenem die andre vorzüglich ausgebildet werde; daß manche Kräfte ſelbſt einroſten würden, wenn man ſie nämlich nicht gebrauche, nicht ausbilde, wohl gar unterdrücke. Iſt es nicht ſo?

Er. Ja, ja! Aber was folgt daraus?

Ich. Was ich daraus gefolgert habe: daß man nur nöthig hat, die natürlichen Kräfte des Kindes, d. h. ſeine Anlagen, alle, gleichmäßig und mit großer Sorgfalt auszubilden, um einen ausgezeichneten Menſchen daraus zu machen.

Er. Gut! ich gebe zu, daß ein ſolches Weſen mit der Zeit höher ſtehen wird, als diejenigen, die zwar gleiche Anlagen mit ihm hatten, nachher aber ſchlecht erzogen wurden. Was beweiſet das aber gegen mich? — Ich kann ja annehmen, daß unter den zehn Erwähnten, fünf ſehr gut erzogen werden. Und Sie werden doch nicht läugnen, daß dieſer Fall möglich iſt?

Ich. Ich dürfte es wohl leugnen, denn ſehr gut erzogen zu werden, iſt wahrlich eine Seltenheit. Doch im gewöhnlichen Sinn der Worte will ich es Ihnen zugeben. In dem Sinne aber, in welchem ich ſie nehme, kann ich es nicht. Denn ich verſtehe unter einer vorzüglich guten Erziehung eine ſolche, wo ſchon der Vater des Kindes vom Schickſale, oder von ſeinen Eltern ungewöhnlich erzogen wurde; wo er die nöthige Geſundheit, Zeit, Kenntniß und Erfahrung beſitzt, um vorzüglich erziehen zu können; wo er ferner eine innige Neigung, und einen eiſenfeſten Willen zur Erziehung ſeines Kindes mitbringt; wo er auch das nöthige Vermögen beſitzt; und endlich ſeinen Stand, ſeinen Wohnort, ſeine Gattinn, ſeine Haupt- und Nebenbeſchäftigungen, ſeine Freunde, ſeine Bekannte, ſeine Dienſtleute ſogar, dem gemäß wählt. Er muß können und wollen, jetzt einſiedleriſch, jetzt auf Reiſen, jetzt in der großen Welt, jetzt auf dem Lande, jetzt in einer Mittel-Stadt, jetzt auf einer Univerſität, und jetzt in einer Reſidenz leben. Dann erſt

kann eine Erziehung eintreten, wie ich ſie im Auge habe, eine völlig ungewöhnliche, durch welche alle Kräfte ſeines Kindes möglichſt weit und doch gleichmäßig ausgebildet werden.

Dies alles, den Umſtänden gemäß, jeden Augenblick verändern zu können, wie ich es für gut fände, war mein Ideal. Auch erkenne ich dankbar gegen die Vorſehung, daß ſie es mir gelingen ließ, mich meinem Ziele wenigſtens zu nähern. Aber, gern hätte ich meinen Sohne eine Erziehung gegeben, bei welcher ich dies alles, unendlich mehr nach meinem jedesmaligen Dafürhalten, ſchnell gegen einander hätte vertauſchen, folglich in einem weit höheren Grade benutzen können.

Sie begreifen indeß leicht, daß das weit über meine Kräfte, d. h. über mein Vermögen, hinausging; und doch wäre es mir nur dadurch erſt möglich geworden, alle ſeine Anlagen bis zur äußerſten Gränze ihrer Vervollkommnungsfähigkeit, und doch dabei gleichmäßig, auszubilden.

Er. Ganz gut! Aber wer kann denn das?

Ich. Unmöglich iſt es nicht. Das werden Sie mir doch zugeben. Wenn nun aber ein Kind auf dieſe Art erzogen würde, ſo müßte an ihm wahr werden, daß die Erziehung es über alle hinausſetzte, die früher mit ihm gleich ſtanden.

Er. Ja! Wenn ich annehme, daß es einen ſo klugen, gelehrten, vermögenden, gutherzigen und eiſenfeſten Vater gäbe, ſo haben Sie freilich Recht: ſeine Erziehung wird ſein Kind über alle diejenigen hinausſetzen, welche früher mit demſelben gleich ſtanden. Damit haben Sie aber noch wenig gewonnen, denn Ihr Satz ſpricht mehr aus. Nach ihm müßte ein ſo erzogenes Kind auch diejenigen übertreffen, die mit den Anlagen von ſechszig, ſiebenzig, achtzig ja neunzig geboren ſind. Sie ſehn, ich bin ſo großmüthig, Ihnen hundert zu ſchenken.

Ich. Thun ſie es nicht! Sprechen Sie es immer aus! ſo weit Sie recht haben, laſſe ich es mir gefallen. In wie fern Sie Recht haben, wollen wir bald ſehen. Ich habe ge,

ſagt: Jedes gewöhnlich organiſirte Kind kann ein ausgezeichneter Menſch werden, wenn es vorzüglich gut erzogen wird. Ein ausgezeichneter Menſch heißt aber noch nicht: der erſte, zweite oder dritte im ganzen Königreiche. Wenn er nur unter Tauſenden hervorragt, ſo kann man ſchon zufrieden ſein; und das wird er gewiß, denn die Kinder, die mit den Anlagen von achtzig, fünf und achtzig, neunzig, fünf und neunzig und hundert geboren werden, ſind ſicher eben ſo ſelten, als diejenigen, Gottlob! ſind, welche mit den Anlagen von fünf und zwanzig, zwanzig, fünfzehn, zehn, fünf und eins ſtiefmütterlich von der Natur ausgeſtattet wurden. Bedenken Sie insbeſondre noch, daß viele Kinder mit trefflichen Anlagen in ſolchen Verhältniſſen geboren werden und leben, wo ihre herrlichen Anlagen ihnen nicht nützen, wohl gar ſchaden.

Er. Wie meinen Sie das?

Ich. Dem Sohne des Räubers, des Bettlers und des armen Tagelöhners wird die überwiegende Geiſteskraft leicht mehr ſchaden als nutzen. Richtig ausgebil-

det kann ſie, der unglücklichen Verhältniſſe wegen, ſchwerlich werden. Sie wird ſich alſo wie ein Keim, auf welchem ein Stein laſtet, einen Seitenweg ſuchen. Ach, und dieſer Seitenweg iſt nur gar zu oft ein böſer. Je mehr Anlagen des Geiſtes ein ſolcher Menſch beſitzt, deſto mehr zittre ich für ihn, denn was unter andern Umſtänden das Land veredelt, den Thron geſtützt hätte, das wird unter dieſen leicht in Schlauheit, Liſt und Büberei ausarten. Je mehr und je ſchneller ſein Geiſt ſich fühlt, deſto gewiſſer wird das geſchehen. Ihm fehlten ja die nothwendigen Stützen der Religion, der äußern und innern Sittlichkeit. Er würde nicht zum freiwilligen Entſagen, zur Gottergebenen Zufriedenheit, oder zu einer weiſen Geduld gewöhnt. Je kräftiger er iſt, deſto mehr wird er ſeine Umgebungen niederzutreten ſuchen, und was mit Lorbeer und Stern enden könnte, wird ihn zu Brandmarkung, zu Galgen und Rad führen. Ich ſelbſt machte ähnliche Erfahrungen, und unſre größten Denker haben dergleichen aufgezeichnet.

Alle

Alle glücklich organiſirte Kinder, die in ſolchen und ähnlichen Verhältniſſen geboren wurden, kommen alſo gar nicht in Betracht; denn ſie werden, leider! den möglichſt gut Erzogenen mit den Anlagen von funfzig nicht überſtralen.

Gehn wir nun in die höheren Stände hinauf! Die äußerſten Enden berühren ſich gewöhnlich. Es iſt wahr, daß die Kinder der höchſten Stände weit aus am beſten erzogen werden könnten, aber — werden ſie es denn? — Ich wünſchte, ich müßte, Ja! antworten. Freilich ſind bei dieſen ſehr viel Mittel dazu da. Ich rede von den äußern Mitteln: Vermögen, Gelegenheit, vieles Intereſſante zu hören und zu ſehen, ſich mit ausgezeichneten Menſchen zu unterhalten, und alles benutzen zu können, was den Geiſt fördert. Wären bei den Eltern auch die innern Mittel da, und würden ſie redlich angewandt, ſo müßten die Kinder dieſer Stände die erſten (principes et nobiles) werden. Iſt daher ein vornehmer und reicher Vater, der ſelbſt nicht (vorzüglich) erziehen kann oder will, ſo klug, ſich einen vortrefflichen Er,

[illegible library stamp]

zieher aus dem Mittelſtande zu wählen, der ſeinem Sohne, im ſchönſten Sinne des Worts, Vater ſein will; und iſt er ſo glücklich, einen ſolchen zu finden, ſo wende er ruhig das Gleiche an ihn, was er an ſich ſelbſt zu wenden vermag: er bezahlt ihn nicht zu theuer. Ich ſetze voraus, daß er, vor allem! dem Erzieher freien Willen läßt, und daß dieſer ſeine Pflicht thut. Sind des Knaben Anlagen vorzüglich, ſo iſt es deſto beſſer! Sind ſie mittelmäßig, ſo iſt der erwähnte Erzieher um ſo nothwendiger. Sind ſie gering, ſo iſt er unentbehrlich! — Aber wie oft habe ich es geſehen, daß man dieſe Mittel nicht anwendete! —

Bei der Wahl des Erziehers fragt man nicht immer: Welcher iſt der Beſſere? ſondern oft: welcher iſt der Wohlfellere? Welcher hat den feinſten Weltton? Oder gar: Aus welchem Lande, oder aus welcher Kaſte iſt er? — Andere Eltern beſchränken ihm die nothwendig freie Wirkſamkeit in Betreff ſeines Zöglings. Noch andere vergeſſen die Achtung und Freundſchaft,

die ſie ihm ſchuldig ſind, und ſchaden in allen dieſen Fällen ihrem Kinde unerſetzlich *).

Und wo iſt denn wohl die vornehme Familie, welche den Willen und die Kraft hätte, die Verbindungen, Vorurtheile, Bequemlichkeiten, Zerſtreuungen und den ſinnlichen Genuß, der ſich ihnen täglich in andern Geſtalten darbietet, ich will nicht ſagen, ihres Sohnes wegen, aufzuopfern, ſondern nur dieſen davon ſtandhaft zu entfernen? —

Sind nicht die meiſten Kinder der Art

---

*) Man ſieht, ich ſetze hierbei ſchon voraus, daß Vater und Mutter nicht ſelbſt gut erziehen können oder wollen. Möchten doch alle vornehme und reiche Eltern ſo klug ſein, als König Philipp von Macedonien war, der, um den weiſen Ariſtoteles zum Erzieher ſeines Sohnes zu erhalten, ſein Gold für Kleinigkeit hielt, und deshalb die ſchmeichelhafteſten Bitten hinzufügte. Dann würden mehr Alexanders erzogen werden. Die chriſtliche Moral würde ihnen aber hoffentlich das Schwert des Eroberers aus den Händen winden, und nur das Schwert des Vertheidigers feurig in denſelben blitzen laſſen.

ſchon überſättigt, noch ehe ſie Jünglinge werden? Und — wenn ihnen ja ihre Eltern reines Mark und Blut mitgegeben haben, wird es nicht allzu oft ſchon in den früheſten Jahren verunreinigt, und der Körper geſchwächt, ſo daß eine bleiche, kraftloſe Stubenpuppe, die der erſte Nordſturm zu Boden wirft, hervorwankt; ſtatt daß — bei den Erziehungsmitteln — ein junger Herkules mit der Geiſteskraft eines Apolls hätte gebildet werden müſſen?

Jünglinge der letztern Art finden wir in den höchſten Ständen eben nicht viele, und doch könnten und ſollten ſie häufig da ſein: ſollten um ſo herrlicher zunehmen an Geiſt wie an Jahren, weil die Gelegenheit zu hören, zu ſehen, zu erfahren, alſo den Geiſt zu bilden und zu üben, ſich ihnen alle Tage darbietet, und weil ſie früh in Aemter geſetzt werden, die ſie emporziehen müſſen, da die Geſchäfte derſelben ihren Verſtand ſchärfen, ihre Ein- und Ueberſicht vermehren, und ſie zum Handeln und Eingreifen (im Großen) tüchtig machen.

Bei einiger Ueberlegung werden Sie finden, lieber Freund! daß ich von dieſer Seite her freilich zu fürchten haben ſollte, aber — nicht habe. Es giebt wirklich in den höheren Ständen nicht viele Jünglinge — Kinder vielleicht! — die überwiegende Kraft an Körper, Geiſt und Herzen darlegen. Oder wiſſen Sie es anders?

Er. Leider, nein! Aber was ſoll das?

Ich. Ihnen beweiſen, daß wenn das Kind mit den Anlagen von funfzig wirklich ſo gut erzogen wird, als es Menſchen nur möglich iſt, es wahrſcheinlich dereinſt auch über die Jünglinge der höheren Stände hervorragen werde, ſelbſt wenn ſie mit den Anlagen von achtzig, neunzig und hundert geboren ſind.

Er. Sehr, ſehr ſchlimm! Aber ich kann Ihnen nicht Unrecht geben.

Ich. So bleiben uns alſo nur noch die Kinder des begüterten Mittelſtandes übrig. Da dieſer Stand eigentlich das ächte Schrot und Korn der Nation iſt, ſo muß ich mich dabei noch verweilen. Kinder aus dem begüterten Mittelſtande können freilich leichter

zu hoher Ausbildung emporgehen. Aber — hier tritt es ein, was ich früher geſagt habe: ich würde Unrecht bekommen, wenn die Erziehungskunſt ſchon ſo weit gefördert wäre, daß Eltern oder Erzieher gewöhnlich alles leiſteten, was der Menſch zu leiſten vermag. Das iſt aber ſo wenig der Fall, daß ich mit Wahrheit ſagen kann: man greift unzählige Male fehl! Ich erſtaune oft darüber, wie es möglich iſt, daß verſtändige Eltern ſo unrichtig handeln können, und doch geſchieht es täglich. Ich ſage es ihnen, und ſie hören es nicht; oder, ſie hören (und fühlen) es zwar, aber ſie thun es nicht.

So lange Vater oder Mutter z. B. ein Kind mehr lieben als das andere; ſo lange ihre Liebe mehr ſinnlich als vernünftig, mehr thieriſch als menſchlich iſt; ſo lange ihnen ihr Geld, oder ihre Ehre im Staate, oder ihre Vergnügungen und ihre Geſellſchaften mehr ſind, als ihre Kinder; ſo lange wird es ihnen nie möglich werden, alle Kräfte ihrer Kinder gemeinſchaftlich und zugleich im möglichſt hohen Grade aus-

zubilden. So lange wird alſo auch der minder von der Natur ausgeſtattete, wenn nämlich **alles** für ihn gethan wird, was Menſchen zu thun vermögen, ſich über jene erheben können, ſelbſt wenn ihre natürlichen Anlagen die ſeinigen merklich übertreffen.

Nehmen Sie hierzu, daß ein lebhafter Kopf **leichter** fehlt, als ein träger; daß er weiter in ſeinen Verirrungen gehen und ſchwerer davon zurückzubringen ſein wird: ſo begreifen ſie gewiß, das ein Menſch, der möglichſt nach dem Ideale, das dem tüchtigen Erzieher vorſchwebt, erzogen wurde, nicht leicht einen andern finden wird, der ihn übertrifft.

Er. Freilich wohl! *) — Sie müſſen mir aber doch zugeben, daß ein Anderer mit größeren Anlagen weiter kommen würde, wenn man ihn eben ſo gut erzöge.

---

*) Hier iſt meine Aufgabe (im ſtrengeren Sinn des Wortes) gelöſet. Da ich aber die weiter unten angeführten (und **widerlegten**) Einwürfe **ſehr oft** habe hören müſſen, und da ſie aus einer **nicht vollkommen klaren** Einſicht des bisher Geſagten nothwendig herfließen, ſo laſſe ich ſie abſichtlich folgen.

Ich. Ei, das leidet keinen Zweifel!

Er. Nun, wie weit würde denn dieſer kommen?

Ich. Bis zu einem uns noch unbekannten Grade der Vollkommenheit. Was uns weitläuftige Zuſammenſtellungen, tiefe Ueberlegungen koſtet, würde ſo einer in einem Augenblicke vergleichen und durchſchauen. Was uns ſchwierige Arbeit iſt, wäre ihm ein leichtes, angenehmes Spiel. — Nur die Gränzen der Menſchheit würden ihm Schranken ſetzen.

Er. Glauben Sie denn aber, daß ein Menſch ſo weit ausgebildet werden könne?

Ich. Ob ich das glaube? — Ich müßte ja keinen weiſen und gütigen Gott annehmen, wenn ich es nicht glaubte. Ich glaube es nicht bloß, ſondern ich bin gewiß, ja felſenfeſt davon überzeugt.

Er. So? — Nun, ich glaube es nicht, denn — es würde viel Unglück hervorbringen.

Ich. Viel Unglück? — Was denn für Unglück?

Er. Viel, ſehr viel! In der obern und in der untern Klaſſe der Menſchheit.

Ich. Sie machen mich äußerſt neugierig, denn ich kann das alles nicht finden.

Er. Das wundert mich ſehr! Es liegt doch ſo nahe!

Ich. So bitte ich herzlich, theilen Sie es mir mit.

Er. Recht gern! Sie nehmen an, daß es Menſchen geben könne, die den Engeln nahe ſtehen; die allenthalben die Wahrheit ohne Vorurtheile erkennen; die überall nur fragen: was iſt recht, wahr, ſchön, gut, vernünftig, billig, Pflicht u. ſ. w. und die endlich das, was wir ſchwere Geſchäfte nennen, wie Kinderſpiel leicht abthun, und doch bei weitem beſſer machen als wir andre. Nicht wahr, das halten Sie für möglich? —

Ich. Für ſehr möglich! Ja ich hoffe ſogar, daß es ſolcher Menſchen nach hundert Jahren viele geben werde, wenn anders die allgemeine Bildung und beſonders die Erziehung glücklich vorwärts ſchreiten.

Er. So bedaure ich die arme Mänſchheit, denn ſie wird abermals eine Revolution erdulden müſſen.

Ich. Wie ſo?

Er. Ganz natürlich! — Es werden Menſchen auftreten (ich gehe in Ihre Ideen ein) die ſehr viel höher ſtehen, als alle ihre Umgebungen ...

Ich. Ich muß Sie unterbrechen. So ſehr viel nicht! Nicht mehr, als jetzt unſere vorzüglich gebildeten den übrigen voranſtehen. Vergeſſen Sie ja nicht, daß ich die Bedingung hinzugefügt habe: wenn anders die allgemeine Bildung und beſonders die Erziehung glücklich vorwärts ſchreiten. Iſt dies der Fall, ſo bleibt das Ganze in ſeinem bisherigen Gleichgewichte. Der vorzüglich ausgebildete dann wird freilich höher ſtehen, als der vorzüglich ausgebildete jetzt; aber das ganze menſchliche Geſchlecht ſeiner Zeit ſteht mit ihm höher, wird alſo eben ſo nahe an ihn anreichen, als unſer jetziges Geſchlecht an den Gebildetſten unſerer Zeit reicht.

Er. Das mildert meinen Einwand freilich einigermaßen; aber es hebt ihn nicht auf. Immer wird ein ſolcher doch auffallend höher ſtehen, folglich, die Menſchheit zu ſich emporziehen wollen. Mit andern Worten: er wird Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Güte, Vernünftigkeit, Billigkeit, Pflicht allgemein einführen wollen, und — wenn man ihm entgegen arbeitet, entweder eine Revolution entzünden, oder — ins Tollhaus gebracht werden.

Ich. Beides wird nur in demſelben Maße der Fall ſein können, als er es jetzt iſt, und geweſen iſt, ſo lange die Erde ſteht. Außerordentliche Menſchen haben oft ſchon die moraliſche Welt erſchüttert. So lange wir aber eine Vorſehung glauben, müſſen wir annehmen, daß ſie es zum Beſten der Menſchheit zuließ. Und dann vergeſſen Sie ja nicht, daß ich geſagt habe: Alle Kräfte eines vorzüglich erzogenen Menſchen müſſen gleichmäßig ausgebildet werden. Geſchieht dies, ſo wird ſein Herz an Güte, an Nachgiebigkeit, an Sanftmuth und Geduld gewiß nicht arm ſein, und in die

ſem Falle werden Liebe und Mitleiden für ſeinen Nebenmenſchen ſeinem Wollen und Handeln die rauhen Ecken und ſcharfen Spitzen nehmen.

Er. Wenn das nun aber nicht wäre!

Ich. Sie gehen erſtlich aus unſerer Annahme heraus, daß bei einer vorzüglichen Erziehung alle Kräfte gleichmäßig gebildet werden ſollen. Folglich trifft mich Ihr Einwand nicht. Ich kann ihn aber gelten laſſen und komme doch nicht in Verlegenheit.

Er. So? —

Ich. Ja, So! — Nicht wahr, ein ſcharfes Meſſer kann eben ſo gut zum Nutzen als zum Schaden, zum Eſſen als zum Tödten gebraucht werden? Soll ich des möglichen Mißbrauchs wegen, den Künſtler weniger achten und ehren, der es verfertigte?

Er. Das nun wohl nicht.

Ich. Mein Sohn hat auf großen Fußreiſen, vor, bei und nach erſchöpfenden Anſtrengungen, Wein trinken dürfen. Ich habe ihn ſelbſt dazu ermuntert, ungeachtet er gewöhnlich nicht Wein trank. Setzen wir den unſeligen Fall, daß er ein Trinker wür-

de, und Körper und Geiſt dadurch ſchwächte. Wäre ich Schuld daran, weil ich ihm Wein als Arzenei gegeben habe?

Er. Nichts weniger!

Ich. Die Schreibekunſt, die Buchdrukkerei, das Schießpulver, die Entdeckung von Amerika u. ſ. w. das alles ſind Erfindungen, die neben dem vielen Guten, das ſie bewirkten, auch ſehr viel Böſes veranlaßten. Soll man ſie deshalb haſſen, oder geringſchätzen?

Er. Nein, Nein!

Ich. Sollen wir es etwa machen, wie die Väter und Mütter vor dreißig bis vierzig Jahren, die ihre Töchter abſichtlich nicht ſchreiben lernen ließen, damit ſie keine Liebesbriefe ſchreiben könnten, und ſie dadurch in die Netze niedriger Gauner, Gelegenheitsmacher und Kuppler trieben?

Er. Behüte der Himmel!

Ich. Nun dann! ſo thun wir das Gute, redlich und mit aller Kraft! Und vertrauen dabei auf Gott, der die böſen Folgen verhindern, oder — zu herrlichen Endzwecken leiten wird. Sollen wir keine Waſhingtons und Franklins wünſchen, weil

ſie die Revolution vollendeten, die Nordame-rika auf eine ſo hohe Stufe zum Throne der veredelten Menſchheit gehoben hat, und noch mehr heben wird? „Wäre die „Herrſcherin England der bis dahin „unterworfenen Tochter freundlich „entgegen gekommen, ſo hätte keine „Revolution ſtatt gefunden, und das „von der Gottheit beabſichtigte Glück „wäre doch erreicht worden." In dieſen Worten liegt alles, was ich zu ſagen brau-che; liegt mehr, als Sie vielleicht meinen.

Er. O, ich verſtehe Sie, und Sie ha-ben vollkommen Recht. Gebe nur der Him-mel, daß dieſe und ähnliche Erfahrungen ganz den Nutzen ſchaffen, den ſie ſchaffen könnten und ſollten!

Ich. Ich hoffe es. Denn die Menſch-heit ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, und, Gottlob! zum Beſſeren. Ich kann nun vierzig Jahre lang denken, und grade in dieſen vierzig Jahren iſt, wie Sie wiſſen, ei-ne Menſchengeſchichte von vierhundert Jah-ren wenigſtens, an uns vorübergegangen. Ich habe ungeheure Umwälzungen erlebt; ich

ſelbſt habe mehr als einmal ſchrecklich dabei gelitten; aber dennoch behaupte ich, daß unſre jetzige Zeit der ehemaligen bei weitem vorzuziehen iſt. Als bejahrter Mann könnte ich leicht Vorurtheile für die früheren Jahre hegen; als erfahrner Mann kenne ich die tauſendfältigen Uebel, die über den Erdkreis hingeſchritten ſind: aber dennoch ſegne ich dankbar das Geſchick, das mich bis jetzt leben ließ; denn Wahrheit und Vernunft haben ſich mächtig emporgekämpft. Die Rechte der Menſchheit werden anerkannt, ſelbſt wo es mit Ingrimm geſchieht. Die Klaſſen, die einſt — geſetzmäßig! — wie Heerden behandelt, ja nach Willkür zertreten wurden, ſtehen jetzt als Menſchen da; denn die Geſellſchaft forderte und erlangte ihre Beachtung.

Er. Wahr! Wahr und gut! Aber eben dieſer Gang unſeres Geſprächs erinnert mich an einen andern Einwand. Laſſen Sie uns doch ſehen, ob Sie auch den zu heben vermögen?

Ich. Gern! Nur erlauben Sie mir, Sie zuvor zu fragen: durch wen ſind jene herrlichen Wirkungen, — denn auch Sie er-

kennen ſie als ſolche an; — hervorgebracht? Durch die Beſſeren oder Schlechtern?

Er. Was wollen Sie damit ſagen?

Ich. Was ich damit ſagen will, gehört noch nicht hierher. Zunächſt nur, was ich ſagen will. Ich frage Sie alſo noch einmal: Sind dieſe anerkannt trefflichen Wirkungen durch Menſchen hervorgebracht, welche vorzüglich gut, oder welche ſchlecht erzogen wurden? Wohlverſtanden, ich rechne alles mit zur Erziehung, was Zeit, Ort, Verhältniſſe, Umgang, Begebenheiten und Schickſale gethan, und zur Ausbildung gewirkt haben.

Er. Jetzt verſtehe ich Sie. Nun ja! durch die Gebildetſten, denn ſo thöricht bin ich nicht, daß ich die Unmenſchen der franzöſiſchen Gräuel gegen Sie anführen wollte.

Ich. Das können Sie auch nicht, in ſofern Sie Wahrheit, Recht und Billigkeit im Auge behalten wollten. Hochmuth Eigenſinn und Schwäche der Gegenpartei haben dieſe Scheuſale hervorgebracht und groß geſäugt. Sobald ſie zu Kraft gekommen waren, ſchlugen ſie zuerst nach den

Wel-

Weiſeren und Beſſeren, weil dieſe ihnen ſtets bei ihrer Grauſamkeit und Unvernunft entgegenſtanden. Vergeſſen Sie es nie, daß, wo man von einem Drachen erzählt, allemal ein Sumpf und eine Felſenhöle als Erzeuger und Aufenthaltsort genannt werden. Vertilgen Sie beide früher, ſo entſteht der böſe Drache gar nicht! Vertilgen Sie ſie ſpäter, ſo verſchwindet er ſchnell, und das Böſe, das er — weil man nicht vernünftig verfuhr — gethan hat, hört wenigſtens nun auf.

Er. Ich begreife! — Auch haben Sie Recht! — Jetzt alſo mein Einwand. Ich wünſche, daß Sie ihn widerlegen können; aber — mir ſcheint er wichtiger, als der erſte.

Ich. Vor einer Viertelſtunde hätten Sie das vielleicht nicht geſagt. Laſſen Sie ihn indeß doch hören!

Er. Gern! — Sie verſichern, es könne und werde mit der Zeit dahin kommen, daß einzelne Menſchen ſich in ihrer Ausbildung bis nahe zu den höheren Weſen emporhöben; ja daß ſelbſt das ganze Menſchengeſchlecht, wenigſtens ganze Erdtheile, oder doch ganze

Nationen zu merklich höherer Bildung gelangten.

Ich. Richtig, das hoffe ich, als Menſch! Das glaube ich, als erfahrner Mann! Davon bin ich überzeugt, weil ich ein vernünftiges Weſen bin, und einen allmächtigen, allweiſen und allgütigen Gott glaube.

Er. Gut! — Ich leugne es nicht, es iſt ein ſchöner, ein herzerhebender Gedanke. Aber was ſoll dann aus unſern Arbeitsbienen werden? — Und — wo wollen wir am Ende Arbeitsbienen hernehmen?

Ich. Wie verſtehen Sie das?

Er. Sie haben Recht, ich fehlte darin, daß ich Ihnen zwei ganz verſchiedene Fragen zu gleicher Zeit vorlegte. Zuerſt alſo: Wo wollen wir dann Arbeitsbienen hernehmen? — Denn unſre jetzigen Arbeitsbienen, (der niedrige Theil des Volks) werden ſo hoch in der Ausbildung emporgehen, daß ſie nicht mehr werden arbeiten wollen.

Ich. Sie irren, Freund! Bei allſeitiger Aufklärung kann das nie der Fall ſein, und von der einſeitigen, — die man jetzt

gewöhnlich Aufklärung nennt, — iſt hier nicht die Rede; denn — alle Anlagen des Menſchen ſollen ja gleichmäßig ausgebildet werden; folglich auch, und ganz insbeſondere, die Anlagen ſeines Herzens, ſeines Gemüths, ſeines guten Willens, ſeines ſittlichen, ſeines religiöſen Sinnes. Tugend und Gottesfurcht müſſen, ſo wie Liebe zu den Menſchen, zur Pflicht und zu Gott, das Allerhöchſte bei einem trefflich Erzogenen ſein. Er wird alſo ſeinen Beruf achten, ſeine Pflichten lieben, und die Arbeiten ſeines Standes gern und willig thun, um dem Höheren zu gefallen.

Er. Lieber Freund! — Das glaube ich Ihnen nicht! — Wie? ein ſehr gebildeter Menſch ſollte graben, pflügen, eggen, mähen, dreſchen u. ſ. w. wollen? — Nimmermehr!

Ich. Sie irren. Es hat ſogar Hirten gegeben, die bei höchſt ſpärlichem Einkommen ihre noch weit niedrigeren Geſchäfte treu und redlich, ja mit inniger Liebe dafür, erfüllten, ungeachtet ſie an wahrer Ausbildung

höher ſtanden, als mancher General, mancher Miniſter und mancher Fürſt.

Er. Einen ſolchen Hirten wünſchte ich doch zu kennen.

Ich. Das können Sie leicht. Leſen Sie David Klaus, den Kuhhirten in Halberſtadt, deſſen Leben der Konſiſtorialrath Streithorſt beſchrieben hat.

Ein Bauer der Art war Kleinjogg, und ähnliche Tagelöhner (ein öffentlich bekannt gewordener heißt: Maus, wenn ich nicht irre) oder Handwerker habe ich ſelbſt gekannt, die ſich weit über ihren Stand erhoben, ihn aber doch innig liebten, und ihre Pflicht mit Freuden erfüllten. Auch muß es ſo ſein, wenn die Bildung rechter Art iſt. Ein Schulmann und ein Landprediger ſind doch gewiß, wenn ſie ihre Pflicht redlich erfüllen wollen, geplagte Menſchen. Sie haben viele, kleinliche, mechaniſche, folglich ſehr unangenehme Geſchäfte. Der Landprediger hat ſogar Pflichten, welche ſeine Geſundheit, ja ſein Leben in Gefahr ſetzen. Und doch habe ich in beiden Ständen Männer gekannt, die, bei den Kenntniſſen eines

Konſiſtorialraths und Profeſſors, doch mit Mangel und Noth kämpfen mußten, und nichts deſto weniger um Gotteswillen, verſtehen Sie mich wohl, mein Freund! um des Gottes willen, der in ihrer Bruſt, ſo wie in dem endloſen Weltall waltete, alles und mit Freude thaten, was ſie wußten und konnten, damit ſie dieſes kleine Winkelchen im großen Garten der Gottheit möglichſt gut anbauten, eingedenk des hohen Verſprechens: Du biſt über Wenig getreu geweſen, dafür will ich dich nun über Viel ſetzen.

Bei wahrer Aufklärung hat es alſo nicht Noth. Die Arbeitsbienen werden, nach wie vor, am Umherfliegen in Gottes freier Luft, am Aufſuchen der ihnen nützlichen Blumen, und am ämſigen Sammeln des Honigſaftes, ſo wie des Wachsſtaubes, ihre angenehme Beſchäftigung finden. Sie werden ihre Freude und ihren Stolz nach wie vor darin ſuchen, wer von ihnen am meiſten für ſich ſelbſt und für das allgemeine Wohl thue! — Tritt dieſer Fall nicht ein, ſo ſind unſre Aufklärer, und deren Obere, ſelbſt ſchuld daran.

Mögen aber auch einige unter ihnen ſich in eine höhere Klaſſe emporſchwingen, vom Hirtenſtabe zur Feder, vom Pfluge zum Pinſel oder Grabſtichel greifen! Was ſchadet das?

Er. Grade da erwartete ich Sie. Ich ſage alſo: es ſchadet ſehr viel! Denn wir werden bald keine gröberen Arbeiter mehr haben. Es wird an Händen fehlen, die uns die erſten Bedürfniſſe des Lebens ſchaffen und zubereiten ſollen. Wir werden alſo hungern, durſten und frieren müſſen, weil die niedrigſte Klaſſe zu ausgebildet, zu fein, zu zärtlich und zu veredelt geworden iſt, um dort unten zwiſchen den Erdſchollen bleiben und umher wühlen zu wollen.

Ich. Sein Sie ruhig, lieber Freund! Es wird der Arbeitsbienen, die es bleiben wollen, immer noch genug geben; dafür bürgt mir die gewiß bis zum Ende der Welt fortdauernde Verſchiedenheit der natürlichen Anlagen; dafür bürgt mir die Gebrechlichkeit des menſchlichen Geſchlechts, deſſen angeborner Hang zur Trägheit, ſeine Neigung zu dem, was leichter zu erlernen iſt, und — un-

ſre allgemeine Liebe, uns im Freien thätig zu bewegen. Jagd und Fiſcherei, ſo niedrig ſie als Handthierung ſtehen, werden ja ſelbſt von den Höchſten der Erde mit Vergnügen, oft mit wahrer Leidenſchaft, betrieben. Ich bin alſo auch im Betreff des Holzhauens, des Grabens, (zwei vernünftige Beſchäftigungen vieler Gelehrten, um ſich vor Hypochondrie zu ſichern) des Pflügens, Mähens und Dreſchens nicht bange. Es werden ſich immer Menſchen finden, die es gern übernehmen. Eher fürchte ich mich, daß wir bei höherer Veredelung der unbeſchäftigten Arme zuviel bekommen werden.

Er. Sind Sie wunderlich? Ich dächte, aus dem bisher geſagten ginge das doch nicht hervor?

Ich. Direkt nicht! indirekt aber doch! Wir wiſſen ja alle, daß es jetzt ſchon Gegenden giebt, wo der unbeſchäftigten Arme viel zu viele ſind, weil die höhere Ausbildung das Feuer, das Waſſer und die Luft zwang, ihre Anſtrengungen zu übernehmen.

Er. Ach, Sie meinen England?

Ich. Nun, ja! und hundert andre Gegenden und Oerter zugleich mit. Noch geſtern beſah ich eine Fabrik, in welcher eine kleine Dampfmaſchine die Arbeit von drei bis vierhundert Perſonen verrichtet, und — beſſer verrichtet, als ſie es könnten. Man hat aber in demſelben Hauſe ſchon eine zweite gebaut, die mehr als tauſend Perſonen unnöthig machen wird. Wer weiß denn, ob wir nach hundert und funfzig Jahren nicht durch Maſchinen graben, harken, pflügen, eggen, mähen, binden, einfahren u. ſ. w. laſſen werden! — ſo wie es ſchon jetzt mit dem Rudern, und vom Pflaſtern wirklich der Fall ſein ſoll.

Er. Sie geben mir die Waffen in die Hände. Denn ich frage Sie ſonach mit Recht: Wie wollen wir dann dieſe überflüſſigen Hände beſchäftigen? Ihrer werden Viele werden, weil ihrer jetzt ſchon da und dort mehr als genug ſind, und die menſchliche Ausbildung doch noch merklich ſteigen, und die Vermehrung des Menſchengeſchlechts alljährlich zunehmen ſoll. Die Schutzblattern erhalten ja allein Millionen, welche ſonſt ſtarben.

Ich. Lieber Freund! Das iſt Gottes Sache. Hat er uns die Kraft und den Willen gegeben, uns im Reiche der Geiſter höher zu ſchwingen, ſo iſt es unſre Pflicht, dies zu thun. Seine Sache iſt es dann, dafür zu ſorgen, daß das Ganze nicht aus dem Gleichgewichte komme. Und — das wird er ſicher thun! — Vor hundert Jahren würde man es für unmöglich gehalten haben, unter Umſtänden, wie wir ſie erlebt haben, froh zu ſein. So ängſtigen wir uns alſo ſicher unnützer Weiſe über das, was nach andern hundert Jahren ſtatt finden wird. Aber — unverſtändig — ja, im ſtrengſten Sinne des Wortes: gottloß oder vielmehr gottesvergeſſen würden wir handeln, wenn wir das Beſſere deshalb verwerfen, oder doch nicht befördern wollten, weil unſrer Kurzſichtigkeit ſich nach — hundert Jahren Schwierigkeiten aufzuthürmen ſcheinen. O mein Freund! es iſt noch lange hin, bis unſer europäiſcher Acker ſämmtlich umgegraben, bepflanzt und gejätet wird. Es iſt noch ſehr lange hin, bis Aſien, Afrika, Amerika und Südindien

keine unbebaute Paradieſe mehr in ſich faſſen. Jetzt wollen die Menſchen, aus Trägheit, Vorurtheil und thörichter Liebe zu dem Winkel, in welchem ſie geboren wurden, nicht dahin wandern. Die Gottheit wird ſie durch die zu hoffende höhere Ausbildung zwingen, ſich auch nach jenen Gegenden zu wenden; und ſo wird, eben durch Hülfe der allgemeinen Veredelung, die ganze Erde ein großer Garten Gottes werden, in welchem man allenthalben die ſichtbaren Spuren menſchlicher Arbeit, ſei es der Hände, oder des Kopfes, mit Freuden bemerkt.

Eine Menge ehemaliger Bewohner Frankreichs iſt jetzt nach Amerika gegangen. Das Schickſal trieb ſie dahin! ſage ich mit Ueberzeugung: nicht das Ungefähr that es. Wer weiß, welche wichtige Folgen nach einigen hundert Jahren aus dieſer Auswanderung entſtehen werden! Hat doch Richelieu in kurzer Zeit ſehr viel Gutes — am ſchwarzen Meere — für Rußland und für die Menſchheit, gewirkt! — Die Hungersnoth vor zwei Jahren trieb eine Menge

Schweizer *) nach Rußland und nach Amerika. Deſto beſſer! denn dort werden ſie bequemer leben, als in ihrem Vaterlande, und großen Nutzen ſtiften.

Er. Wenn nun aber die Erde ganz voll Menſchen ſein wird, und das muß ſie doch einſt werden! Wie dann? —

Ich. Lieber Freund! das iſt eins von den Geheimniſſen oder Räthſeln (wie Sie wollen), welche die Gottheit ſich vorbehalten hat, ſo gut wie die Erhaltung beider Geſchlechter im gleichmäßigen Verhältniſſe. Bei unſerm jetzigen Maße der

*) Ich ſelbſt habe zur Zeit der Hungersnoth die erſten Männer von Zürich und Bern auf die Nothwendigkeit und den Nutzen aufmerkſam gemacht, (nach Art der Tyrier, Karthager, Griechen und Römer) Kolonien anzulegen; aber, durch Hülfe von Verhandlungen, welche der ganze Staat der Auswandernden mit dem Staate, in welchen ſie ziehen wollen, übernimmt. Der große Schade, daß dieſes bisher nicht geſchehen war, lag ſo ſehr am Tage, daß man mir ihn augenblicklich einräumte.

Bildung wenigſtens halte ich es nicht bloß für thöricht, ſondern ſogar für vermeſſen, darüber urtheilen zu wollen. Das iſt Seine Sache! —

Neunter Abſchnitt.

Ob ich die Abſicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden?

Nicht einmal zum Gelehrten, viel weniger zum frühen Gelehrten wollte ich ihn bilden. Dieſer Satz iſt vollkommen wahr; ich wundere mich aber nicht, wenn er den meiſten Leſern ſonderbar, wenn er ihnen ſogar undenkbar ſcheint.

Ich will alſo zuvor ſagen, was ich aus ihm machen wollte; dann wird ſich von ſelbſt ergeben, was er nach meinen Wünſchen nicht werden ſollte.

Ich wollte ihn zum Menſchen, im edelſten Sinne des Wortes, bilden. So weit ich in meinen Verhältniſſen es vermochte, und durch meine Kenntniſſe und Erfahrungen unterſtützt wurde, ſollte er zuerſt ein vollkom-

men geſunder, kräftiger, thätiger und heiterer Jüngling werden; und das iſt mir — bekanntlich! — geglückt.

Er ſollte mit dieſer unſchätzbaren Ausſtattung in's männliche Leben eintreten, und dadurch — wenn er ſich fernerhin ſelbſt vor Störungen ſeiner Geſundheit hütet — ein geſunder, bedürfnißloſer, ſeinen Nebenmenſchen nützender, folglich froher, ſelbſt glücklicher und Andre beglückender Menſch werden.

Die Kräfte ſeines Körpers ſollte er möglichſt und gleichmäßig ausbilden. Eben ſo ſehr und allgemein aber auch die Kräfte ſeines Geiſtes. Es wäre mir höchſt unangenehm geweſen, vorherrſchend einen großen Lateiner, oder Griechen, oder Mathematiker u. ſ. w. aus ihm werden zu ſehen. Deshalb griff ich ſogleich ein, wenn ich meinte, daß dieſe oder jene Sprache oder Wiſſenſchaft ihn — früh ſchon! — mehr als die übrigen an ſich ziehen möchte.

Grade ſo machte ich es mit der Stärkung und Verfeinerung ſeiner Sinne. Alle

wurden mit Sorgfalt geübt, und möglichſt gleichmäßig weiter gefördert.

Mit den Uebungen jener Seelenkräfte, die, leider! nur ſelten gehörig in Betrachtung zu kommen pflegen, als Witz, Einbildungskraft, zartes Gefühl u. ſ. w. verfuhr ich, unterſtützt von meiner Gattinn, grade eben ſo. Daß wir Eltern beide aber auf die Bildung des jungen Herzens das Hauptgewicht legten, und daß wir gemeinſchaftlich, vom Arme der Mutter an, dahin arbeiteten, daß die Neigungen und Abneigungen deſſelben alle nach den Geſetzen der äußeren und inneren Sittlichkeit, beſonders aber nach den Geſetzen der reinſten Frömmigkeit geregelt, manche folglich zurückgedrängt und andere lebhaft und anhaltend gefördert wurden, verſteht ſich für jeden Vernünftigen, der das bisher Geſagte reiflich erwogen hat, von ſelbſt.

Man ſieht, das Bild, welches mir im Geiſte vor Augen ſchwebte, paßte vor zwanzig Jahren auf den gewöhnlichen Gelehrten von Profeſſion ganz und gar nicht.

Jetzt paßt es freilich etwas beſſer. Auch ſteht zu hoffen, daß es nach andern zwanzig bis funfzig Jahren noch beſſer paſſen werde.

Wenigſtens Stubengelehrte jener Zeit, in welcher ich meiner künftigen Kinder Bildung im Auge hatte, — ich rede von der Regel! Treffliche Ausnahmen, die ich kenne und verehre, gehen mich hier nichts an! — waren meiſtens kränklich, ſchwächlich, für das Leben mehr todt als lebendig und in der Geſellſchaft ſchüchtern und unbeholfen. Ihr äußerer Geſichtsſinn reichte ſelten über die nächſten Bücher hinaus, und ihr innerer nicht viel weiter als ihre Brodwiſſenſchaft. Daher die ſpärliche und trockene Unterhaltung mit jedem, der nicht von ihrer Zunft war. Daher die kurzſichtigen Urtheile über Gegenſtände des Thuns und Treibens im gewöhnlichen Leben, wodurch ſie ſich bei Menſchen von Welt und feiner Bildung ſo verächtlich und lächerlich machten, daß es bei dieſen zum Sprichwort geworden war: „er „iſt pedantiſch und unbeholfen wie ein Gelehr„ter!“ oder: „man merkt ihm den Gelehr„ten ſchon auf zehn Schritte an.“ Welche

zahlloſe Menge von lächerlichen Vorfällen ſind deshalb allbekannt! — Es wäre leicht, ein Buch damit zu füllen *).

Ein Jüngling, der in Geſellſchaft für einen witzigen Kopf galt, oder deſſen zartes und feines Gefühl ſich auszeichnete, und deshalb die gemeinen, ewig widerkehrenden, auswendig gelernten, meiſtens ſo- [illegible] gar

---

*) Von Tauſenden, die mir zu Gebote ſtänden, nur eine. Der berühmte Geh. Rath und Profeſſor J. B—r in G. hört viel von Wielands Oberon. Bald nachher meldet ſich ein Student aus Weimar bei ihm zum Kollegio. „Weimar!“ ſagt er mit Nachdruck. „Iſt „das nicht der Ort, wo der berühmte Wie„landus lebt, der den Tractatum de Obe„ronte geſchrieben hat?“

Als er einſt bei der Vorſtellung des Hamlets gegenwärtig, (und vielleicht zum erſtenmale in einem Schauſpielhauſe) war, ſagte er am Ende des zweiten Aktes zu ſeinem Nachbar: „Mich will bedünken, der Mann mit dem „ſchwarz- und weißen Strumpfe ſei eben der „Prinz Hamletius, über welchen alle diſſe„riren. Iſt meine Conjectur richtig?“

gar abgeleſenen Kathederſpäßchen verachtete; deſſen veredelte Einbildungskraft ſich beim Sprechen oder Schreiben durch gewählte, rein deutſche und feine Wendungen zu erkennen gab; war jenen Zunftmännern ſchon darum verdächtig. Oft genug habe ich das Urtheil von ihnen ausſprechen gehört: „Ach der N — kann unmöglich etwas ge„lernt haben, er macht Verſe, und glänzt in allen Geſellſchaften.“

Weitſchweifige und trockne Abhandlungen mit langen und verwikkelten Perioden, erwarben dagegen — beſonders wenn der Verfaſſer ſich häufig auf die alten Klaſſiker bezog, — das Lob: „Aus dem wird „einmal was rechtes werden. Er hat ſich „ganz nach den Alten gebildet!“

Die guten Alten! Wie höhniſch würden ſie lachen, wenn ſie hörten, daß man eine ſolche Stubenfliege, einen ſolchen Bücherwurm mit ihnen vergleiche; mit ihnen, deren Leben vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel, in beſtändiger Thätigkeit des Lebens, in fortwährendem Handeln, und in ſtetem Geſpräche über die großen Ge-

ſchäfte des Vaterlandes oder doch der Vaterſtadt, auf dem Markte oder an den Stadtthoren, verfloß!

Wohl zu bemerken, daß ſie alle bei dem Steigen und Sinken des Vaterlandes weſentlich intereſſirt waren, ſtatt daß jene gelehrten Handwerker oft nicht viel mehr davon wußten, als daß es exiſtire.

Sollte man es glauben, daß einer der größten unter ihnen ſeinen Schülern oft ſagte: Griechiſch und allenfalls Lateiniſch ſei das einzige, was ein vernünftiger Menſch ſtudiren müſſe. Die ſogenannten Wiſſenſchaften (Alterthumswiſſenſchaften abgerechnet,) und die neuern Sprachen ſeien Kinderpoſſen, die man am Kaffee- oder Theetiſche mit aller Bequemlichkeit erlernen könne?

In Betreff des Herzens habe ich ja wohl nur nöthig, an die allbekannten, ja klaſſiſch gewordenen Ausdrücke: Gelehrtenneid, Gelehrtenſtolz und Univerſitätskabalen zu erinnern; damit man mir glaube, daß ich meinen Sohn nicht zum Gelehrten von Profeſſion bilden wollte.

Ich ſelbſt konnte und ſollte nach den Wünſchen meiner Gönner Univerſitäts-gelehrter werden: aber mein ſtets von mir verehrter Freund, der erfahrne und biedere Weltumſegler, Reinhold Forſter, drang in mich, es abzuſchlagen. „Sie kennen,“ ſagte er in ſeiner ſtarken Sprache, „die Teufeleien, die „auf den Univerſitäten mehr als irgendwo „zu Hauſe ſind, lange nicht genug. Aber ver-„laſſen Sie ſich auf einen alten Mann, der „die Welt und das Univerſitätsleben „genau kennt. Es iſt entſetzlich arg da-mit.“

Ein noch lebender Profeſſor, der abſicht-lich jetzt auf einer kleineren Univerſität wohnt, als damals, ſagte zu mir, weil er aus dem Briefe ſeines Freundes ſah, wozu ich beſtimmt war:

„Ach, werden Sie nur ja nicht Uni-„verſitätslehrer! Neid und Bosheit „ſind daſelbſt an der Tagesordnung. Meines „Schwiegervaters wegen muß man mich ei-„nigermaßen ſchonen, aber dennoch bin ich „des Lebens ſatt und müde. Es wäre wahr-

„lich Schade um ihre jugendliche Heiterkeit
„und um Ihren offenen Sinn.“

Ein allgemein verehrter Miniſter wiederholte noch im Jahre 1818 mir, was er früher meinem Sohne in Betreff der Univerſitätslehrer mitgetheilt hatte. „Ich habe,“ ſagte er früher meinem Sohne, und nachher mir, „mit drei- bis vierhundert Bauern in „der Schenke zu thun gehabt, um ſie zu „überzeugen, oder zu vereinigen. Eben ſo „mit mehreren hundert Bürgern auf dem „Rathhauſe. Ich habe Herrſchaften und Un„terthanen, die ſich förmlich unter einander „verbiſſen hatten, auseinander ſetzen müſ„ſen. Ich hatte mit Landſtänden, mit gan„zen Kollegien und mit Geſandten fremder „Mächte zu ſchaffen; ja ſogar mit Feinden „und mit recht bößlichen Freunden, die „mehr als Feinde waren; und alles ging „wenigſtens nicht ſchlimm! Schwieriger „war es ſchon, als ich einige große Schulen „revidiren mußte. Aber weit aus am aller„ſchlimmſten ging es mir in meinen Ge„ſchäften mit Univerſitätsgelehrten. „Den Verdruß und die Kränkungen, die

„ich, troß meinem beſten Willen und „redlichſten Wirken zu ihrem Beſten, „von dieſen erlitt, werde ich nie vergeſſen.*)

Das alles war mir, der ich faſt ſieben undzwanzig Jahre lang in und dicht bei mehreren, und zwar grade den berühmteſten Univerſitäten in Deutſchland gelebt habe, genau bekannt. Wie hätte ich ihn alſo zum Profeſſor beſtimmen können! — Nicht einmal Gelehrter ſollte er werden, ſondern ein ausgezeichnet geſchickter, vielſeitig ausgebildeter Jüngling, und dann — was er ſelbſt

---

*) Sollte man nicht glauben, der verſtorbene Kanzler der Univerſität Halle, der Geh. Rath von Hoffmann hätte dieſe Worte zu mir geſprochen? Und doch war er es nicht! — Leider hat er aber ganz eben ſo ſchlimme Erfahrungen gemacht, ungeachtet er ein ſehr großer Wohlthäter der Univerſität war. Verſtändige und der Sache kundige Männer verſichern, daß er die jährlichen Einkünfte der Univerſität faſt um das Doppelte vermehrt und höchſt zweckmäßig für die Anwendung dieſes Geldes geſorgt habe. Aber — was hilft das alles! — Er konnte weder griechiſch noch lateiniſch ſprechen.

wolle, Künſtler oder Staatsmann; aber am liebſten — Kaufmann.

Ein Kaufmann? höre ich neugierig fragen. Ein Kaufmann? fragte ganz Leipzig im Jahre 1808 und 1809, als man dort ſich ſo edelmüthig ſeiner annahm. „Nein!“ ſagten mehrere deſſelben Standes, „ein Kaufmann „darf er nicht werden, dazu iſt er zu gut! (Sie wähnten das, nicht ich!) „Auf das Komptoir nehmen wir ihn nicht, aber ſtudi„ren laſſen wir ihn gern.“

So wurde ich denn gewiſſermaßen gezwungen, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Doch will ich meine Ideen, auf welche Art er Kaufmann werden ſollte, hieher ſetzen, weil ſie vielleicht noch irgend Jemandem nützlich werden können.

Mein Sohn, der, wie man weiter unten ſehen wird, damals, d. h. in ſeinem neunten Jahre, ſchon allgemein für völlig reif zur Univerſität erklärt wurde, ſollte nach meiner Abſicht ſich immer noch feſter in den neuern Sprachen und im Rechnen ſetzen, eine ſchöne Hand ſchreiben lernen, und auf der Univerſität alle diejenigen Wiſſenſchaften ſtudiren,

die eine allgemeine Vorbereitung und Bildung geben. Erdbeſchreibung mit Statiſtik vereinigt, ſo praktiſch als möglich! Naturgeſchichte in allen ihren Zweigen, mit Mathematik, Phyſik und Chemie verbunden; Geſchichte, Philoſophie und Politik. Faſt alles dies hat er jetzt bis zu ſeinem vierzehnten Jahre, (in welchem er Doctor Philosophiae wurde) gründlich ſtudiren können. Er würde es alſo auch dann gekonnt, und wenn ich ihm ein Jahr mehr (das funfzehnte dazu), verwilligt hätte, ſo würde er noch Zeichnen, Muſik und eine Menge praktiſcher Kenntniſſe, (auf den Ferienreiſen geſammelt) damit verbunden haben.

Funfzehn Jahr alt, hätte ich ihn an einem bedeutenden Orte, am beſten in einem Seehafen, ein Jahr lang in eine Materialhandlung gebracht, um Waarenkenntniß gründlich, d. h. auch praktiſch, zu erlernen.

Nun erſt auf ein Comptoir.

Die verſchiedenen, ihm von mir vorgeſchriebenen Stufenfolgen wären geweſen: Hamburg, Amſterdam, London. Dann

nach ſeinem eigenen Dafürhalten, wohin er auf der ganzen Erde ſich wenden wollte.

Die Wahl des Landes wäre ihm minder ſchwer geworden, als vielen Andern, weil er faſt alle europäiſche Sprachen mit Leichtigkeit geſprochen, und in denſelben geſchrieben haben würde.

Noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre mußte er auf dieſe Weiſe ein Mann werden, der allenthalben und in ſeinem Fache zu allem tüchtig war, den jeder tiefer blickende Kaufmann an ſich zu ziehen wünſchte, und mit dem man gern in Geſchäfte trat. Denn, daß dabei auch ſeine äußere und innere Sittlichkeit auf Religioſität gegründet, und im höchſten Grade ausgebildet worden wäre, ſetze ich, als ſich von ſelbſt verſtehend, voraus.

„Aber — das Geld! ſagt man; das „Geld! — Denn ein Kaufmann muß viel „Geld haben, wenn er etwas Großes an„fangen will.“

Ich antworte: Darauf gedacht habe ich in der That! Hier ſind die Reſultate meiner Ueberlegungen.

Wer nicht viel Geld hat, muß klein anfangen! Dies thaten ſchon Viele, und ſtiegen doch zu etwas Großem empor, durch Kopf, Kenntniſſe, Betriebſamkeit, Redlichkeit und — Gottes Segen! —

Wenn mein Sohn indeß zehn Jahre mit Auszeichnung diente, ſo konnte er ſich dabei ſchon das Nothwendigſte zum Anfange ſammeln, und war doch erſt ſechs und zwanzig Jahre alt.

Ein junger Mann der Art wäre gewiß gern zum Aſſocié aufgenommen, oder ein Zweiter hätte das nöthige Geld gegen ſeinen Kopf, Kenntniſſe, u. ſ. w. in die Wage gelegt.

Ferner ſtimmen alle erfahrne Kaufleute darin mit mir überein, daß ein Anfänger mit obigen Eigenſchaften leicht Vertrauen (Credit) finde, und ſchwerlich zu Grunde gehen werde.

Aber, ſagt man, wenn er nun wirklich Kaufmann, und ein reicher Kaufmann geweſen wäre; was hätte er dann groß genützt?

O viel! ſehr viel! wenn er anders ein edler, ein frommer Menſch blieb! —

Ein großer Kaufmann iſt ein Fürſt, deſſen Unterthanen in mehreren Erdtheilen wohnen. Von ſeinem Schreibtiſche aus kann er väterlich für ſie alle ſorgen. Sein Wille wirkt in derſelben Stunde nach Oſt- und Weſtindien, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nach Californien hin. Auf ihn hofft man im Innern der ſchleſiſchen Seitenthäler, wie in den großen Fabrikſtädten Englands. Gebirge, ebnes Land, Ströme und Meere ſind voll von ſeinen Untergebenen. Er kann ihnen Ueberfluß verleihen, wenn ſie für ſich und die Ihrigen zu zagen anfangen. Durch ſeinen Kopf, Kenntniſſe und Verbindungen iſt er ihr Verſorger, ihr Helfer, oft ihr Retter. Kurz er iſt in der großen Haushaltung Gottes ein Herr der Erde, wie der Menſch im edelſten Sinne des Wortes, als Stellvertreter der Gottheit, es ſein ſoll.

„Auf den Stapel ſchüttet die Erndten der Erde der Kaufmann.
„Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,

„Was Arabien kocht, was die äußerſte Thule bereitet,
„Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu ſuchen
„Geht er, doch an ſein Schiff knüpfet das Gute ſich an.

Schiller.

Und ſolch einen erhabenen Menſchen hätte ich nicht gern aus meinem Sohne bilden ſollen? O Gott, mit Freuden hätte ich es gethan! —

In ſo fern er aber doch Gelehrter werden mußte, ſo ſollte er, nach meinem Willen, wenigſtens kein früher Gelehrter werden. Ein früher Gelehrter, eine Treibhauspflanze, ein ſieches Kind, eine Leiche als Knabe, das alles waren mir, durch eigene Erfahrungen, durch meine Lehrer, und durch große Vorbilder in der Erziehungskunſt ſo geleitet, gleichbedeutende Worte. Ich würde es für eine ſchwere Verſündigung an Gott und meinem Sohn

gehalten haben, wenn ich es mir erlaubt hätte, ihn frühreif bilden zu wollen.

Erſt im ſiebenten Jahre ſollte er anfangen, etwas regelmäßig zu lernen. In dieſem Falle konnte er dann wahrlich im achten noch nicht als ein ungewöhnliches Weſen angeſtaunt werden.

Eine Erfahrung, die ich an ihm machte, als er vier Jahr alt war, trug nicht wenig dazu bei, meine Aengſtlichkeit in dieſer Hinſicht noch zu erhöhen. Ich war im Jahr 1804 vom Konſiſtorio zu Magdebung beauftragt, das Peſtalozziſche Inſtitut zu beſuchen, und darüber zu berichten. Meine Auseinanderſezzung der Methode, die bald nachher gedruckt wurde,*) erhielt den Beifall des Konſiſtoriums ſo ſehr, daß es den Bericht an das Oberkonſiſtorium, an das Oberſchulkollegium, und an den Herrn Miniſter ſchickte. Alle dankten mir und belobten mich. Aber täglich fühlte

*) Bericht an Se. Königl. Majeſtät von Preuſſen über das Peſtalozziſche Inſtitut zu Burgsdorf, (jetzt in Buchſee) von Karl Witte, Prediger in Lochau bei Halle. Leipzig in der Dykſchen Buchhandlung, 1805.

ich die Wahrheit deſſen, was ich zu Peſtalozzi ſelbſt und zu ſeinen Freunden geſagt hatte, ſtärker:

„Das Rechnen Eurer Kinder macht mich „ſchwindeln, ſo hoch verſteigt es ſich! Aber „die innere Natur der Zahlenverhält„niſſe nutzt wenig für das Leben, und da„zu ſoll doch vernünftiger Weiſe das Kind „hauptſächlich gebildet werden.“

Sie gaben mir nicht Unrecht, verſicherten aber, damit beſchäftige ſich eben Schmidt in dieſem Augenblicke, es werde folglich nicht lange mehr dauern, bis das erſcheine, was ich wünſche.

Ich dachte inzwiſchen darüber nach, ob es nicht möglich ſei, das bürgerliche Rechnen ſo zu vereinfachen, daß ſelbſt ein kleines Kind es ſchnell begreifen, und ſich aneignen könne. Ich wählte meinen Sohn, der damals grade vier Jahr alt war, um die Probe mit ihm anzuſtellen.

Da ich um dieſelbe Zeit äußerſt beſchäftigt war, um neben meinen Amtsgeſchäften für den Druck zu ſchreiben, ſo konnte (und wollte) ich bloß vor dem Lichtanzünden eine Viertelſtunde mit ihm zu meiner Bewe-

zung und Zerſtreuung im Zimmer auf- und abgehn, und ihn zugleich lehren.

Ich fing mit dem allereinfachſten Zuſammenrechnen: 1 und 0, (oder: 1 und nichts) bringen zuſammen nur 1 hervor, an, und ging: zu 1 und 1 bringen zuſammen 2 hervor, oder wie man zu ſagen pflegt, machen 2, fort, und gelangte in kurzer Zeit, zu meinem eigenen Erſtaunen, dahin, daß das Kind ſchwere Exempel aus der Regula de tri mit Brüchen, ſehr ſchnell und ſicher aus dem Kopfe rechnete. Ich nahm Karln um dieſelbe Zeit mit nach Magdeburg zu meinem Vetter und Freunde, dem Herrn Hofrath Jungken. Mein Freund erſtaunte ſo ſehr über dieſe Kraft des Kindes, die er zuvor als undenkbar beſtritten hatte, daß er einige von ihm ſehr geachtete Schulmänner zu ſich einlud. Dieſe mußten dann ſelbſt Verſuche und Prüfungen anſtellen, und erſtaunten gleichfalls im hohen Grade.

Damals alſo ſchon hätte ich Gelegenheit gehabt, mit ihm zu glänzen, wenn ich das gewollt hätte. Aber alles Glänzeln mit ihm haßte ich, und ließ es bloß — voll

Angſt für ihn! — geſchehen, wann und weil ich es nicht ändern konnte; wie man weiter unten ſehen wird.

Beim Fortſetzen jener Uebungen bemerkte ich aber einſt, als ich dem Kinde meine Hand auf den Kopf legte, und lobend ſagte: „brav! „lieber Junge!“ daß ſeine Haare warm und feucht waren.

Ich erſchrack, denn mir fielen die Worte ein, die man von äußerſt fleißigen Knaben zu ſagen pflegt: (freilich ohne das Eigentliche dabei zu denken!) „Er lernt, daß ihm „der Kopf raucht!“

Gott! dachte ich, ſollte das hier vielleicht Statt finden, und ſollte dein armes Kind dadurch geſchwächt werden können, wohl gar es ſchon ſein? —

Ich unterbrach ſogleich, unter einem paßlichen Vorwande, die Rechenübung für dieſen Tag. Am andern Abend legte ich gleich beim Anfange meine Hand auf Karls Kopf, und fand ihn kühl und trocken, wie den meinigen. Nach zehn Minuten ſchon wurde er etwas warm, und nach einer guten Viertel Stunde ſchwitzte er förmlich.

Jetzt wußte ich, was ich wiſſen wollte, und von dem Augenblicke an wurde nie mehr gerechnet, bis mein Sohn merklich älter, und an Leib und Seele kräftiger war. Zwar erinnerte er noch oft daran, aber ich wich ihm aus, und gelangte endlich dahin, daß er dieſe Uebungen, und ſein Rechnen ſelbſt, gänzlich vergaß.

Wohl mir und meinem Kinde, daß ich dies that! Denn viele Erfahrungen von zu weit getriebenen Anſtrengungen in der zarten Kindheit, haben mir gezeigt, welche ſchreckliche Folgen damit verbunden zu ſein pflegen.

Eine Menge Beiſpiele der Art ſind entweder gedruckt, oder man hat ſie mir bloß mündlich erzählt. Die nachſtehende iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht gedruckt, und doch hat ſie mir ein allbekannter, allgemein geachteter Mann, der Herr Regierungsrath und Profeſſor Dr. Hartleben, vor drei Jahren in Mannheim, aufgeſetzt. Da ſie äußerſt lehrreich iſt, ſo theile ich ſie wörtlich mit:

„Noch ehe der Unterzeichnete ſein drittes Lebensjahr begonnen hatte, ließ ihn ſein Vater, der Kurmainziſche Hofrath und Profeſſor der

der Pandekten, von mehreren Lehrern in dem Leſen, Schreiben, der Geographie, Geſchichte ꝛc. unterrichten. Es wurde dahin gebracht, daß er an dem Geburtstage ſeines fünften Jahres eine öffentliche Prüfung während zwei Tagen beſtehen konnte, in welcher er zwei tauſend deutſche Wörter in lateiniſcher Sprache, alle vorzügliche Flüſſe und Städte der Europäiſchen Staaten zu nennen, und auf der Karte zu zeigen, auch alle Namen großer Männer in der Univerſalgeſchichte anzugeben wußte. Durch dieſes ſtete Memoriren ward das junge Gedächtniß ſo geſchwächt, daß bei dem Studium in der folgenden Zeit, die Erlernung von Namen äußerſt ſchwierig wurde. So ſchwach das Namengedächtniß blieb, ſo ſtark war das Sachgedächtniß, und beide gingen mit zunehmenden Jahren auf gleiche Art das eine vor-, das andere rückwärts. Dieſes kam ſoweit, daß, als der Unterzeichnete während zehn Jahren die deutſche Reichsgeſchichte an der Univerſität Salzburg lehrte, er zu Erzählung der Fakten keiner Hefte bedurfte, dagegen ſich aber ſorgfältig alle Jahrzahlen und Namen aufſchreiben mußte. Jedes

Bemühen, das Namengedächtniß zu wecken oder zu ſtärken, war vergebens. Noch jetzt im fünf und vierzigſten Lebensjahr iſt mein Sachgedächtniß außerordentlich ſtark, ſo, daß ich Sätze, die ich vor mehreren Jahren in einem Buche las, angeben kann; dagegen muß ich mich oft auf die Namen meiner Freunde vergebens beſinnen.

Mannheim. Hartleben.

Noch bemerke ich hierbei, daß alten Spruchlehren (Sprichwörtern) gewöhnlich eine wichtige Wahrheit oder ein tiefer Sinn zum Grunde zu liegen pflegt, ſo wenig es uns auch ſcheinen mag.

In ſo fern mein Sohn ſtudiren ſollte, war meine Abſicht, daß er in ſeinem ſiebenzehnten bis achtzehnten Jahre zur Univerſität reif, dann aber auch ſo vielſeitig und zugleich gründlich ausgebildet ſein ſollte, daß er dreiſt mit jedem andern Abgehenden in die Waage treten könne, mit der ſtillen Ueberzeugung, daß er jenen überwiegen werde.

Dies wollte ich! aber nichts anders! Deshalb hatte ich bei Karls Geburt ſchon

meinen jetzt verewigten theuren Lehrer Gedike und den Abt Schewe vom Kloſter Lieben Frauen in Magdeburg zu Zeugen ſeiner Taufe gebeten, und beiden geſchrieben, daß ſie im ſtrengeren Sinne des Wortes ſeine Mitväter ſein, und von dem Augenblicke an für ſeine weitere Ausbildung ſorgen ſollten, wenn ich auf dem Lande nicht mehr im Stande wäre, den Unterricht des Knaben weiter zu führen.

Beide nahmen mein Anſuchen gern und völlig mit den dabei gemachten Bedingungen an. Gedike ſagte mir nicht lange darauf mündlich: „Sobald der Knabe ſo weit iſt, daß „Sie ihn aus dem Hauſe geben können und „wollen, ſo bringen Sie ihn mir! Dann will „ich ſein Vater ſein, und an dem Sohne „beweiſen, was ich ſeinem Vater gern ge„leiſtet hätte, wenn mein damaliges Gymna„ſium einen Fonds gehabt hätte."

Es war alſo alles eingeleitet und beſorgt, damit im Fall meines früheren Ablebens, oder wenn meine Lieblingsideen nicht ausgeführt werden ſollten, der Knabe ein Gelehrter mit Auszeichnung werden könne. Aber —

der Menſch denkt und Gott lenkt! Beide Männer ſtarben ſchnell nach einander; Gedike in der Blüte ſeiner Jahre, und ehe noch mein Sohn etwas Ausgezeichnetes verſprach. Schewe als nicht alter Mann; doch erlebte er es noch, daß meine Art des Unterrichts ſchneller Frucht trug, als er und ich ſelbſt es erwartet hatten.

Zehnter Abſchnitt.

Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?

Auch dies ging ganz natürlich zu. Ja, wenn mein Freund Glaubitz, der mich beſſer kannte, als irgend ein Menſch, Recht hatte, ſo mußte er es werden. Trotz ſeinen mittelmäßigen Naturanlagen, und trotz meiner Abneigung gegen frühe Gelehrſamkeit, war — bei dem jetzigen Standpunkte der Erziehung und des Unterrichts — die Grundlage dazu gemacht, und das Reſultat mußte ſo gewiß erfolgen, als eine Kugel die ſchiefe Flä-

che hinabrollt, wenn ſie einmal über den obern Rand derſelben hinabgelegt worden iſt.

Freilich ſah ich dies damals nicht ein, denn ſo genau kannte ich die menſchliche Natur, ihre Kräfte, und deren Vervollkommnungsmöglichkeit noch nicht. Ich urtheilte bloß nach dem, was ich kannte und um mich her erblickte; folglich mußte mein Urtheil falſch werden, und ich mußte der Natur des Menſchen zu nahe treten.

O, ſie ſteht hoch! viel höher als wir glauben! Freilich bei dem ſogenannten regelrechten Unterrichte merkt man das weniger. Das iſt der große, ſchwere Frachtwagen, der nie aus ſeinem bedächtigen Schritte, nie aus ſeinem tiefeingefahrnen Geleiſe kommen kann. Der vielen mittelmäßigen, oder richtiger, nicht gehörig vorgebildeten Köpfe wegen ſetze ich hinzu: vielleicht auch nie aus ſeinem bedächtigen Schritte und tief eingefahrnen Geleiſe kommen darf.

Jene Köpfe gleichen ſchwachen Fußreiſenden, die ſich zu dieſem Frachtwagen halten, und um ſo ruhiger ſich auf ihn verlaſſen, je langſamer und deſto ſicherern Schrittes er

geht. Die Armen würden erſchrecken, wenn er ſchneller zu rollen anfinge. Sie, die Kraftloſen, würden zurückbleiben müſſen, wenn er raſch davon eilte.

Anders iſt es mit einem leichten und zugleich ſicheren und bequemen Wagen. Man braucht weniger Pferde, und ſprengt doch, wie der Blitz, dem langſam ſchleichenden Fuhrwerke vorüber. Beide (Wagen oder Fuhrleute) wären aber ſehr thöricht, einander verachten, oder ſich gegenſeitig Vorwürfe machen zu wollen. Beider Gang iſt zweckmäßig und ihren Verhältniſſen angemeſſen. Beide würden unnatürlich handeln, wenn ſie anders gingen. Es können Umſtände eintreten, wo beide ihren Gang verändern. Aber ſie ſind ſelten. Von einer ſanften und zugleich ebenen Anhöhe hinab wird der Frachtführer ſchneller fahren, da wird es aber auch ſeinen Mitreiſenden möglich ſein, nachzukommen. Im tiefen Sande, im Sumpfe, oder zwiſchen vielen Steinen wird der leichtere Wagen langſam gehen.

Beides iſt wieder ganz in der Ordnung, und nur der Thor wird es anders verlangen.

Schon auf dem Arme ſeiner Mutter, ſo wie auf dem meinigen, lernte Karl vieles, woran man gewöhnlich nicht denkt, es die Kinder zu lehren. Er lernte alle Gegenſtände in den verſchiedenen Zimmern kennen und richtig benennen. Auch die Zimmer ſelbſt, und die Treppe, und den Hof, und den Garten, die Ställe, den Brunnen und die Scheune; alles vom Größten bis zum Kleinſten wurde ihm oft gezeigt, klar und deutlich genannt, und er ermuntert, es möglichſt deutlich wieder zu nennen. Sprach er es richtig aus, ſo wurde er geliebkoſt und gelobt; im Gegentheil hieß es merklich kälter: „Mutter „(oder Vater), Karl kann das oder jenes „Wort noch nicht ausſprechen!“

Er gab ſich daher ſehr viel Mühe, alle Gegenſtände zu kennen und richtig zu benennen. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo ſprach er alle Worte nach unſern Wünſchen aus. An Stammeln oder Stottern war nicht zu denken, weil er ſehr langſam reden mußte, und nie verſchüchtert wurde. Er dachte frei, und ſprach frei; aber er mußte denken und bedächtig ſprechen.

Die Unvernunft ſo vieler Eltern und Wärterinnen, dem Kinde zuerſt eine undeutſche Sprache beizubringen, die von den Erwähnten: Kinderdeutſch genannt wird, richtiger aber: kauderwelſch heißen ſollte, wurde in unſerm Hauſe ſchlechthin nicht geduldet. Niemand durfte: Buh, ſtatt: Kuh. Bä! ſtatt: Schaf! Miau! ſtatt: Katze, oder Wau, wau! ſtatt: Hund ſagen. Auch nicht Buhkuh, oder Bäſchäfchen, oder Miaukätzchen, oder Wauwauhündchen, ſondern Kuh, Schaf, Katze und Hund. Nur bei dem jüngeren und kleineren Thiere deſſelben Geſchlechts war das Verkleinerungswort geſtattet. Sprach er oder jemand anders: Kätzchen, ſo mußte es eine junge oder ſehr kleine Katze ſein. Im erſten Falle verwechſelten wir es abſichtlich mit der Benennung: eine junge Katze, und bemerkten dabei, daß dies eigentlich richtiger ſei. War ſie zwar klein, aber nicht grade niedlich, und doch auch nicht mehr jung, ſo ſetzten wir lieber die Benennung eine kleine Katze, an die Stelle des Kätzchens, und machten ihn darauf aufmerkſam, daß das Verkleine-

rungswort gewöhnlich zugleich etwas nied=liches oder angenehmes von Seiten des ſo Benannten, und etwas liebkoſendes von Seiten des Benennenden in ſich ſchließe.

„Wenn Du unartig geweſen biſt, ich „meine: wenn Du nicht geſagt oder ge=„than haſt, was Du ſollteſt, (ſprachen „wir dann wohl zu ihm) ſo wirſt Du ſchwer=„lich hören, daß wir Dir zurufen: Karl=„chen! — Nein, nein! dann heißt es ſicher: „Karl! Nicht wahr? —

Wirklich beobachteten wir dieſen Unter=ſchied, ſo wie unzählige andere der Art, ſorg=fältig; auch ſprachen wir mit ihm und in ſei=ner Nähe immer reines Deutſch, mit an=dern Worten: Bücherdeutſch; zwar in ſehr einfachen und möglichſt verſtändlichen, aber doch ſtets in gewählten Wendungen, und immer laut, deutlich, und zweckmäßig langſam. Nie durfte ferner bei einem von uns die Betonung vergeſſen oder un=richtig gebraucht werden. Wir ſprachen ſtets ſo richtig, in jedem Sinne des Worts, als es uns nur möglich war. Dunkle und verworrene Sätze, Ausdrücke, die nur einen

undeutlichen Sinn geben, wurden bedächtlich vermieden.

Das verwirrte Kindergeſchwätz hat er nie gehört, und nie geſprochen, folglich auch nie nöthig gehabt, ſich davon wieder zu entwöhnen, und — eine richtigere Sprache zu erlernen.

Das Einzige der Art, welches ich eine Zeitlang duldete, war, das Sprechen in der dritten Perſon, anſtatt des abgezogenen: ich, du, er u. ſ. w. weil es tief in der Natur des ungebildeten Menſchen, folglich auch des Kindes, liegt, ſich nicht ſo leicht dahin erheben zu können. Aber auch dies fand nur ſtatt, ſo lange es durchaus geſchehen mußte, wenn wir der Verſtändlichkeit nicht ſchaden wollten. Auch wurde die Umänderung ſehr bald dadurch vorbereitet, daß wir die Worte: der Vater, die Mutter, Karl, oft mit: ich, du, er, ſie verwechſelten, auf dieſe Art eins durch das andere erklärten, und den Gebrauch des richtigeren anbahnten und erleichterten. Etwas ſpäter ſetzten wir auch wohl ſcherzhaft, (aber durchaus nicht bitter)

hinzu. Wärſt Du ſchon verſtändiger, ſo hätte ich: Du! (oder: ich) geſagt.

So ein freundlicher Scherz, der auf Unwiſſenheit, Unverſtand u. ſ. w. zurückweiſet, reizt ungemein zur Anſtrengung und zum Erlernen desjenigen, was dem Kinde noch fehlt.

Auf dieſem Wege lernte Karl ſehr früh alles ihn Umgebende vollkommen richtig kennen und benennen, und ſprach das, was er zu ſagen vermochte, ſtets in ſo reinem Deutſch, als ob er dies aus einem für Kinder gutgeſchriebenen Buche abläſe. Er konnte nicht wohl anders, denn er hatte nie von uns ſchlechtes Deutſch gehört. Auch betonte er von ſelbſt alles ſo richtig und bemerkbar, daß der kleine Redner dadurch uns ſelbſt nicht ſelten ein Lächeln, und Fremden oft Erſtaunen ablockte.

Kluge Menſchen wurden ſchon hierbei aufmerkſam auf das Kind, und ahneten daraus etwas Ungewöhnliches für die Zukunft.

Es liegt freilich ſehr nahe, daß das richtige Erlernen unſrer Mutterſprache ein Kind ſchnell verſtändig machen müſſe, denn es ſetzt

ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine verſchiedenen Geiſteskräfte jeden Augenblick in Thätigkeit. Immer muß es ſuchen, vergleichen, unterſcheiden, vorziehen, verwerfen, wählen, mit einem andern Worte: arbeiten, d. h. hier: denken. Iſt es dabei richtig verfahren, ſo wird es gelobt. Hat es ſich geirrt, ſo tadelt man es ſcherzhaft, und giebt ihm zur Hülfe einen leiſen Fingerzeig. Jetzt fängt es die oben genannten Verſtandeshandlungen noch einmal an; iſt glücklicher, freut ſich ſeines Kampfs und Sieges, ſo wie des dafür erworbenen väterlichen oder mütterlichen Beifalls.

Welch' ein großer Nutzen iſt es ferner für das Gedächtniß! — Sollen die obigen Thätigkeiten eintreten, ſo iſt ein Vorrath von Worten nöthig. Das Gedächtniß muß alſo wirkſam ſein, ſie aufzufaſſen und zu behalten. Wir wollen annehmen, daß von dem ungeheuren Schatze der deutſchen Sprache nur dreißigtauſend Worte in den erſten fünf bis ſechs Jahren an der Seele des Kindes vorübergehn, — und bei einem vorzüglich gut erzogenen Kinde kann dies leicht

der Fall ſein! — wie viele Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, ſich zu üben und zu ſtärken! Wie ſehr wird es zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind anders gewöhnt iſt, und dadurch ſich geneigt fühlt, mit Ueberlegung und Auswahl zu ſprechen! — Es bedarf in der That wenig Nachhülfe, ſo entwirft ſich das Kind ſelbſt eine Art von Sprachlehre, und ſucht ſich — ſogar mit einiger Mühe! — gern die verſchiedenen Veränderungen der Haupt- und Zeitwörter nach ſeinem Vermögen heraus. Wohlthätig erſcheint ihm alsdann die Unterſtützung der wirklichen Sprachlehre, ſei es im Munde des Vaters oder gedruckt, (in ſo fern es bereits an das Leſen gewöhnt iſt.)

Man hat dies alles ſchon lange dunkel gefühlt, deshalb fing man den Unterricht mit den alten Sprachen an. Leider aber fühlte man es nur dunkel; ſonſt hätte man nicht — unverantwortlich genug! — die treffliche Mutterſprache zurückgeſetzt, und das kindliche Gemüth durch die trocknen todten verſchüchtert, und den Verſtand dabei im Keimen erdrückt.

Wähne doch Niemand, daß bei dem Unterrichte in den todten zu dem Gemüthe des Kindes freundlich geſprochen, oder daß der Verſtand dadurch erhellt worden wäre! Ach, nein! Grade das Gegentheil! Ich werde mich darüber an einem andern Orte ausführlich mittheilen.*)

Dieſe frühe Beſchäftigung mit der Mutterſprache führte Karln täglich mehr in die inneren Tiefen derſelben ein, und bereitete ihn vor, mit Leichtigkeit die fremden zu ſtudiren.

Was ihn in denſelben ſonſt würde angeekelt haben, oder wovor er hätte erſchrecken müſſen, das war ihm jetzt zwar neu, aber nicht ganz unbekannt. Etwas Aehnliches hatte er in der Mutterſprache ſchon kennen gelernt, und ſich zu eigen gemacht. Er durfte alſo nur modificiren, ſo war auch das Fremdere ſein. An geiſtiges Arbeiten war er aber gewöhnt, folglich machte

*) Am ausführlichſten in der Lebensgeſchichte des Einſiedlers Carlo in den Appenninen. Es ſind furchtbare Erfahrungen darin niedergelegt.

ihm ſo eine Beſchäftigung Vergnügen, denn er wußte ſchon, daß jeder Kampf den Sieg mit ſich führe, und daß der Sieg erfreuend ſei.

Die natürliche Folge war alſo, daß er ohne große Anſtrengungen den Homer, Plutarch, Virgil, Cicero, Oſſian, Fenelon, Florian, Metaſtaſio und Schiller, mit dem innigſten Vergnügen, oft mit wahrem Entzücken, in den Originalen las, als er acht Jahr alt war. Darum verſicherte der große Sprachforſcher Heyne in Göttingen, ein und ein halbes Jahr ſpäter, von ihm ſchriftlich, er beſitze eine nur fähigen Köpfen eigne Sagacität, durch welche er ſelbſt das richtig treffe, was er nicht wiſſe. Heyne hatte wohl gewiß Recht, denn er, der viele Tauſende prüfen mußte, hatte ihn ſehr ſorgfältig geprüft; ich würde aber auch geſagt haben, daß meine Erziehung verfehlt ſei, wenn es nicht ſo geweſen wäre. Doch hier ſind Heynens eigne Worte an — Wieland.

Heyne an Wieland.

Göttingen, den 25ſten Julius 1810.

Ehrwürdiger Veteran!

Der Herr Prediger Dr. Witte rühmt mir dankbar Ihre guten Geſinnungen und Entwürfe für die fernere glückliche Ausbildung ſeines Sohnes.

So wenig ich nun auch ſonſt von einer vorzeitigen Reiſe Freund bin, und die allgemeinen Geſetze der Natur verehre, ſo erkenne ich auch ſehr wohl, daß die Natur ſelbſt Ausnahmen macht, und daß es alſo Pflicht wird, ihren Winken nachzugehen, und an einem fähigern Geiſte, auch eine frühere Entfaltung zu befördern. In dieſer Hinſicht und zur näheren Kenntniß der Anlagen oder Naturgaben, und deren möglichen weiteren Ausbildung, und zu guten Zwecken und eigenem Glücke des Knaben, ließ ich mich bewegen, ihn näher zu beobachten, zu prüfen und unabhängig von fremden Urtheilen und Bewunderern, mein eigenes Urtheil zu faſſen; aber auch nicht bloß mit der Abſicht, ihn als ein Naturprodukt zu betrachten, an welchem man

Ex-

Experimente machen will, ſondern wie fern es möglich ſein und werden kann, aus dem Knaben, durch eine den Anlagen der Natur gemäße Ausbildung einen glücklichen, der Geſellſchaft, menſchlicher und bürgerlicher, nützlichen Mann zu bilden; und dies dürfte in der That keine leichte Aufgabe ſein. Ich fand den Knaben an Leib und Seele munter und geſund, mehr als ich erwartet hatte; ich fand in Verſuchen mit Homer und Virgil, daß er bereits Wort- und Sachkenntniſſe genug hatte, um fertig zu überſetzen, und den Sinn zu treffen; eine natürliche Sagacität, welche gewöhnlich Köpfe von Fähigkeit beſitzen, auch ohne genauere grammatiſche und logiſche Kenntniß, aus der Verbindung mit dem übrigen, den Verſtand der Stelle richtig zu errathen. Mir war weit das Merkwürdigſte, daß er mit Sinn, Gefühl und Affect las. Ein Zweites, daß ich keine, die andre überwiegende, Geiſteskraft an ihm bemerkte, kein hervorſtechendes Seelenvermögen; Gedächtniß, Imagination, Verſtand, ungefähr im Gleichgewicht; und dabei in andern Dingen, außer dem, was durch Unterricht

ihm beigebracht war, noch den munteren muthigen Knaben erkannte, den er ſelbſt im Muthwillen nicht verläugnete; welches mir ſehr beruhigend war. An einer Vorliebe für epiſche Dichter, und ernſthafte, das Gemüth ergreifende, Gedichte und Schriften, konnte die bisherige Bildung Antheil haben; rühmlich für die Erziehung, die der Vater befolgt hat.

Wir werden beide ſchwerlich den endlichen Erfolg angemeſſener Maßregeln erleben; aber herzlich wünſche ich, wie Sie, daß der Staat, wie wir zu ſprechen pflegen, Nutzen von der ungewöhnlichen Wohlthat der Natur ziehen, und der Knabe einſt ein angemeſſenes Glück in der Welt erwarten könne. Seine Beſtimmung, Brauchbarkeit und Glückslage wird doch, allem Anſehen nach, in der Klaſſe der Gelehrſamkeit, vielleicht vorzüglich der hiſtoriſchen, zu erwarten ſein.

Verzeihen Sie, mein Verehrter! daß ich mich mehr, als meine erſte Abſicht war, verbreitet habe; das Vergnügen, mich einmal

wieder mit Ihnen unterhalten zu können, hat mich dazu verführt.

Ihr ergebener

Heyne.

Schon als Karl ein *kleines Kind* von vier bis fünf Jahren war, nutzte ihm dieſe genauere Kenntniß ſeiner Mutterſprache unglaublich viel. Er hatte ſie nicht aus todten Büchern gelernt, wie das Lateiniſche und Griechiſche den Kindern eingetrichtert wird, und, leider! jetzt noch, nach der Meinung ſo Vieler, eingetrichtert, oft auch wohl eingebläuet werden *muß.*

~~Sechs~~zehn Stunden Lateiniſch in *jeder Woche* für einen *dreizehnjährigen Knaben!* Es iſt doch arg, und ich rede hier, leider! vom Jahre 1818, und zwar von einer *berühmten Schule* in der *Reſidenz.*

Karl lernte ſein reines Deutſch vielmehr im Leben, im Hauſe, im Garten, auf der Wieſe, im Walde, auf dem Felde, in Geſellſchaften, auf kleinen und größern Reiſen, kurz in allen verſchiedenartigen Verhältniſſen, die ich in meiner Lage nur herbeizuſchaffen

vermögend war. Im erſten Jahre wurde er ſchon allenthalben mitgenommen, und ſo weit es möglich war, mit allem bekannt gemacht, und zwar deſto ſorgfältiger, je mehr ihn etwas anzuziehen ſchien.

Er war deshalb ſchon in den erſten zwei Jahren ſeines Lebens oft mit uns in Merſeburg, Halle, Leipzig, Weiſſenfels, Naumburg, Deſſau, Wörlitz, Wittenberg u. ſ. w. und lernte an allen dieſen Orten vielerlei kennen, was er zu Hauſe nie geſehn haben würde.

Im dritten und vierten Jahre war er noch öfter an denſelben Orten, prägte ſich das früher ſchon dort Geſehene oder Gehörte tiefer ein, erkannte es klarer, und breitete ſeinen Erkenntnißkreis weiter aus. Auch ſah er, der Natur der Dinge gemäß, wichtigere und ihm intereſſantere Gegenſtände; denn in ſeinem dritten Jahre brachte er ſchon gegen acht Wochen in Leipzig zu, und im vierten oder fünften bereiſete er mit mir Magdeburg, Halberſtadt, Salzwedel, Stendal, das Mannsfeldſche, einen Theil des Harzes u. ſ. w. In jede Geſellſchaft, zu jeder Merkwürdigkeit wurde er mitgenommen. Er kannte folglich

Concert, Schauſpiel und Oper ſo gut, wie die Waſſer- und Windmühle, den Löwen, Strauß und Elephanten, wie den Maulwurf und die Fledermaus, die Salzwerke wie die Dampfmaſchine, den Dorfmarkt wie die Leipziger Meſſe, die Baumannshöle wie das Bergwerk, das glänzende Geſellſchaftszimmer wie die Hütte des armen Tagelöhners, den Tanzſaal wie das Sterbebette.

Aber keinen von allen genannten Gegenſtänden kannte er bloß angaffend, wie ihn Kinder zu kennen pflegen, ſondern genau, ja oft genauer als viele Erwachſene. Denn ſeine Mutter und ich durchſprachen jedesmal theils mit ihm, theils, abſichtlich, nur in ſeiner Gegenwart, alles noch einmal; auch nachher wieder bei einer paßlichen Gelegenheit. Immer wurde aber er dabei gefragt, ob er dies, das oder jenes wohl bemerkt habe, und wie es ihm vorgekommen ſei? Bald gewöhnte er ſich ſo ſehr an das Wiederholen und Durchſprechen des Geſehenen und Gehörten, daß er uns anredete, fragte, mittheilte, einwandte u. ſ. w.

Nimmt man hierzu, daß er im fünften Jahre ſchon mit mir nach Potsdam und Berlin, durch die Priegnitz und auf verſchiedenen Wegen durch das ganze Meklenburgſche bis Roſtock, Warnemünde, nach Dobberan reiſte, das Meer befuhr — bei ſtillem Wetter und im mäßigen Sturme; daß er Handel und Schiffahrt ſah, dann über Ludwigsluſt nach der Altmark reiſte, und hier Wochenlang auf dem Lande in höchſt verſchiedenen Familienkreiſen und Gegenden zubrachte, allenthalben als eigenes, geliebtes Kind betrachtet und behandelt wurde; daß man ſich des kleinen Fragers und Schwätzers innig freute, ihm gern zuhörte, und alle nur mögliche Auskunft gab; ſo begreift man leicht, daß er dabei einen Schatz von Sprach- und Sachkenntniſſen ſammeln mußte, wie ihn mancher weit Aeltere nicht hat.

Noch muß ich ausdrücklich hierbei bemerken, daß er nichts falſch wußte, nichts nach Vorurtheil beurtheilte, ſo weit nämlich wir, ſeine Eltern, die Gegenſtände richtig kannten. — Fehlte uns eine genauere Kenntniß derſelben, ſo ließen wir uns und Karln

von den ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Perſonen darüber belehren.

In ſeinem ſechsten Jahre hielt ich mich mit ihm ſechs Wochen in Dresden auf, machte ihn genau mit der ſchöneren Natur des Orts und ſeiner Umgebungen, und beſonders mit den mannigfaltigen Schätzen der Kunſt bekannt, und berichtigte, durch das häufige Betrachten derſelben, ſo wie durch die mannigfaltigen Unterhaltungen darüber, die wir beide, ſogleich und ſpäter, führten, ſeinen Geſchmack. Schon in Leipzig, Potsdam und Berlin, und wo ſonſt etwas Schönes zu ſehen geweſen war, hatte ich angefangen, ihn vor dem kindiſchen Behagen an grellen Farben bei unrichtiger Zeichnung zu bewahren. Seit unſerm Leben und Weben auf der Bildergallerie in Dresden, vorzüglich im innern (italiſchen) Saale, unter den Antiken und Mengſiſchen Abgüſſen, war er davor völlig geſichert. Ich habe ſeit der Zeit nie ein albernes Urtheil über Kunſtſachen von ihm wahrgenommen, und doch hört man ſie, ſelbſt von großen — Kindern gar oft! —

Sobald während unſers Aufenthaltes in Dresden das Wetter beſtändig wurde, beſuchten wir den Plauiſchen Grund, Tharand und die ganze ſächſiſche Schweiz. Da ich alles Schöne daſelbſt mehrmals geſehen, das Buch in der Hand, und einen Führer bei mir hatte, ſo wurde nichts vorbei gelaſſen, nichts nachläſſig angeſehen. Welche Mannigfaltigkeiten bieten aber dieſe himmliſchen Gegenden ſelbſt dem Erwachſenen, wie viel mehr dem ſechsjährigen Kinde, dar! Die lieblichen Umgebungen von Schandau und Lohmen, der Liebethaler und Ottowalder Grund, der Kuhſtall und das Prebiſchthor, die Baſtei, die Baſaltſäulen bei Stolpe und der hohe Winterberg, endlich der Königſtein, *) Lilienſtein, Sonnenſtein und Pillnitz.

*) Ich blieb abſichtlich mehrere Tage lang mit ihm auf dem Königſtein, und hatte das Glück, ihm dort etwas zeigen zu können, was ihn unbeſchreiblich überraſchte, nämlich: das ganze Thal war von Wolken verdeckt, und wir über denſelben unter dem ſchönſten blauen Himmel.

Jetzt bedarf es wohl keiner Vertheidigung mehr, daß ich oben geſagt habe:

„Wir wollen annehmen, daß von dem „ungeheuren Schatze der deutſchen Sprache „nur dreißigtauſend Worte in den erſten „fünf bis ſechs Jahren an der Seele des „Kindes vorübergehen, — und bei einem „vorzüglich gut erzogenen Kinde kann „dies leicht der Fall ſein! — Wie viele „Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, ſich „zu üben und zu ſtärken! Wie ſehr wird es „zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind

---

Natürlich gab dies die beſte Veranlaſſung, ihn über Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Reif, Hagel, über das faſt tägliche Bedecken der Sonne, des Mondes, der Geſtirne u. ſ. w. durch die Wolken, anſchaulicher und alſo überzeugender zu belehren, als bis dahin möglich geweſen war. Den Einfluß davon bemerkte ich ſchnell und ſtark.

Bei allem, was auf der Feſtung, als Feſtung, geſchah, waren wir gegenwärtig. Wir machten es mit, weil mein Freund D., damals Arzt auf Königſtein, uns die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatte.

„anders gewöhnt iſt, und dadurch ſich ge„neigt fühlt, mit Ueberlegung und Aus„wahl zu ſprechen! —“

Der große Nutzen, den das Angeführte vielſeitig bewirkt, leuchtet jedem Unbefangenen von ſelbſt ein, auch werde ich ſpäter deshalb darauf zurückkommen. Jetzt rede ich bloß von dem wichtigen Einfluſſe, den es auf die Sprache des Kindes hat.

Alle erwähnte Gegenſtände, und die vielen tauſend, die ich nicht angeführt habe, wurden Karln richtig genannt, es wurde darüber geſprochen, geleſen, geurtheilt. Er und ich, unſre Führer, Freunde und Bekannte theilten unſre Empfindungen dabei uns mit. Zu Hauſe erzählte er es ſeiner Mutter und ſeinen jungen und älteren Freunden und Freundinnen in Merſeburg, Halle und Leipzig. Seinen entfernteren Bekannten ſchrieb er davon. *) Er hatte es alſo ganz in ſeiner

*) Aus den öffentlichen Blättern iſt bekannt, daß er ſchon ſehr früh ſchrieb und Briefe wechſelte, aber — er hatte es ſich ſelbſt gelehrt, und bediente ſich anfangs der Druckbuchſtaben, die er nachmahlte.

Gewalt, ſich darüber beſonnen und klar auszudrücken.

Der nützliche Einfluß hiervon iſt bei weitem größer, als man meint, denn je mehr Sachen der Menſch, nebſt ihren Namen und Eigenſchaften, richtig kennt, und Andern mittheilen kann, deſto größer iſt ſein gewonnener Geiſtesvorrath; über deſto mehr gebietet er jeden Augenblick, deſto häufiger ſieht er ſich veranlaßt, „zu ſuchen, zu „vergleichen, zu unterſcheiden, vorzu„ziehen, zu verwerfen oder zu wählen; folglich zu arbeiten, d. h. hier: zu denken.“

Je mehr der Menſch aber denkt, deſto mehr lernt er denken, und je mehr er ſich übt, deſto ſchneller geht es von Statten. Deshalb iſt ſchon unendlich viel gewonnen, wenn man nur erſt erreicht hat, daß die Kinder bei allem, was ſie ſagen oder thun wollen, zuvor denken.

Ein daran gewöhntes Weſen lernt jeden Augenblick zu. Oft iſt ihm zwar der Gegenſtand für jetzt noch zu ſchwierig. Aber gewohnt, alles durchſchauen zu wollen,

(zu müſſen, möchte ich von dem richtig geleiteten Kinde noch lieber ſagen), ſucht es wenigſtens genau zu behalten, was es nicht begreifen kann; und arbeitet dann, ohne ſelbſt es zu wiſſen, im Stillen daran, ſich dasjenige aufzuklären, was ihm bis dahin dunkel blieb. Es fragt, es forſcht, es hört etwas damit in Verbindung ſtehendes. Es lieſt vielleicht über einen ganz andern Gegenſtand; findet aber irgend eine Andeutung, irgend eine Auseinanderſetzung, die ihm Bezug zu haben ſcheint auf das, was es früher nicht verſtand. Jetzt werden alle ſeine Seelenkräfte auf's neue in Thätigkeit geſetzt; es lieſt eifrig weiter, vergleicht auf's neue, fragt ſeine Eltern, Lehrer, Freunde, Geſpielen; kurz es ruhet nicht eher, bis es durch die ſchwankenden Wellen der Unwiſſenheit hindurch, bis zum feſten und blumigen Ufer klarer Einſicht gelangt iſt.

Eben ſo wichtig iſt die Erfahrung: daß ein Kind, welches früh ſchon viele Sachen kennen lernte, mit ihren Namen und Eigenſchaften vertraut wurde, und ſich über alles dahin Gehörige leicht und richtig auslaſſen

konnte, jedem Geſpräche der Erwachſenen mit großer Aufmerkſamkeit zuhören wird. Es kann ſich nicht dabei langweilen, kann nicht während deſſelben gähnen, oder mit jener albernen Kinderaufmerkſamkeit (d. h. Gedankenloſigkeit) drein ſchauen. Nein, es verſteht weit aus das meiſte, folglich nimmt es innigen Antheil daran. Kommt etwas vor, was es nicht verſteht, ſo wächſt ſein Intereſſe, denn das Geſagte iſt ihm neu, es will, es muß es alſo verſtehen lernen, und ſeine gewohnte Thätigkeit wird ſicher nicht ruhen, bis auch dieſer Knoten aufgelöſet iſt.

Wie unüberſehlich viel wird aber ein Kind in ſechs, acht bis zehn Jahren, d. h. in 3650 Tagen und den Tag nur zu zehn Stunden gerechnet, in 36,500 Stunden lernen, wenn jede Unterhaltung mit ihm, oder in ſeiner Gegenwart es belehrt! — Die Menge und Klarheit der Ideen, die es ſich dadurch unvermerkt aneignet, iſt gar nicht zu ermeſſen, viel weniger anzugeben.

Hierauf gründet ſich meine feſte Ueberzeugung, daß auch ein mittelmäßig organiſirtes Kind den höheren

Weſen nahe gebracht werden kann, wenn man es darnach anzufangen weiß, kann und will.

Drei bekannte Erzieher, welche damals in Leipzig wohnten, beſuchten uns mit einander in Lochau, als mein Sohn noch nicht drei Jahr alt war. Er ſtand auf der Schwelle, und kannte die Ankommenden nicht. Sie erriethen leicht, wer er ſei, und begrüßten ihn freundlich. Er dankte ihnen, wie es die Sitte mit ſich bringt, fragte dann aber ſchnell: „Wie heißen Sie?“ und alle drei freuten ſich ſehr über dieſe Frage, weil ſie ihnen bewies, daß er gewohnt ſei, alles unter ſeinem eigenthümlichen Namen zu kennen und zu benennen.

Noch angenehmer fiel es aber ihnen und andern denkenden Perſonen auf, daß er, der kaum noch alle Worte gehörig auszuſprechen im Stande war, ihnen über Gegenſtände ſeines kleinen Kreiſes genaue Auskunft gab, und zwar in ſo reindeutſchen Ausdrücken, wie ſie ſelbſt dergleichen in der Seele eines richtig ſprechenden Knaben niederſchreiben würden.

Um die Stufe der Bildung bemerkbar zu machen, auf welcher Karl in ſeiner zarteſten Kindheit von Jahre zu Jahre ſtand, theile ich hier mehrere kleine Vorfälle mit, welche meine Gattinn ehemals gelegentlich ihrer Mutter in der Altmark meldete. Sie fangen mit der Zeit an, in welcher Karl zwei Jahr und drei Monate alt war, wo alſo meine Frau, bekanntlich! nichts weniger glaubte, als daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werden würde. Doch handelte ſie in Betreff ſeiner nach ihrer beſten Kraft, und ſo viel ihr irgend möglich war, in meinem Sinne.

Dabei hörte nnd ſah ſie dann bisweilen dies oder jenes, was ihr angenehm auffiel, und ſie zugleich überraſchte. Vorfälle dieſer Art, nebſt einigen Unterhaltungen mit Karln ſind es, die ſie den Ihrigen ſchrieb. Später erſt wurden dieſe brieflichen Mittheilungen ihr und mir wichtig, weil unſre entfernten Verwandten ſie weit höher aufnahmen, als wir, und — weil die Folgezeit ihre Anſicht derſelben rechtfertigte.

Hätten wir damals alles aufgeſchrieben, was es eben ſo wohl verdiente, als das, was

ich mittheilen werde, ſo hätten wir viel zu thun gehabt, und leicht ein kleines Bändchen damit füllen können. Aber meine Gattinn machte nicht viel daraus, und ich meinte, wie ich immer gemeint habe, und noch jetzt meine:

Es ſei ſo in der Ordnung, und könne nicht anders ſein. Wäre es weniger gut, ſo wäre es ſchlimm! Denn alsdann wäre Zeit verloren, und Mühe verfehlt.

Ich bin mir deſſen ſtets bewußt geweſen, was beſſer noch ſein könnte und ſollte, wenn wir alle drei und beſonders — meines Sohnes ſpätere Umgebungen — nicht, als Menſchen, Fehler begangen hätten.

Doch, hier ſind die kleinen Vorfälle und Unterhaltungen. Meine Gattinn ſpricht darin vertraulich und kunſtlos mit den Ihrigen:

Als Karl etwa zwei und ein viertel Jahr alt war, beſuchte ich mit ihm oft einen armen kranken Mann, und brachte ihm eine Erquikkung. Zugleich ſuchte ich Karln deutlich zu machen, was Waiſen ſeien, und daß die Kinder des Kranken es würden, wenn ihr Vater ſtürbe. Bald darauf ſtarb der Mann,

und

und ſein Sohn kam nun, meinem Manne ſeinen Tod zu melden. Karl ſaß in einer Ecke des Zimmers und ſpielte; aber als er von dem Tode des Mannes hörte, kam er ängſtlich und das ganze Geſicht blutroth, zu mir, und ſagte wehmüthig; „Liebe Mutter, „geben Sie Kloppen (ſo hieß der Knabe) ein „Stück Brod, er iſt nun eine Waiſe, und „ſein Vater kann ihm nichts mehr verdie„nen.“

Als er gegen drei Jahr alt war, ging er einſt mit dem Vater und mir zu einem Sterbenden. Er ſah mich weinen, umarmte mich zärtlich und ſagte: „Liebe Mutter, weinen „Sie nicht! mein Vater ſtirbt ja noch nicht!“

Am Abende dieſes Tages hatte er einen Wachsſtock in der Hand, der bis in die Büchſe hinabgebrannt war, und jetzt eben erlöſchen wollte. „Sehen Sie! rief Karl, das Licht „ſtirbt, wie der alte Pöhler.“ (So hieß der Mann, der geſtorben war.) Wir erinnerten uns nicht, dieſen Vergleich jemals gebraucht zu haben.

Im Winter 1803 (Karl war alſo drei und ein halbes Jahr alt) erzählte ich ihm

von einem Knaben, deſſen Mutter ſehr früh-zeitig geſtorben ſei, und der nun eine Stief-mutter habe, die ihn freilich nicht ſo herzlich liebe, als die, die ihn geboren hatte. Karl wurde gerührt, ängſtlich und roth, und wollte zur Thür hinaus. Wo willſt Du hin, mein Kind? fragte ich ihn. Ich will zu meinem Vater, ſagte er, und will ihn bitten, daß er alle Tage ſingen ſoll: „Mein liebes Weib-„chen lebe! *) damit ich nicht auch eine Stiefmutter bekomme.

In demſelben Winter ſollte in Lochau eine Orgel gebaut werden, und viele Fami-lien kamen, um ihren Beitrag dazu zu brin-gen. Karl verlangte ſeine Sparbüchſe, in welcher er ſich acht Pfennige nach und nach mühſam durch's Leſen bei mir verdient hatte. Er nahm fünf Pfennige davon und gab ſie dem Vater. „Da, lieber Vater! ſagte er, „wenn ich mir nun einmal wieder zwölf

*) Dieſe Worte ſind aus einem neun Stanzen langen Rundgeſange ſeines Vaters, wovon jede Stanze zehn Zeilen hat. Er hatte das Lied auswendig gelernt.

„Pfennige verdient habe, dann gebe ich Ih„nen noch achte davon, damit ich doch auch „etwas zur Orgel beitrage.“

Einſt kam er zu mir in die Küche und ſagte, (als ich ihm einige Zeit vorher von dem Unglücke der Kinder erzählt hatte, die früh ihre Mutter verlören): „Liebe Mutter! „bitten Sie den lieben Gott, daß er meine „Frau ſo lange leben läßt, bis alle meine „Kinder groß ſind!“

Wir haben den Begriff in ihm erregt und befeſtigt, daß er einſt, wenn wir alt und ſchwach ſind, uns ſo ernähren müſſe, wie wir jetzt ihn. Er denkt ſich folglich auch das Gleiche für ſich von ſeinen dereinſtigen Kindern. So ſagte er denn einmal zu mir: „Liebe Mutter! ich hoffe, daß ich einſt recht viele Kinder bekommen werde.“

Ich. Warum denn?

Er. Weil ich den lieben Gott darum bitte.

Ich. Warum wünſcheſt Du es denn?

Er. Damit ich einmal recht viel Brod und Pflege habe, wenn ich alt und ſchwach bin.

In Betreff unſerer (ſeiner Eltern) ſagte er ein andermal: „Wenn meine Frau etwas „Gutes gekocht hat; dann will ich immer zu „ihr ſagen: „Liebe Frau! ſorge nur erſt für „die Alten!“

Als ſein Vater in der Schweiz war, 1804, (er war damals vier Jahr alt) erzählte ich einmal unſerm Mädchen von einem Kinde in der Nachbarſchaft, welches grade krank war, und ſetzte hinzu: „Die Mutter würde ſich ſehr grämen, wenn das Kind ſtürbe!“ Karl ſpielte in einer Ecke des Zimmers, und ich glaubte nicht, daß er auf uns hörte; aber er kam zu mir und ſagte:

„Liebe Mutter! eigentlich wäre es wohl recht gut, wenn Friedchen ſtürbe?“

Ich. Warum meinſt Du das, mein Kind?

Er. Ja, weil er dann doch klüger und beſſer wird.

Ich. Du haſt Recht, mein Kind! aber mögteſt Du denn auch wohl ſterben?

Er beſann ſich eine Weile und ſagte dann:

„Nein! liebe Mutter! ich will lieber leben bleiben, damit Sie doch Jemand haben,

der Sie ernährt, wenn Sie alt und ſchwach ſind.

Schon ſeit mehr als einem Jahre (d. h. als er noch nicht drei Jahr alt war) wird er oft bis zu Thränen gerührt, wenn der Vater, oder ich, ihm eine rührende Geſchichte erzählen, und ſpringt laut lachend umher, wenn ſie ſich glücklich endigt.

Ich erzählte ihm einſt von zweien Knaben, wovon der eine gut, fleißig und ſparſam, der andere böſe, faul und naſchhaft war. Der Gute ſammelte ſich von ſeinen Belohnungen etwas, gab davon den Armen, und kaufte auch ſeinen Eltern bisweilen eine Kleinigkeit. Sein Vater wurde krank ; ; ; „Ach wenn er doch jetzt gleich hinginge, rief Karl, und ſeinem Vater Medicin kaufte!“

— Der faule Knabe verließ ſeine Mutter, um ihre Ermahnungen nicht zu hören; er konnte und wollte aber nicht arbeiten und kam daher in ſehr große Noth. Karl wurde gerührt und rief weinend: „Ach! wenn er doch nur zu ſeiner Mutter zurückginge und ſagte: Liebe Mutter, vergeben Sie's mir, ich

will auch nun immer gern gut und fleißig ſein!"

Als er vier Jahr alt, und ſein Vater in der Schweiz war, betrug er ſich einſt beim Leſeunterricht *) höchſt unaufmerkſam, und gab ſich durchaus keine Mühe. Ich verſuchte Güte und Ernſt umſonſt, und ließ ihn endlich unzufrieden gehn. Ich ſah ſehr mißmuthig aus, und ſagte wehmüthig: „Ach! was bin ich für eine unglückliche Mutter, wer wird mir etwas verdienen, wenn ich alt bin! —

Karl ward ſehr gerührt, kam zu mir mit Thränen im Auge, ſchmeichelte ſich an mich an, und bat:

„Liebes Mütterchen! vergeben Sie mir es nur diesmal, und laſſen Sie mich noch einmal leſen; ich will mir auch rechte Mühe geben und fleißig ſein! Aber ſehen Sie nur nicht ſo betrübt aus! —

Wirklich las er nun mit ſehr großer Aufmerkſamkeit.

*) Meine Frau hatte mich damit überraſchen wollen, daß Karl leſen könne, wenn ich zurückkäme.

Bald nach dem vierten Jahre ſagte er zu mir: „Liebe Mutter, bitten Sie den lieben Gott, daß er Ihnen noch ein Kind giebt, halten Sie nur noch einmal die Schmerzen aus *), damit Sie doch noch einen haben, der Ihnen und dem Vater etwas verdient, wenn Sie alt ſind.

Einmal kam er zu mir in die Küche und ſagte: „Liebe Mutter, ich muß ſehr viel lernen, denn ich muß gleich für fünf Perſonen ſorgen, wenn ich groß bin.

Welches ſind denn die fünf Perſonen? fragte ich. „Sie und der Vater, und ich und meine Frau, und Karoline. (Dies war der Name unſers Dienſtmädchens.) Ich beſtätigte ihn in dieſer Idee, und er brachte mir ſein Buch, um daraus zu leſen.

Er war vier Jahr alt, als er einmal in des Vaters Stube ſpielte, indem mir dieſer nach einem franzöſiſchen Werke deutſch diktirte, und ich ſchrieb. Der Vater ſagte unter

*) Ich hatte ihm im Allgemeinen geſagt, daß das Gebären der Kinder, den Müttern viele Schmerzen verurſache.

andern: „Alles iſt aus nichts geſchaf„fen, und wird wieder zu nichts. Augenblicklich verließ Karl ſein Spiel und ſagte: „Es wäre wohl beſſer, wenn es hieße: Gott hat alles erſchaffen.“

In denſelben Tagen war einſt zur gewöhnlichen Zeit (d. h um zwölf Uhr) das Mittagbrod warm geſtellt worden, weil der Vater noch nicht kommen konnte. Karl war ſehr hungrig, und ſehnte ſich unbeſchreiblich nach dem Eſſen. Ich vertröſtete ihn auf die baldige Ankunft des Vaters. Unſer Mädchen aber aß ſchon ihr Mittagbrodt; Karl ſah es ſehnſuchtsvoll an, trat dann an's Fenſter, und ſagte mit Ausdruck: „Haſt Du genug und Ueberfluß, ſo denk' an den, der darben muß!“ (Eine Stanze aus einem ſeiner Leſebücher.)

Er war einſt äußerſt zärtlich gegen mich. Wen liebſt Du denn wohl am meiſten auf der Welt? fragte ich ihn. Er antwortete: „Meinen Vater, Sie und mich ſelbſt.
„Ja, ja! Sie können mir's glauben, daß ich
„mich ſelbſt auch liebe, ich gebe mir ja
„auch immer zu eſſen. —“

Im Januar 1805, als Karl vier und ein halbes Jahr alt war, ſagte er einſt zu mir: „Liebe Mutter! darüber war wohl der liebe Gott ſehr unzufrieden, daß die Menſchen Chriſtum tödteten?

Ich. Ja wohl! mein Kind! denn Chriſtus war der beſte Menſch, der jemals auf der Erde gelebt hat; er war ſo gut und ſo verſtändig, und half ſo vielen Armen und Leidenden aus der Noth; und that alles, was der liebe Gott haben will.

Karl. Aber warum ſagte denn Chriſtus den Menſchen nicht: ich bin ja gut und thue nichts böſes?

Ich. Das wußten die Menſchen ſelbſt wohl, aber Viele unter ihnen waren ſehr böſe. Das ſagte ihnen denn Chriſtus immer, und wollte, daß ſie beſſer werden ſollten, dazu hatten ſie aber keine Luſt. Auch wollten ſie es nicht einmal hören, daß ſie böſe ſeien, und konnten darum Chriſtus nicht leiden, weil er es ihnen immer wieder ſagte.

Karl. Aber es war doch wahr *), und Chriſtus konnte es ihnen ja beweiſen, daß ſie böſe ſeien; dann durften ſie ihn doch nicht todt machen.

Dies Geſpräch endigte mit einer kleinen Beſchreibung des Lebens Chriſti.

Am Abend dieſes Tages las Karl dem Vater etwas aus Tillichs erſtem Unterrichte, den ihm der Vater aus Leipzig mitgebracht hatte, vor. Er konnte nicht ſatt werden, und wollte immer noch mehr leſen, ob es gleich ſchon ſehr ſpät und er vorher ſehr müde war. Endlich ſprach der Vater mit Andern, und Karl neigte ſich zum Schlaf, konnte aber noch nicht zu Bette gebracht werden, weil ich Zahnſchmerzen hatte. Der Vater wollte ihn wieder ermuntern, und ſagte deshalb, er möge nun nur fortfahren. Karl las, bis er an die Stelle kam: „Die Aeſte haben Blät-

---

*) Wir hatten ihn dazu gewöhnt, daß ihm Wahrheit über alles ging. Er hätte ſich lieber die größten Schmerzen zugezogen, als — eine Unwahrheit geſagt.

ter" dann rief er mit großer Lebhaftigkeit:*) „Das iſt falſch! es müßte heißen, die Aeſte haben Zweige, und die Zweige haben Blätter!

Im Frühjahr 1805, als Karl vier Jahr neun Monate alt war, fuhren wir nach Leipzig und mußten durch Skeuditz. Es iſt dort ein ſehr ſchlechtes Pflaſter, ich ſagte daher: „Wenn wir nur erſt durch das verdammte „Skeuditz wären, da wird man ganz mürbe „geſtoßen!"

Wir waren nachher wohl ſchon eine Stunde gefahren, und glaubten, Karl ſchliefe. Mit einem Male fing er an: „Liebe Mutter! eigentlich ſollte man doch wohl nicht ſagen: das verdammte Skeuditz, weil Skeuditz nicht dafür kann, daß es ein ſo ſchlechtes Pflaſter hat."

Zu derſelben Zeit brachte ich ihn des Abends zu Bette. Er hatte ſchon lange Zeit gelegen, als ich wieder in das Zimmer kam.

*) Dergleichen offenherzige Aeußerungen ſeiner Meinung erlaubten wir ihm damals ohne Bedenken, weil wir die reine Kindlichkeit nicht unterdrücken wollten.

„Vor einer kleinen Weile hat es zehn geſchlagen, ſagte er. Ich hoffe, daß ich einmal ein recht guter Wirth werde.“ — Warum das, fragte ich. „Liebe Mutter, weil ich doch auf alles achte, und das muß ja ein guter Wirth!“

Eines Mittags wollte es ihm nicht ſchmekken, denn die Speiſe behagte ihm nicht. „Iß dich ſatt mein Sohn! ſagte ich, Du bekommſt vor vier Uhr nichts wieder!“

Er aß demohngeachtet wenig und verſicherte, er ſei ſatt. Es war aber noch nicht drei Uhr, ſo klagte er ſchon über großen Hunger und bat, ich möchte ihm etwas zu eſſen geben.

„Wie viel iſt die Uhr, mein Kind? fragte ich ihn.

Er. Bald drei.

Ich. Wann habe ich Dir geſagt, daß Du etwas bekommen würdeſt?

Er. Um vier.

Ich. Kann ich Dir nun, als eine vernünftige Mutter, jetzt ſchon etwas geben?

Er. (wehmüthig) Nein! eigentlich nicht!

Er bat nicht wieder, ſondern ſtellte ſich in eine Ecke, und wandte ſich an den lieben Gott; indem er mit gefalteten Händen ſein Gebet vor Tiſche ſprach. Der liebe Gott erhörte ihn nun durch mich; denn — ich gab ihm etwas.

Einſt klopfte ich Karln auf die Backen und ſagte ſcherzhaft: Nun will ich die Bäckchen recht klitſchen! „Liebe Mutter, ſagte er, als ich es eine Weile gethan hatte, es müßte wohl klatſchen und nicht klitſchen heißen, denn es klingt ja deutlich wie ein a, wenn Sie auf die Backe ſchlagen.

Im Mai 1805, als er gegen fünf Jahr alt war, fragte ich ihn einſt, wie ihm eine Dame gefalle, die bisweilen bei uns war. (Sie war ſehr ſtark, dabei aber auch etwas ſteif und machte viel Anſprüche. Sie war zwar gütig mit Karl, konnte ſich aber nicht in das Kindliche hineinfinden, und ſie und ihre Tochter ſchminkten ſich.)

„Nicht gut! antwortete er; Sie iſt ſo dick, und macht ſich immer ſo breit. (er zeigte einen großen Umfang.)

Aber Frau Profeſſorin W., (ſagte ich) iſt ja auch ſo dick?

Er. Ja! ſie macht ſich aber nicht ſo breit.

Ich. Wie gefällt Dir denn aber ihr Geſicht, das iſt doch hübſch?

Er. Nein! es gefällt mir nicht, ſie hat ſo ſonderbare Backen, und die Mamſell auch, die Backen kann ich nicht leiden!“

(Er hatte durchaus keinen Begriff von Schminke, hatte auch nie davon gehört.)

Um eben dieſe Zeit ſagte ich zu einer Mamſell, die ein ſehr ſchönes Tuch um hatte: „Liebes Mädchen, ich habe mich ſchon lange in Ihr Tuch verliebt, das iſt doch ſehr ſchön!

„Ja! rief Karl, und ich habe mich ſchon „lange in Ihr Geſicht verliebt, das iſt noch „ſchöner!“

Er hat einen ſehr richtigen und feinen Sinn für Schönheit, und weiß ſchnell die Perſonen aus der Geſellſchaft heraus zu finden, die vorzüglich ſchön ſind, und mit dieſen beſchäftigt er ſich dann beſonders viel. Er ſah vor etwa einem halben Jahre ein ſehr ſchönes Mädchen in Halle, die er gleich ſehr

zärtlich behandelte, und nachher noch oft von ihr ſprach. Als er eben ein bißchen ſchreiben konnte, ſollte er einmal ein ihm von mir aufgegebenes Exempel rechnen. Es währte ſehr lange, ehe er es mir zur Durchſicht brachte, ſo daß ich zu ihm ging und nachſah, woran es fehle.

„Was machſt Du denn da? fragte ich, als ich ſah, daß er noch gar nicht gerechnet hatte.

Er. Liebe Mutter, da habe ich den Namen des ſchönen Mädchens aufgeſchrieben, das in Halle war!

Ich ſah nach und fand verkehrt geſchrieben (weil er ſich mit den Buchſtaben noch nicht zurecht finden konnte) den Namen v. Z . . . . . . tz. (So hieß ſie.)

Hier ſind noch einige dergleichen Vorfälle, welche ich damals unſern Verwandten ſchrieb.

Als Karl ſechs Jahr alt war, nahm ich ihn zur Belohnung ſeines Fleißes und ſeiner guten Sitten, dahin und dorthin mit, und er gefiel allenthalben. Seine Art, Deutſch zu leſen, und das Wenige, was er vom Franzöſiſchen verſtand, erregten ein freudiges Er-

ſtaunen. Heute, den 27ſten Julius 1806, las er eine Gellertſche Ode, die er nie geſehen hatte, ſo gut, daß die ſämmtlichen Zuhörer, ſogar der rohe G., weinten, und daß er alle meine eigenen Erwartungen und Forderungen (die doch nicht klein ſind) weit übertraf. Der Kaufmann, der ihm und mir drei Tage zuvor den Gall'ſchen Kopf gezeigt, und Karls Anmerkungen dabei mit Verwunderung angehört hatte, ſagte jetzt zu meiner Frau: Er habe an dem Tage (da Karl den Gall'ſchen Kopf beſah) etwas geſehn und gehört, was er noch nie geſehen und gehört habe. NB. Ich hatte genug zu thun, ihm Stille anzudeuten, denn er wollte von Karls Klugheit reden.

Karl ſagte einen Tag darauf, nachdem er den Kopf geſehn hatte: Lieber Vater! bei mir muß wohl das Organ der Dummheit *)

ſehr

*) Ich hatte es mit Ueberlegung dahin gebracht, daß er wirklich glaubte, er ſei häßlich und ſehr dumm. Dadurch glitten alle Schmeicheleien glücklich von ihm ab.

ſehr ſtark ſein! — Zugleich betaſtete er ſei-
nen Kopf, und zeigte mir eine vorzüglich
große Hervorſtehung, mit den Worten: dies
lieber Vater! wird es wohl ſein! —

Am 26ſten Julius 1806 ging ich mit ihm
nach Weſenitz ſpatzieren. Auf dem Hinwege
fragte er aus Langeweile:

Lieber Vater! werden denn auch jetzt wohl
manche Menſchen Tauſend Jahr alt? (NB. Ich
hatte ihm vor einigen Tagen von Methuſa-
lah und den wahrſcheinlichen Mondesmo-
naten ſtatt Jahren erzählt.)

Ich antwortete, um ihn zurückzuweiſen.
Du wirſt es wohl werden.

Karl. Warum ich? —

Ich. Weil ich einmal geleſen habe, ein
Menſch, der recht närriſche Einfälle habe,
werde Tauſend Jahr alt werden. (Ich hoffte
auf die Antwort, ſie erfolgte aber nicht. Er
ſchwieg für jetzt, und ſprach von andern
Dingen.)

Als wir zurück kamen, und dieſelbe Stel-
le betraten, ſagte er: „Lieber Vater! der
„Mann, der das geſchrieben hat: Wer recht
„närriſche Einfälle hat, werde Tauſend Jahr

„alt werden, muß wohl ſelbſt Tauſend Jahr „alt geworden ſein!“

Ich lachte und machte Scherz daraus; denn nie benahm ich mich bei einem ſolchen Einfall, als ob er etwas beſonderes wäre. Oft habe ich heimlich Freudenthränen geweint, und that doch gegen ihn, als ob er etwas höchſt gewöhnliches geſagt habe.

Im Jahr 1806 kam ich einſt mit Karln des Abends von Halle zurück. Wir plauderten. Von ungefähr wandte er ſich um, unterbrach ſich im Sprechen, und rief ſehr ſchnell: „Lieber Vater! da iſt ein Magnet!“ denn er konnte das Wort: Komet nicht ſo ſchnell finden. — Ich ſah mich ebenfalls um, und fand, daß es wohl ein Komet ſein müſſe. Da ich aber noch nie einen geſehen, auch an demſelben Tage mit Karln bei meinem ehemaligen Lehrer, dem Profeſſor der Aſtronomie, Herrn Klügel, geweſen war, ihn lange geſprochen, und dieſer mir nichts davon geſagt hatte; ſo zweifelte ich. Es war aber wirklich der nachher ſo bekannte Komet jenes Jahres, den nur noch Niemand wahrgenommen hatte, weil der Himmel ſeit langer

Zeit mit Wolken bedeckt geweſen war. Auch heute war es ſehr bewölkt, und bloß in der Nähe des Kometen befanden ſich ein paar helle Streifchen. Karl entdeckte alſo dieſen Kometen, in demſelben Augenblick, als er ihn zuerſt ſah, ob er gleich noch niemals einen geſehen hatte. Wenige Tage nachher waren alle öffentliche Blätter voll davon, daß man an jenem Abend einen Kometen am Himmel entdeckt habe.

Welche ſchnelle und ſcharfe Urtheilskraft jener augenblickliche Ausruf beweiſt, brauche ich dem Denkenden nicht erſt weiter aus einander zu ſetzen. Ich bemerke alſo nur, daß vieles von dem Erzählten — grade wie dieſer Vorfall — klar vor Augen legen wird, wie albern oder hämiſch jene Menſchen ſprachen, welche verſicherten: nur meines Sohnes Gedächtniß ſei ausgebildet, ſeine Urtheilskraft aber nicht.

Mit größerem Rechte könnte ich allenfalls das Umgekehrte ſagen; denn wirklich habe ich mehr als einmal die Gedächtnißkraft zurückzudrücken geſucht, wenn ich merkte, daß ſie überwiegend zu werden anfing. Die

Urtheilskraft des Kindes haben wir beide (meine Gattinn und ich) ſtets mit der allerhöchſten Sorgfalt zu vermehren und zu veredeln uns bemüht.

Als Karl zwiſchen drei und vier Jahr alt war, hörte ich ihn einſt in unſrer Akazienlaube ſehr lebhaft ſprechen. Ich ging hinein und erfuhr, daß der Student, der bei ihm war, geſagt habe: es ſei daſelbſt (in der Laube) kalt! Karl hatte darauf geantwortet: ich bitte um Vergebung! es iſt hier nicht kalt, ſondern kühl! — Kalt iſt es im Winter, wenn es friert. Jetzt aber (es war mitten im Sommer) kann es nur kühl ſein.

Der Student hatte ſeinen Ausdruck: „kalt" vertheidigen wollen. Daher war das lebhafte Sprechen von beiden Seiten entſtanden.

* * *

Weil aber ein Unterricht über das A. B. C., ſeiner Natur nach, am trokkenſten, folglich am ſchwierigſten iſt, ſo ſei es mir erlaubt, hier den kleinreren Theil einiger Un-

terredungen mit meinem Sohne über dieſen Gegenſtand folgen zu laſſen.

Das Ganze wurde zwar zu jener Zeit gedruckt, aber nur wenig bekannt, weil die darin aufgeſtellte Methode weder nach der damaligen Mode war, noch auch die nützlichen Folgen derſelben geahnet wurden. Das Wenige, was ich davon hier gebe, erſcheint verbeſſert und vermehrt, und kann zugleich als (verlangtes) Muſter meiner Unterrichtsweiſe dienen.

Unterredungen mit Karl über die Buchſtaben.

Erſter Tag.

Von den ſelbſtlautenden Buchſtaben.

Vater. Du weißt nun zwar, lieber Karl, wie die Buchſtaben heißen, aber Du weißt noch nicht, wie ſie ausgeſprochen werden. Das Zeichen A heißt A, und wird

auch A ausgeſprochen; das Zeichen B heißt aber Be, und wird doch nicht Be ausgeſprochen, ſondern ſo weit man dies kann, als Be ohne e. Aus einem Buche kannſt Du dies nicht lernen, ſondern mußt es von ältern und verſtändigen Leuten hören und ſehen, und dann behalten. (Er macht mit dem Munde und beſonders mit den Lippen die nöthigen Bewegungen, um das Be ohne e ihm anzudeuten.) Nicht wahr, Du hörſt eigentlich keinen Laut, wie beim A. Daher könnte man das A einen lautenden (tönenden, klingenden) Buchſtaben nennen, das B aber einen nicht ſelbſt lautenden, (nicht ſelbſt tönenden, nicht ſelbſt klingenden).

Karl. Lautet denn allein das: A? lieber Vater!

Vater. Nein, mein Sohn! Es giebt noch andre lautende Buchſtaben. Außer dem A, nämlich zunächſt noch: e, i, o und u. Dieſe fünf Buchſtaben könnte man auch Hauptbuchſtaben nennen, weil ohne ſie,

oder ihres Gleichen, keine einzige Sylbe gebildet werden kann. *)

Karl. Sie ſagen: Ihres Gleichen; was meinen Sie damit?

Vater. Ich meine Buchſtaben, die ebenfalls ſelbſt lauten (klingen oder tönen) ſo wie a, e, i, o und u, aber doch im Grunde nur aus dieſen gemacht ſind, oder: ihre Kinder heißen können, z. B. das ä (Nb. Man ſpreche dem Kinde ja nicht: ae vor!) das vom a und e herkommt, oder als ein Kind von: a und: e anzuſehen iſt.

Ferner das: y, das ungefähr wie das: i klingt, und auch ſein Bruder genannt wer-

*) Merkwürdig iſt, daß die Ordnung, in welcher die reinen ſelbſt lautenden Buchſtaben geſtellt zu werden pflegen, ſich genau darnach richtet, wie man den Mund beim Ausſprechen derſelben öffnen muß. Bei der Ausſprache des a z. B. öffnet man den Mund ganz; bei der des e etwas weniger; bei der des i noch weniger; bei der des o ſchließt er ſich merklich mehr; und bei der des u faſt gänzlich. Will man die unreinen mit hinein nehmen, ſo muß, zu obigem Behufe, die Ordnung ſein: a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

den könnte. (Es iſt eigentlich ein griechiſcher Buchſtabe, und ſollte aus unſrer Sprache, da wir ohnedies das ů haben, wegbleiben.

Ferner das: ŏ (ja nicht: oe!), das von: o und: e herkommt;

endlich das: ů, (ja nicht: ui!), das vom u und i herkommt.

Auch dieſe kannſt Du als ſelbſtlautende (ſelbſtklingende oder ſelbſttönende) Buchſtaben anſehen. Sie alle lauten gerade eben ſo, wie ſie heißen. Nenne ſie mir alſo einmal und zähle dabei.

Karl. 1) a.

Vater. Und wie wird das: a ausgeſprochen?

Karl. J nun! lieber Vater, a wird a geſprochen.

Vater. Meine Frage iſt gar nicht unnůtz: denn wird etwa b auch be ausgeſprochen?

Karl. Ach nein, ſondern nur: (er bemüht ſich, be ohne e auszuſprechen.)

Vater. Wie heißt der zweite Buchſtabe, der ſelbſt lautet?

Karl. e.

Vater. Und wie ſprichſt Du ihn aus?

Karl. Auch e.

Vater. Wie heißt der Sohn dieſer beiden?

Karl. ä.

Vater. Recht, mein Kind! und wie wird er ausgeſprochen?

Karl. Auch ä.

Vater. Manche Leute ſagen ſtatt ä lieber ae. Iſt das richtig?

Karl. Nein!

Vater. Warum nicht? ä iſt ja das Kind von a und e, folglich muß es ae heißen.

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin das Kind von Vater und Mutter. Heiße ich darum: Vater-Mutter? Nein, ich heiße Karl.

Vater. Ja ſo! — nun darin haſt Du recht! alſo: ä. Wie heißt der vierte ſelbſtlautende Buchſtabe?

Karl. i, und wird auch i ausgeſprochen.

Vater. Wie heißt ſein Bruder?

Karl. y. Wie wird der doch ausgeſprochen?

Vater. Auch wie ein i; es iſt ja das

griechiſche i, Du kannſt es auch das überflüſſige i nennen. Der ſechste aber, hurtig!

Karl. O den weiß ich. Er heißt o, und wird auch o ausgeſprochen.

Vater. Der ſiebente iſt mit ihm verwandt. Wie heißt er?

Karl. ö, wird ö ausgeſprochen, und ſeine Eltern heißen o und e.

Vater. Der achte?

Karl. u, und wird auch u ausgeſprochen.

Vater. Gut! nun fehlt nur noch einer, der neunte. Wie heißt der?

Karl beſinnt ſich und wiederholt halblaut: a, e, ä, i, y, o, ö, u — — Ach nun weiß ich es, ü heißt er, und wird auch: ü ausgeſprochen. Seine Eltern ſind u und i. Nun weiß ich ſie alle neun. a, e, ä, i, y, o, ö, u und ü.

Vater. Sage ſie einmal rückwärts her.

Karl ü, u, ö, o, y, i, ä, e, a.

Vater. Sage ſie noch einmal außer der Ordnung her, laſſe aber ſo viel als möglich Eltern und Kinder oder Geſchwiſter zuſammen!

Karl. Was iſt das: Geſchwiſter?

Vater. Bruder und Bruder, oder Schweſter und Schweſter, oder Bruder und Schweſter.

Karl. Ach ſo! nun weiß ichs. Sie meinen das i und das y. Dann nehme ich zu dem i das u, und erhalte das ů. Das a und e geben mir das å, und das o und e das ỏ. Nun habe ich ſie doch alle genannt?

Vater. Ja, mein Kind! Zur Belohnung ſage ſie mir nun noch alle neun, aber ganz außer ihrer Ordnung her!

Karl. å, y, ỏ, ů, u, o, i, e, a. (Er lächelt.)

Vater. Kleiner Schalk! meinſt Du, daß ich es nicht gemerkt habe, daß Du doch eine Ordnung beobachtet haſt? Du haſt die unreinen ſelbſtlautenden Buchſtaben, als å, y, ỏ und ů, zuerſt und von vorn her, die reinen aber, als a, e, i, o und u, von rückwärts hergeſagt. Iſts nicht wahr?

Karl. Ja, lieber Vater! Aber Sie ſind doch deshalb nicht böſe?

Vater. Nein, mein Kind! Lerne aber hieraus, daß es dem Menſchen meiſtens leich-

ter wird, eine Sache in einer gewiſſen Ordnung zu thun, als ohne alle Ordnung. Verſuche es einmal, und ſage die neun ſelbſtlautenden Buchſtaben ohne alle Ordnung her! Ich will zählen.

Karl. ä.

Vater. Gut! eins.

Karl. a.

Vater. Gut! zwei.

Karl. e.

Vater. Das gilt nicht!

Karl. Nun denn, ö.

Vater. Meinetwegen! drei; eigentlich aber haſt Du auch hier eine Ordnung im Kopfe. Auf jeden Fall darfſt Du nun nicht o nennen.

Karl. Nun denn, u.

Vater. Gut! vier.

Karl. i.

Vater. Gut! fünf.

Karl. Nun aber doch o.

Vater. Ja! ſechs.

Karl. e.

Vater. Du! (er droht ihm lächelnd.) Von o zu e? das iſt ja gewiſſermaßen in

der Ordnung. Indeß, weiter nur, es ſoll ſieben ſein.

Karl. ü.

Vater. Gut! acht. Der neunte aber heißt?

Karl. (ſinnt lange nach). Lieber Vater! ich weiß es nicht. Ich verirre mich ganz und gar. O, laſſen Sie ſie mich lieber in der Ordnung herſagen!

Vater. Meinetwegen! Dir fehlt überdies bloß das überflüſſige i, das ſogenannte: y. Nun, wie heißen ſie denn in der Ordnung?

Karl. a, e, ä, i, y, o, ö, u, ü.

Vater. Gut, mein Kind! Da haſt Du einen Kuß! Bleibe nur immer bei der Ordnung! Durch Hülfe der Ordnung findeſt Du alles, was Du ſucheſt, viel leichter, als ohne ſie.

Lerne Ordnung, übe ſie!
Ordnung ſpart Dir manche Müh! —

Zweiter Tag.

Von den nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben überhaupt.

Vater. Wir haben geſtern von den ſelbſtlautenden Buchſtaben geredet. Wie heißen ſie doch?

Karl. a, e, ä, i, y, o, ö, u und ü.

Vater. Gut! Welches ſind aber die nicht ſelbſtlautenden?

Karl. Alle übrige! Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Freilich wohl! Aber wie heißen ſie?

Karl (iſt verlegen) a, b, c —

Vater. Sage das ganze A B C her, laß aber die ſelbſtlautenden Buchſtaben weg!

Karl (ſagt ſie langſam her). be, ce, de, ef, ge, ha, ka, el, em, en, pe, ku (q), er, es, te, vau, we, ix, zet.

Vater. Wie viel waren es?

Karl (wiederholt ſie merklich geſchwinder). Neunzehn, lieber Vater!

Vater. Gut, mein Kind! Haſt Du aber auch wohl bemerkt, wie viel ſchneller Du ſie das zweite Mal herſagen konnteſt, als das erſte Mal? Siehe, ſo geht es mit allen Dingen. Auch das Schwerſte wird uns leicht, wenn wir es öfter nach einander vornehmen, d. h. es üben. Uebe Dich alſo in allem, was nützlich iſt: denn das Sprichwort iſt ſehr wahr und lehrreich:

Uebung bringt den Meiſter hervor.

Hurtig alſo noch einmal! wie heißen ſie alle neunzehn?

Karl (ſagt ſie raſch her). — Nb. das Kind muß ſie nun auch wirklich herſagen.

Vater. Aber rückwärts!

Karl (ſagt ſie rückwärts her).

Vater. Aber außer der Ordnung!

Karl (thut auch dies, und bringt, mit Hülfe des Vaters, alle neunzehn heraus)

Vater. Das koſtete Mühe! nun ſo ſage ſie denn dafür noch einmal nach der Reihe her!

Karl (thut es). Aber, lieber Vater, das iſt doch ſonderbar, daß einige be, ce, und andre ha, ka und vau und ix heißen.

Vater. Wie meinſt Du das?

Karl. Ich weiß es ſelbſt nicht, aber es ſcheint mir ſo unordentlich.

Vater. Du möchteſt alſo wohl lieber auch he und ke, (wie be und ce) ſagen? Nicht wahr?

Karl. Richtig, lieber Vater, richtig! Ich wußte es nur nicht auszudrücken.

Vater. Und alſo wohl auch ve und xe, ſtatt vau und ix?

Karl. O ja! wenn ich es dürfte. Dann wären die nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben viel leichter zu behalten. Be, ce, de, ef —

Vater. Närrchen! fe müßteſt Du dann ſagen.

Karl. Ach ja! fe, ge, he, ke, el wie doch? le, me, ne, pe, que, re, ſe, te, ve, we, xe, ze.

Vater. Gut! Sage ſie einmal alle neunzehn nach einander ſo mit: a vereinigt her, als Du ſie jetzt eben mit: e vereinigt hatteſt.

Karl. Ba, ca, da, ef, af, nein fa! ga, ha, ka, la, ma, na, pa, qua, ra, ſa, ta, va, wa, xa, za.

Vater.

Vater. Vereinige ſie einmal eben ſo mit; i!

Karl (thut es). Bi, ci, di, fi, gi, hi, ki, li, mi, ni, pi, qui, ri, ſi, ti, vi, wi, xi, zi.

Vater. Nun mit: o, aber ſchnell!

Karl (ſagt ſie ſehr ſchnell her). Bo, co, do, fo, go, ho, ko, lo, mo, no, po, quo, ro, ſo, to, vo, wo, xo, zo.

Vater. Nun mit: u, aber noch ſchneller!

Karl (thut es). Bu, cu, du, fu, gu, hu, ku, lu, mu, nu, pu, quu, ru, ſu, tu, vu, wu, xu, zu.

Vater. Nun einmal mit: å.

Karl. Bå, cå, då, få, gå, hå, kå, lå, må, nå, på, quå, rå, ſå, tå, vå, wå, xå, zå.

Vater. Mit: y.

Karl. By, cy, dy, fy, gy, hy, ky, ly, my, ny, py, quy, ry, ſy, ty, vy, wy, xy, zy.

Vater. Mit: ö!

Karl (thut es).

Vater. Gut! nun auch noch mit; u!

Karl (thut auch dies, und zwar ſehr ſchnell.)

Vater. Nun einmal rückwårts mit. ů.

Karl thut es, und der Vater fåhrt ſo

fort mit: ö, mit: y, mit: å, mit: u, mit: o, mit: i, mit: e, und mit: a. (Nb. das Kind muß wirklich ſo aus dem Kopfe alle durchbuchſtabiren).

Vater. Setze nun einmal das: a vor, ſtatt deſſen, daß Du es eben hinter ſetzteſt! Anſtatt: ba hieße es dann? —

Karl (ſieht ihn verlegen an).

Vater. Nun, Du weißt ja ſchon, daß das B nur be heißt, aber eigentlich ohne das e ausgeſprochen werden ſoll, ſo weit das möglich iſt. Setze alſo vor das: be ohne e ein: a. Wie heißt es dann?

Karl. A—b.

Vater. Gut, mein Sohn! Ziehe es nur etwas mehr zuſammen, oder, ſprich es ſchneller aus, ſo wird es richtiger ſein!

Karl. Ab!

Vater. Richtig! Weiter!

Karl. Ac, Ad, ſa!

Vater. Karl, Karl! woran denkſt Du?

Karl. Ich weiß es ſchon: af, ag, ah, ak, al, am, an, ap, aqu, ar, as, at, av, aw, ax, az!

Vater. Ganz recht, nun eben ſo mit: e!

Karl. Eb, ec, ed, ef, eg, eh, ek, el, em, en, ep, equ, er, es, et, ev, ew, ex, ez.

Vater. Eben ſo mit: i.

Karl thuts, und der Vater fährt fort mit allen ſelbſtlautenden Buchſtaben vorwärts und rückwärts, und läßt ſie ihn zuletzt von beiden Arten außer der Ordnung verſetzen. (Nb. das alles muß mit dem Kinde wirklich geſchehen.)

Vater. Wenn Du die nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben nun ſo genau kennſt, als ich es wünſche und glaube, ſo haſt Du auch wohl ſchon bemerkt, daß bei einigen von ihnen der ſelbſtlautende Buchſtabe, durch Hülfe deſſen ſie benannt werden davor ſteht, bei andern aber dahinter. Bei welchen ſteht er z. B. dahinter?

Karl. Bei be, ce, de, ge, ha, ka, pe, qu, te, vau, we, zet.

Vater. Wie viel ſind das aber?

Karl (wiederholt ſie und ſagt dann:) zwölf.

Vater. Gut, mein Sohn! Bei welchen ſteht er denn vorn?

Karl. Bei ef, el, em, en, er, es und ix; alſo bei ſieben.

Vater. Wir wollen ſehen. Du ſagteſt bei zwölf nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben ſtände der ſelbſtlautende hinten, bei ſieben ſtände er vorn; wie viel ſind nun zwölf und ſieben?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Ach ſo! Du kannſt noch nicht rechnen. Nun ſo will ich es Dir ſagen: es ſind neunzehn. (Das Rechnen mein Kind, iſt Dir aber ſehr nothwendig, ſuche es alſo ja zu lernen! *) Wie viel nicht ſelbſtlautende Buchſtaben ſind aber überhaupt?

Karl. Neunzehn.

Vater. Nun dann haſt Du ja Recht gehabt. Bei zwölfen davon ſteht der ſelbſt-

---

*) Verſtändige Eltern oder Erzieher begreifen leicht, daß der Knabe es wünſchen, und dann — darum bitten ſoll. Wenn Vater und Mutter ihn oft auf dieſe Art aufmerkſam machen, daß es ihm nothwendig ſei, ſo wird er mit der Zeit es ſicher wünſchen und dann — darum bitten.

lautende Buchſtabe nach, und bei ſieben ſteht er vor, alſo ſind alle neunzehn da. Iſt es Dir lieb, daß es bei einigen ſo, und bei andern anders iſt?

Karl. Nein, ich ſähe es lieber, wenn bei allen der ſelbſtlautende Buchſtabe vor, oder wenn er bei allen nach ſtände. Noch lieber ſähe ich's, wenn gar kein ſelbſtlautender Buchſtabe dabei wäre.

Vater. Das letztere geht nicht an, mein Sohn! Denn man würde alsdann die Buchſtaben den Kindern nicht nennen können. Und doch müſſen ſie genannt werden. Z. B. Be ohne e (er bemüht ſich, es auszuſprechen) heißt: be, das will ſagen: Sein Name iſt: be, aber ausgeſprochen wird er, oder vielmehr: ſoll er werden b. Ce ohne e u. ſ. w. Wohl aber wäre es gut, wenn alle ſelbſtlautende Buchſtaben vor, oder alle nach dem nicht ſelbſtlautenden ſtänden, und — wenn die nicht ſelbſtlautenden alle mit dem gleichen ſelbſtlautenden verbunden wären, z. B. Be (und die meiſten übrigen) iſt mit e verbunden, und dies e ſteht nach. Es könnten und ſollten alſo alle mit

e verbunden ſein, und das e ſollte nachſte-hen; aber ha und ka ſind mit a verbunden, ix mit i, zet mit et, und vau gar mit au, und bei ef, el, em, en, er, es und ix ſteht der ſelbſtlautende Buchſtabe vor.

Dritter Tag.

Von den gleichlautenden Buchſtaben.

Vater. Giebt es unter den ſelbſtlautenden Buchſtaben einen, der einem andern in der Ausſprache gleich wäre?

Karl. Nein, lieber Vater! Denn das griechiſche i (y) gilt nicht, und die übrigen lauten alle von einander verſchieden. Hören Sie nur ſelbſt: a, e, ä, i, o, ö, u, ü!

Vater. Gut! ſo laß uns denn einmal unter den nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben ſuchen! Findeſt Du da vielleicht einige, die in Rückſicht der Ausſprache einander gleich ſind? — Denke darüber nach!

Karl (denkt nach, und ſagt endlich:) Ich finde keine.

Vater. Nun, ſo will ich Dir helfen. Sprich einmal ce ohne e aus, und dann gleich hinterher zet ohne et.

Karl (thut es, ſo weit beides möglich iſt). Ach ja! es iſt wahr, beim Andeuten derſelben ſind ſie einander gleich. Aber ihre Namen ſind es nicht.

Vater. Deshalb mußt Du allemal beim Namen eines nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben auch zugleich daran denken, wie man ihn ausſprechen würde, wenn man es könnte.

Karl. Wenn ſich aber ce und zet in der Ausſprache ſo gleich ſind, ſo wäre es ja wohl beſſer, ich ließe einen von ihnen weg; dann hätte man weniger Buchſtaben zu behalten, und könnte dieſe zwei auch weniger mit einander verwechſeln. Denn ich fürchte, daß ich das öfters thun werde.

Vater. Mit der Zeit wird man wahrſcheinlich auch einen von beiden weglaſſen. Jetzt aber geſchieht es noch nicht; alſo mußt Du den Gebrauch von beiden noch lernen. — Was meinſt Du aber, welcher von beiden könnte wohl am erſten wegbleiben.

Karl. Ja, das weiß ich nicht. Ich

glaube, es iſt einerlei. Soll ich darum loſen?

Vater. Nein, mein Kind! Wo man unterſuchen und nach Gründen forſchen kann, muß man es nicht auf den Zufall ankommen laſſen. Hier kannſt Du aber ſelbſt unterſuchen. Setze z. B. einmal zet ohne et mit a zuſammen, und ſprich es aus!

Karl. Das heißt za.

Vater. Gut! mit e aber!

Karl. ze.

Vater. Mit i.

Karl. zi.

Vater. Mit o!

Karl. zo.

Vater. Mit u!

Karl. zu.

Vater. Haſt Du wohl bemerkt, daß das z vor allen ſelbſtlautenden Buchſtaben ſich gleich klingt? Wiederhole einmal alle Sylben, die Du ausgeſprochen haſt.

Karl. za, ze, zi, zo, zu! — Ach ja! allenthalben wie z. (Er ſucht das zet ohne et auszuſprechen.)

Vater. Wir wollen doch ſehen, ob es mit dem ce eben ſo hübſch ordentlich zugeht. Wie ſprichſt Du es vor dem e aus?

Karl. Ce.

Vater. Recht! und vor dem i?

Karl. Ci.

Vater. Und vor dem a?

Karl. Ca.

Vater (lächelnd). Falſch! — ka!

Karl. Aber, lieber Vater, ka heißt ja ka! alſo müßte ja ca ca (Er ſpricht za.) heißen.

Vater. Du magſt wohl Recht haben. Ca wird nun einmal ka geſprochen, und eben ſo co ko, und cu ku.

Karl. Dann könnte das c aber in dieſen drei Fällen lieber ganz wegbleiben, man dürfte dafür ja nur ka, ko und ku nehmen.

Vater. Freilich wohl, vielleicht auch in den beiden andern Fällen vor e und i.

Karl. Wie ſo? Ce heißt ja nicht ke, ſondern ce.

Vater. Und wie heißt ze?

Karl. Ach ja! das heißt auch ce, und zi heißt ci. Nun ja, auf dieſe Art könnte

das c ganz fehlen, denn vor dem a, o und u könnte man es durch k, und vor dem e und i durch z erſetzen.

Vater. Auch vor den unreinen ſelbſtlautenden Buchſtaben ließe es ſich eben ſo gut durch k oder z erſetzen. Es kann alſo, und zwar um ſo eher, wegfallen, weil es ſicher ein fremder Buchſtabe iſt, den die ehemaligen deutſchen Gelehrten, welche mehr, oder doch lieber und richtiger lateiniſch als deutſch ſprachen und ſchrieben, aus der lateiniſchen in die deutſche Sprache herübergenommen haben. Deshalb iſt es auch billig, daß er in fremden, noch nicht verdeutſchten Eigennamen vor der Hand noch bleibe. z. B. in Cicero, oder Cäſar. Merkwürdig iſt, daß wir noch nicht einmal gewiß wiſſen, ob die Römer: Zizero oder Kikero (wie wahrſcheinlicher iſt,) ausſprachen.

Auch das zet brauchten wir eigentlich nicht, denn ts (oder te ohne e und das ſcharfe es ohne e) würden dieſelben Dienſte thun. Verſuche einmal zet ohne et auszu-

ſprechen, und ſprich dann gleich hinterher ts aus, ſo wirſt Du finden, daß z und ts auf einerlei Weiſe ausgeſprochen werden müſſen.

Karl (verſucht es und ſagt:) Ja, wirklich!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Karl. Za, tsa.

Vater. Mit e!

Karl. Ze, tse.

Vater. Mit i.

Karl. Zi, tsi.

Vater. Mit o!

Karl. Zo, tso.

Vater. Mit u!

Karl, Zu, tsu.

Vater. Siehſt Du? Wir wollen das zet aber nur behalten, weil es zwei Buchſtaben durch ein einziges Zeichen ausdrückt. Will man es wegwerfen, ſo lehre man (wie weiter unten geſagt wird,) das kleine s wird allemal ſcharf, und nie ſanft wie das lange ſ z. B. in ſa, ausgeſprochen.

Wie ſprichſt Du denn aber aus wa?

Karl. wa!

Vater. Gut! aber kwa?

Karl. kwa!

Vater. Recht! aber qua?

Karl. Ich weiß es nicht.

Vater. qua wird auch kwa geſprochen, und eben ſo que, kwe, und qui, kwi. Wie denn alſo quo?

Karl. kwo.

Vater. Und quu?

Karl. kwu.

Vater. Hiernach würden wir ja alſo wohl immer mit kw anſtatt des q fertig werden; das q könnte folglich wegfallen?

Karl. Ach ja! dann hätten wir Kinder ſchon drei Buchſtaben weniger zu behalten, und, was die Hauptſache iſt, wir verwechſelten keinen von dieſen dreien mit einem andern, der ihm ähnlich klingt. Kann nicht noch einer wegfallen, lieber Vater?

Vater. Wir wollen ſehen. Sprich einmal aus fa und va.

Karl. fa und va. Das klingt völlig gleich.

Vater. Aber fe und ve?

Karl. fe und ve. Das auch.

Vater. Aber ſi und vi.

Karl. ſi und vi. Das auch.

Vater. Aber ſo und vo.

Karl. ſo und vo. Das ebenfalls, und ſo auch ſu und vu machen beide ſu und vu. Welchen von beiden ſoll ich weglaſſen, lieber Vater, das ſ oder das v?

Vater. Hierbei könnteſt Du allenfalls loſen, wie Du es bei ce und zet thun wollteſt. Da aber das ſ in der Reihe der Buchſtaben früher ſteht als das v, das ſ auch öfter gebraucht, ja ſogar bisweilen verdoppelt wird, das v aber nie, ſo könnte am erſten das v wegfallen. Wir wollen ſie aber beide noch behalten, weil — Du die bisher geſchriebenen Bücher nicht würdeſt leſen können, wenn Du nicht beide Buchſtaben kennteſt, und weil man es Dir als einem Kinde übel nehmen, oder doch glauben würde, Du thätſt es aus Unwiſſenheit, wenn Du das Wort Vater mit einem ſ ſchriebeſt. Denn, merke es Dir, ein vernünftiger Menſch ſtößt nie mit einem Male die allgemeine Sitte um, und bringt ungern zuerſt eine neue Mode auf, ſondern ſchlägt vor und hört,

und entſchließt ſich erſt dann, wenn mehrere ſeiner Meinung ſind, und ſich mit ihm vereinigen, dasjenige zu thun, was er für das Beſſere hält.

Karl. Giebt es nicht noch mehr Buchſtaben, die wegfallen könnten?

Vater. Der aus p und h unnützer Weiſe zuſammengeſetzte Buchſtabe ph, den man völlig wie f ausſpricht, z. B. ſtatt: Weſtphalen, richtiger: Weſtfalen, beſonders, da man die Oſtfalen nie mit einem ph ſchreibt. Ferner ſtatt: Adolph, richtiger: Adolf. Dagegen ſchaffe man es in allen wirklich fremden Eigennamen weniger raſch ab. Eben ſo das x oder iks: denn ſtatt ſeiner könnte ks oder das ka ohne a und das ſcharfe es ohne e ſtehen. Denn Kserkses oder Xerxes iſt ganz einerlei.

Karl. Dann könnte ja aber auch wohl pf wegfallen, weil es mit dem bloßen f einerlei iſt.

Vater. Du irrſt, mein Kind! Das pf völlig wie f auszuſprechen, würde ein Fehler ſein, ſo wie es ein Fehler iſt, wenn man einen beſondern Buchſtaben daraus macht. Es

iſt die reine Zuſammenſetzung des p und f, und beides muß darin ausgeſprochen werden, z. B. Empfangen darf nicht ausgeſprochen werden: em-fangen, (wie freilich viele Leute thun) ſondern emp-fangen. Eben ſo empfehlen, nicht em-fehlen, ſondern emp-fehlen. Wollten wir durchaus: em-fehlen ſagen, ſo müßten wir das p beim Schreiben weglaſſen. Denn es heißt ſehr richtig: Schreibe wie Du ſprichſt: oder: Sprich wie Du ſchreibſt!

Vierter Tag.

Von den ähnlich lautenden Buchſtaben.

Vater. Geſtern ſprachen wir von Buchſtaben, die in Rückſicht der Ausſprache einander gleich waren; heute wollen wir von Buchſtaben reden, die einander ähnlich ſind.

Karl. Ich verſtehe Sie nicht, lieber Vater! wenn ſich zwei Buchſtaben ähnlich ſind, ſo ſind ſie ſich ja wohl auch gleich?

Vater (lächelt). Nein, mein Sohn! Sage einmal, biſt Du mir ähnlich?

Karl. Ja! die Leute ſagen es wenigſtens.

Vater. Biſt Du mir aber auch gleich? — Biſt Du eben ſo groß, ſtark und verſtändig als ich?

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin ja nur noch ein kleines und unverſtändiges Kind.

Vater. Siehſt Du, Du biſt mir alſo zwar ähnlich, aber nicht gleich. — Weshalb ſagen denn aber die Leute, daß Du mir ähnlich ſeiſt?

Karl. Weil meine Augen und meine Haare faſt ſo ausſehen und ſo gewachſen ſind, wie die Ihrigen, und meine Lippen die Form Ihrer Lippen haben, und weil ich ſo lebhaft bin, wie Sie. So ſagt wenigſtens die Mutter oft zu mir.

Vater. Ganz recht: Einiges an Dir iſt alſo ſo, wie daſſelbe an mir iſt, darum biſt Du mir ähnlich. Gleich aber würdeſt Du mir ſein, wenn alles an Dir ſo mit mir übereinſtimmte, daß man Dich ſtatt meiner und mich ſtatt Deiner nehmen könnte. Ce und

ze, ſind ſie einander ähnlich, oder ſind ſie in Rückſicht der Ausſprache ſich gleich?

Karl. Sie ſind ſich wohl gleich; denn ich kann das eine ſtatt des andern nehmen.

Vater. Gieb mir einmal mehrere an, die Du mit einander verwechſeln kannſt.

Karl. Ci und zi.

Vater. Richtig! bleib aber nicht gerade bei c und z.

Karl. fa und va!

Vater. Recht ſo! weiter!

Karl. fe und ve.

Vater. Gut! Aber nimm wieder zwei andre Buchſtaben!

Karl. kwa und qua, kwe und que, kwi und qui ꝛc.

Vater. Richtig, mein Sohn! Nun verſtehſt Du mich. Denn wenn gleich kwa und qua ganz verſchieden lauten, und das erſte aus ganz andern Buchſtaben beſteht, als das zweite, ſo ſind ſie ſich doch weit mehr gleich, als Du mir, denn ſie kann man mit einander verwechſeln, uns beide aber nicht. Nun wollen wir einmal einige aufſuchen, die zwar einander ähnlich ſind, ſo wie Du mir,

die man aber durchaus nicht mit einander verwechſeln kann noch darf. Fallen Dir nicht einige bei?

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. — Nun, ſo ſuche zuerſt unter den ſelbſtlautenden.

Karl. Soll ich die unreinen mit dazunehmen?

Vater. Ja!

Karl: O, dann habe ich zweimal zwei; nämlich: e und ä — und i und ü.

Vater. Richtig! Jetzt aber ſuche unter den nicht ſelbſtlautenden!

Karl. Lieber Vater. Da finde ich keine.

Vater. Nun, ſo will ich Dir helfen! Welcher Buchſtabe hat Aehnlichkeit mit dem be?

Karl. (Sagt in Gedanken das A B C her und ruft dann aus:) das pe, Vater! das pe! —

Vater. Gut, mein Kind! Sind aber be und pe in Rückſicht der Ausſprache ſich gleich? das heißt: kann ich eben ſo gut pe ſagen, wo ich be ſagen ſollte?

Karl. Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.

Vater. So gieb Achtung! Unſers Nachbars Knecht heißt? — Nun, wie heißt er doch?

Karl. Peter!

Vater. Sage es noch einmal, wie heißt er?

Karl. Peter! Sie wiſſen es ja ſelbſt, wie er heißt.

Vater. Ich weiß es freilich, ich möchte es aber gern von Dir recht ſehr deutlich und laut hören. Alſo noch einmal, lieber Sohn, wie heißt der Menſch?

Karl (ſagt ſehr laut und ausdrucksvoll:) Peter!

Vater. Ha ha! Peter! Die erſte Sylbe heißt alſo Pe? da haben wir ja gleich Gelegenheit zu verſuchen, ob ſich pe mit be verwechſeln läßt. Verwechſele ſie einmal, und ſprich dann den Namen des Menſchen aus!

Karl. (verlegen) Beter! Nein lieber Vater! das geht nicht. So heißt Landmanns Knecht nicht. Er heißt Peter!

Vater. Freilich wohl! — Es folgt alſo

daraus, daß man pe und be nicht mit einander verwechſeln kann, wie fe und ve; pe und be ſind ſich alſo nicht gleich, ſondern bloß ähnlich, und doch ſcheinen ſie ſich anfangs weit mehr gleich als fe und ve. Höre nur, wie verſchieden das klingt: efe und vaue! pee und bee klingen viel mehr einander gleich. Du ſiehſt alſo, mein Sohn:

Der Schein betrügt!

Urtheile daher nie zu ſchnell, ſondern erſt nach langem Unterſuchen und Ueberlegen! — Sonderbar iſt es aber, daß es ganze Länder giebt, wo man glaubt, das be und pe ſeien ſich ſo ähnlich, daß man ſie leicht mit einander verwechſeln könne. Man nennt daher in ſolchen Gegenden das be ein weiches pe, und das pe ein hartes be. Das kommt mir aber eben ſo vor, als wenn ich einen fünfjährigen Knaben einen kleinen Mann und einen ſechs und dreißigjährigen Mann einen großen Knaben nennen wollte.

Karl (fängt an zu lachen). Da wäre es ja wohl klüger, kurz zu ſagen: ein Knabe und ein Mann.

Vater. Allerdings! Alſo auch kurz: be und pe. Spitzer mußt Du z. B. den Mund formen, wenn Du: pe, und breiter. wenn Du: be ſagen willſt, wenn gleich beide beſonders durch Hülfe der Lippen ausgeſprochen werden. Wahr bleibt es allerdings, daß das be weicher ausgeſprochen wird, als das pe, aber das we iſt noch weicher auszuſprechen und hat ebenfalls Aehnlichkeit mit dem be, und doch heißt es in den gleichen Gegenden nie ein weiches be, ſondern kurzweg we. Man ſollte alſo auch ~~kurzweg~~ be und pe ſagen. Ein weiches pe iſt überdies ein Unding, denn es kann kein pe geben, das man weich nennen könnte, ſonſt hört es auf, ein pe zu ſein und wird ein be, ſo wie es kein hartes be geben kann; denn es hört ſonſt auf, ein be zu ſein, und wird ein pe.

Fallen Dir nicht mehrere Buchſtaben bei, die einander ähnlich ſind? —

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. Fahre einmal fort. A B — ? Weiter!

Karl. C — c hat Aehnlichkeit mit dem z.

Vater. Bloß Aehnlichkeit?

Karl. Ach nein! es iſt ihm gleich, denn ich kann es damit verwechſeln.

Vater. Verſteht ſich, nur in Rückſicht der Art, wie es ausgeſprochen wird. Weiter!

Karl. A, B, C, D — Er ſinnt nach.

Vrter. Welcher Buchſtabe hat mit dem d eben ſo viel Aehnlichkeit, als das p mit dem b hatte? Beſinne Dich!

Karl. Ich weiß es; das te.

Vater. Recht, mein Sohn! (er küßt ihn.) Darum ſagen auch manche Leute in Oberſachſen, das te ſei ein hartes de, und das de ſei ein weiches te.

Karl. Das iſt ja aber unrichtig!

Vater. Freilich wohl! Es iſt gerade ſo, wie es mit dem be und pe war. Das be iſt weder ein hartes, noch ein weiches pe, ſondern ein be, und das pe weder ein hartes noch ein weiches be, ſondern ein pe.

Eben ſo iſt das de weder ein hartes noch ein weiches te, ſondern ein de, und das te iſt weder ein hartes noch ein wei-

ches de, ſondern ein te. — Daß man de und te aber öfters mit einander verwechſelt, zeigt Dir das Wort Deutſcher am beſten. In Oberdeutſchland ſagt man. ein Teutſcher, und in Niederdeutſchland: ein Deutſcher. In Oberdeutſchland ſagen manche Leute: Tieſer Mann thut es ſicher; und in Niederdeutſchland ſprechen viele: Dieſer Mann duht es ſicher. Doch ich weiß noch zwei Buchſtaben, die einander ſehr ähnlich ſind, wenn ſie gleich nicht ähnlich lauten. Welche zwei mögen das ſein? —

Karl (halblaut). A, b, c, d, e (er beſinnt ſich), f — iſt dem vau gleich; ge — hat mit keinem Aehnlichkeit, h —

Vater. Ei, ei! ſollteſt Du es denn nicht finden? — Das ge iſt es ja! — Aber mit welchem Buchſtaben hat es Aehnlichkeit? —

Karl (ſagt ſie alle in Gedanken her). A, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n —

Vater (unterbricht ihn). Du biſt ſchon darüber hinaus. Das k iſt es.

Karl (verwundert ſich). Das k, lieber

Vater? Das g ſoll mit dem k Aehnlichkeit haben? Sie ſcherzen wohl?

Vater. Nein, ich ſcherze nicht. Du wünſchteſt einmal, daß hinter allen nicht ſelbſtlautenden Buchſtaben der gleiche ſelbſtlautende ſtehen möchte, und ich gab Dir Recht darin. Du mußteſt ſie dann alle mit e verbinden, und ſo verbunden ausſprechen. Thue das jetzt noch einmal mit g und k, ſo wirſt Du bald merken, daß ſie einander ähnlich ſind, und daß das k nur härter klingt als das g, und zwar ungefähr um ſo viel, als das p härter klingt als das b.

Karl (verſucht es). Ge und ke. Ja, es iſt wahr!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Karl. Ga und ka! Ach ja! Sie haben Recht, lieber Vater! Gi, ki! go, ko! und gu, ku! Sie ſind ſich ſehr ähnlich.

Vater. Aber auch gleich? das heißt, kann ich ſie mit einander verwechſeln?

Karl. Nein, das nicht! So wenig, wie pe und be oder te und de.

Vater. Und doch geſchieht es. In denſelben Gegenden, wo man pe mit be und te

mit ke verwechſelt, da verwechſelt man oft auch g mit k. Wir ſagen z. B.: Gott der Geber aller guten Gaben. In Oberſachſen, hört man aber an vielen Orten! Kott der Keber aller kuten Kaben, ſagen.

Karl (fängt an zu lachen).

Vater. Lache nicht zu laut! Wenn Du dort geboren wäreſt, würdeſt Du wahrſcheinlich eben ſo ſprechen, und es möchte Dir dann doch wohl nicht lieb ſein, von einem Kinde verlacht zu werden.

Karl. Wenn ich aber unrichtig ſpräche?

Vater. Wie oft thuſt Du das! — und doch ſiehſt Du es ſicher lieber, wenn ich oder Deine gute Mutter, oder andre Menſchen, Dir freundlich ſagen, daß und warum Du unrichtig ſpracheſt, als wenn wir Dich jedesmal verlachten und nicht Deinen Fehler verbeſſerten.

Karl (ſchweigt betroffen ſtill).

Vater. Es giebt aber noch einen Buchſtaben, der auf die gleiche Weiſe weicher ausgeſprochen wird, als das g, wie man das g weicher ausſpricht, als das k. Den wirſt Du aber wohl nicht finden, denn er fehlt

leider in allen Alphabeten, die Du bisher gehabt haſt.

Karl. Ach, dann iſt es das Jot! Das hat mir die Mutter ausdrücklich aufgeſchrieben und zum Spielen gegeben.

Vater. Richtig! das jot iſt es. Du wirſt bisweilen hören, das Jot ſei mit dem i gleich, oder es ſei ein langes i, oder ein großes i. Alles dies iſt aber unrichtig. Denn das i iſt ein ſelbſtlautender Buchſtabe, das jot aber ein nicht ſelbſtlautender. i bleibt ſtets i und wird nie jot, ſo wie jot niemals i werden kann. Ich will es Dir an einem Beiſpiel zeigen. Es war einmal eine Frau, die hieß Jo! Ihr ganzer Name beſtand aus zwei Buchſtaben, und dieſe zwei Buchſtaben machten zwei Sylben aus. — Wie hieß die Frau alſo?

Karl. J-o)

Vater. Richtig, mein Sohn! Die zwei Buchſtaben, die ihren Namrn ausmachten, waren alſo i und o. Behalte das: i und o machten Jo! Wie heißt doch der kleine Knabe, der dich oft beſucht?

Karl. Sie meinen doch meinen lieben Johann?

Vater. Recht! den meine ich. Sage mir noch einmal, wie heißt er?

Karl. Johann!

Vater. Die erſte Sylbe heißt alſo?

Karl. Jo!

Vater. Da hätteſt Du ja wieder i und o, und ſprichſt doch Jo. Du ſiehſt alſo wohl, daß dies eigentlich kein i, ſondern ein ganz anderer Buchſtabe iſt. Du haſt nämlich keinen ſelbſtlautenden (ı), der für ſich eine Sylbe ausmachen kann, wie das i in Jo, ſondern einen nicht ſelbſtlautenden (ein jot), der erſt, mit dem o verbunden, eine Sylbe bildet, und jo hervorbringt. Darfſt Du jemals von der Frau, die Jo hieß, ſagen, ſie heiße: Jo?

Karl. Nein!

Vater. Oder darfſt Du zu Deinem kleinen Freunde iohann ſagen?

Karl (lacht). Nein!

Vater. Nun dann! ſo iſt i und jot zweierlei, ſo iſt das i ein ſelbſtlautender, und das jot ein nicht ſelbſtlautender

Buchſtabe. Auch wird das kleine i ganz anders geſchrieben und gedruckt als das kleine jot, nämlich das erſte i und das zweite j, und nur das große J und das große Jot werden jetzt noch mit dem gleichen Zeichen geſchrieben und gedruckt. — (Freilich thäte man beſſer, das große Jot mit einem Zeichen zu ſchreiben, das dem kleinen jot gleich, nur größer wäre.)

Doch ich wollte Dir ja zeigen, daß das j viel Aehnlichkeit mit dem g habe, und nur weicher ausgeſprochen werde. Setze alſo einmal j mit dem a zuſammen und ſprich es aus!

Karl. ja. (lacht) Ach, das heißt: ja!

Vater. Gut! dabei fällt mir ein Scherz ein, der Dir ebenfalls zeigen kann, daß das i und das j ſehr weſentlich von einander verſchieden ſind. ja! ja! ruft ein Menſch dem andern zu, wenn er freudig ihm Beifall giebt. Rufen die Eſel auch ja! ja! wenn ſie einander zuſchreien?

Karl. Nein!

Vater. Wie denn aber?

Karl. ia! ia!

Vater. Richtig, ia! kann aber nie ja! werden, ſo wenig als das Eſelgeſchrei je ein menſchlicher Ausruf, und ſo wenig als ein ſelbſtlautender Buchſtabe (i) jemals ein nicht ſelbſtlautender (j) werden kann. Am klarſten erhellt dies wenn Du j und i zuſammenſetzeſt. Wie würdeſt Du das ausſprechen?

Karl. ji!

Vater. Richtig' alſo weder: jj! noch: ii! ſondern: ji!

Verbinde noch einmal j mit o und ſprich es aus!

Karl. jo!

Vater. Richtig! Setze noch ein te ohne e dahinter und ſprich es aus.

Karl. jo-t!

Vater. Schneller nach einander, oder vielmehr in eins!

Karl. jot!

Vater. Richtig! Nun verbinde einmal ge ohne e mit o!

Karl. Go!

Vater. Setze auch dahinter ein te ohne e!

Karl. Got!

Vater. Ganz recht. Das erſte hieß: jot, aber dies heißt: Got! Und ſagt Dorothee, wenn ſie betet, lieber Got? oder lieber Jot?

Karl. Lieber Jot ſagt ſie,

Vater. Allerdings! und viele tauſend Menſchen in Niederdeutſchland ſagen wie ſie: lieber Jot! Dein Vater aber und Deine Mutter und viele andre vernünſtige Leute ſagen? —

Karl. Lieber Got!

Vater. Und wie ſagt der neue Barbiergeſelle, der aus Oberſachſen iſt?

Karl. Lieber Kot!

Vater. Du ſiehſt alſo, daß j, g und k viel Aehnlichkeit mit einander haben, und daß viele Menſchen ſie verwechſeln; Du ſiehſt aber auch, daß ſie einander in Rückſicht der Ausſprache nicht gleich ſind, denn man ſollte ſie nicht verwechſeln, da ſie ganz verſchieden ausgeſprochen werden können und müſſen. Z. B. Jot, Got, Kot. Behalte zur Erinnerung an das Geſagte, Folgendes:

Jot der jeber aller juten jaben, ſgricht der Ungebildete in Niederdeutſchland;

Kot der Keber aller kuten Kaben, ſpricht der Ungebildete in Oberſachſen, und

Got der Geber aller guten Gaben ſpricht der Gebildete in Ober- und Niederdeutſchland *).

Sollte es einmal ſo eingerichtet werden, wie Du es wünſcheſt, daß alle nicht ſelbſtlautende Buchſtaben den gleichen ſelbſtlautenden bei ſich und zwar allemal hinter ſich hätten, wie be, ce, de, fe, ge u. ſ. w., wie würde dann das jot heißen?

Karl. je!

Vater. Richtig! Und wohin würde es ſeiner Natur nach zu ſtehen kommen?

Karl. Dicht bei dem ge!

---

*) Merkwürdig iſt, daß es eine, übrigens ſehr gebildete Stadt giebt, in welcher man ſtatt g ſtets ch ſpricht. Dieſe Stadt iſt das kleine aber berühmte Göttingen. Faſt alle ſeine Einwohner nennen es: Chöttingen. Sie ſagen daher auch: „Chott der Cheber aller chuten Chaben.“

Vater. Gut! aber vor oder hinter dem ge?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Vor demſelben! Es müßte heißen: je, ge, ke! — Doch ſtill, da fällt mir etwas ein. Zwiſchen je und ge fehlt noch einer, den Du aber auch in keinem A B C findeſt, oder doch anders genannt findeſt.

Karl. Welcher iſt denn das?

Vater. Das che ohne e.

Karl. Ach, Sie meinen wohl das ch?

Vater. Nein, das meine ich nicht! denn ch bleibt ewig ch, und wird nimmermehr che ohne e. Verſuche es nur einmal, und denke Dir ce ohne e und ha ohne a, ob aus beiden zuſammen jemals che ohne e werden wird! —

Karl (giebt ſich alle nur mögliche Mühe um aus ce ha ohne e und a che ohne e zu machen, ſagt aber endlich:) Nein! es geht nicht.

Vater. Gut! ſo ſollte man denn ce und ha ſtets als zwei und zwar von einander verſchiedene Buchſtaben anſehen, und das Zeichen ch oder che ohne e nicht ceha:

ſon-

ſondern che! (ohne e) nennen, und lieber kein ch, ſondern ſtatt deſſen etwa ein χ ſchreiben.

Karl. Leichter und begreiflicher wäre es freilich wohl!

Vater. In den Fällen aber, wo man das ch wie ein k ausſpricht, ſollte man wohl auch ein k ſchreiben, z. B. ſtatt: verwechſeln lieber: verwekſeln.

Anmerkung. Wer ſein Kind auf eine ähnliche Weiſe unterrichtet, wird ähnliche Folgen darnach bemerken.

* * *

Durch Unterredungen dieſer Art mit mir und meiner Gattinn wurde Karl's Aufmerkſamkeit feſtgehalten, ſein Verſtand gebildet, ſein Scharfſinn geübt, ſein Witz angeregt, and ſeine Fähigkeit ſich mit Wahl auszudrükken, über allen Glauben erhöht.

Einige Jahre ſpäter unterhielt ſich mein verſtorbener Freund, der ehemalige Prediger Glaubitz in Klein-Ottersleben (bei Magdeburg), oft mit meinem Sohn. Glaubitz war

darin beſonders geſchickt, ſeine Fragen ſo ein⸗zurichten, daß er unwiſſend ſchien, und doch die Veranlaſſung wurde, daß das Kind ihm alles dasjenige mittheilen mußte, was es früher über die Sache gelernt hätte, von welcher die Rede war.

Auch ließ ſich mein Freund nicht leicht von dem Gegenſtande ableiten; oder er litt es mit Ueberlegung: kehrte aber immer wieder zu dem zurück, was Karl ihm aus⸗einander ſetzen ſollte. Den Kreis deſſen, was Karl wußte, kannte Glaubitz ſehr genau.

Er fing alſo ganz einfach, etwa damit, an:

Glaubitz. Lieber Karl, was iſſeſt Du da?

Karl. Ein Butterbrodt.

Glaubitz. Was iſt das: Butterbrodt?

Karl. Das iſt ein Stück Brodt, auf welches meine Mutter: Butter geſchmiert hat.

Glaubitz. Brodt ſagſt Du? Woher kommt denn das Brodt?

Karl. Man kann es bei den Bäckern kaufen. Wir bekommen aber viele Brodte von den hieſigen Bauern geliefert, und die

beſten davon eſſen wir lieber als das Bäckerbrodt. Dies iſt von einem Brodte, das Albrechts uns geliefert haben.

Glaubitz. Was heißt das: liefern? Das verſtehe ich nicht.

Karl. Sie ſind ſchuldig, es meinem Vater zu geben. Denn er iſt ihr Prediger, und belehrt ſie in der Kirche und ihre Kinder in der Schule.

Glaubitz. Wächſt denn das Brodt auf den Bäumen der Bauern, oder der Bäcker?

Karl. Ei nein! ſie backen es aus Mehl, und das Mehl wird in der Mühle aus Roggen oder Waizen gemahlen, und Roggen und Waizen wachſen auf dem Felde.

Glaubitz. So? ſo? — Aber, lieber Karl! Könnteſt Du mir das Ganze nicht ausführlich erzählen? Ich wüßte es gern recht genau

Karl. O ja! aber dann müſſen Sie mit mir auf's Feld, und in die nächſte Mühle (nach Weſenitz) gehn. Auf dem Rückwege können wir zu Albrechts oder Schumanns herangehen, und uns ihren Backofen zeigen laſſen. Doch den haben wir ja ſelbſt im

Hauſe. Aber, — wir backen nur ſelten Brodt darin.

Glaubitz. Warum ſo ſelten?

Karl. Weil ein ganzer Ofen voll Brodt uns zu hart werden würde, ſagt die Mutter, da wir gewöhnlich nur vier Perſonen ſind. Der Vater, die Mutter, Karoline und ich.

Glaubitz. Wer iſt das? „Karoline!“

Karl. Das Mädchen, welches uns bei Tiſche aufwartete. Sie dient bei uns.

Glaubitz. Was meinſt Du damit: ſie dient bei uns!“

Karl. Meine Eltern geben ihr zu eſſen und zu trinken, auch Geld, damit ſie ſich Kleider kaufen kann, und dafür verrichtet ſie alle diejenigen Geſchäfte, welche die Mutter nicht beſorgen kann, oder will.

Glaubitz. Ach ſo! — Aber Du wollteſt mir ja erzählen, auf welche Art Brodt verfertigt werde. Nach Weſenitz brauchen wir deshalb nicht zu gehen, denn Mühlen kenne ich, und Roggen und Waizen habe ich ſchon oft genug auf dem Felde wachſen ſehn; auch reicht Euer Backofen hin, mir das Bak-

ken anſchaulich zu machen, denn die andern werden jetzt doch auch wohl leer ſein. Erzähle alſo immer!

Karl. Nun, ja! Sehen Sie, das erſte Getreide, ſagt der Vater, ſowohl Roggen als Waizen, hat Gott aus Liebe zu den Menſchen von ſelbſt wachſen und reif werden laſſen. Sie wiſſen wohl, man pflegt zu ſagen: er hat es erſchaffen. Als das erſte Getreide überreif geworden war, fiel es aus, und auf die Erde. Da fraßen es dann die Vögel und Thiere, und die Menſchen lernten es von ihnen. Mein Vater meint, die erſten Menſchen hätten ſicher noch nicht gewußt, daß man Getreide in die Erde ſtreuen müſſe, damit deſto mehr daraus entſtehe, und darum habe Gott es ſo eingerichtet, daß das Ausgefallene und nicht Verzehrte durch Hülfe des Regens und des Sonnenſcheins keimte, Wurzel trieb, ſich feſt wurzelte, und dann empor wuchs. Das bemerkten endlich die Menſchen und machten es nach. Sie ſtreuten nun abſichtlich Getreide in die Erde, oder wie wir jetzt ſagen: Sie pflügten, ſäeten und eggten das Geſäete ein.

Glaubitz. So? — in die Erde ſtreueten ſie es? — Warum denn nicht: auf die Erde! wie Du vorhin ſagteſt.

Karl. Anfangs mögen ſie es freilich wohl bloß auf die Erde geſtreut haben; aber da fraßen es ihnen die Vögel und andere Thiere bisweilen auf. Auch ſchwemmte es der Regen weg, oder die Sonne verbrannte es, ſo daß es nicht mehr keimen und wurzeln konnte; deshalb hielten ſie für beſſer, es lieber in, als auf die Erde zu ſtreuen.

Glaubitz. Ganz gut! Aber wie konnten ſie es in die Erde bringen, die Erde iſt ja nicht offen, ſondern zu.

Karl. Zuerſt haben ſie ſich vielleicht Löcher darin mit den Fingern und beſonders mit den Nägeln gekratzt. Dann nahmen ſie wahrſcheinlich ſpitzige Steine oder Stöcke, und ſpäterhin eiſerne Werkzeuge, z. B.: Spaten und Pflug, dabei zu Hülfe.

Glaubitz. Eiſen ſagſt Du. Was iſt das: Eiſen!

Karl. Hier dies (er zeigt auf das Schloß an der Gartenthür) iſt Eiſen.

Glaubitz. Wächſt denn das auch auf dem Felde?

Karl. Nein! Einige Menſchen hacken es mit vieler Mühe tief unter der Erde zwiſchen Felſenſtücken hervor, und bringen es heraus. Wenn die Bergleute es aber aus den Bergwerken geſchafft haben, ſo iſt es noch nicht Eiſen, ſondern Eiſenerz. Dann wird es in großen Oefen und von Leuten, die alles, was dazu gehört, genau verſtehen, geſchmolzen, und nun erſt kann man Schlöſſer, Spaten und Pflüge daraus machen.

Sie können das alles in meinen Bilderbüchern, mir däucht beſonders gut in den Baſedowſchen Kupfertafeln ſehen. Dabei hat es mir der Vater erzählt. Wenn ich aber fleißig und artig bin, ſo will er mich recht bald in ein Bergwerk, in Schmelzhütten, in große Eiſenſchmieden und Blechhämmer führen. Da ſoll ich ſelbſt mit helfen, ſo viel ich kann, hat mir mein Vater verſprochen.

Glaubitz. Jetzt weiß ich ſchon, wie Du es meinſt, lieber Karl. Denn ich erinnere mich, daß ich dergleichen ſchon geſehen habe. Aber, fahre doch fort, wie wurde es denn weiter,

wenn die Menſchen das Getreide nun in die Erde geſtreut hatten?

Karl. Nun, dann keimte es eben ſo gut und noch beſſer, als zuvor. Es wurzelte ſchneller und feſter, und wuchs auf, blühte und reifte, wie es noch jetzt thut.

Glaubitz. Ließen die Leute es denn auf dem Felde ſtehen?

Karl. O nein! — Anfangs mögen ſie es wohl gethan haben. Aber lange gewiß nicht!

Glaubitz. Warum nicht?

Karl. Weil es auf dem Felde bald würde vom Regen zerſchlagen, von den Thieren zertreten, und zuletzt in Fäulniß übergegangen, folglich größtentheils verdorben ſein. Auch das gutgebliebene wäre doch ausgefallen, und alſo für die Menſchen größtentheils verloren gegangen. Dann hätten ſie ja nach einiger Zeit kein Getreide mehr gehabt, und hätten folglich hungern müſſen. Hungern wollten ſie aber nicht gern, darum fingen ſie eben an zu pflügen und zu ſäen.

Glaubitz. Warum hat das aber der liebe Gott ſo eingerichtet, daß die Menſchen

von Zeit zu Zeit Hunger bekommen? Ich finde das gar nicht gut von ihm, und Gott iſt doch ſonſt ſo gut und liebevoll.

Karl. Das weiß ich ſelbſt noch nicht genau. Mein Vater ſagt: Der liebe Gott habe es mit Fleiß ſo eingerichtet, denn der Hunger zwinge die Menſchen nachzudenken und zu arbeiten, ſie würden klug und fleißig dadurch, und das wolle Gott haben. Auch ſagen Vater und Mutter oft zu mir: Karl, wenn Du nicht aufmerkſam biſt, und vielerlei lernſt, ſo wirſt Du dereinſt, wenn wir beide todt ſind, hungern müſſen.

Glaubitz. Nun, wenn ich einmal wieder zu Euch komme, dann wirſt Du mir das hoffentlich noch deutlicher erklären können. Jetzt ſage mir doch: Was fangen denn die Leute mit dem reifen Getreide an?

Karl. Sie mähen es ab mit der Senſe. Wo aber die Halme ſtärker ſind, als bei uns, da ſchneidet man es mit der Sichel ab. Dann bindet man es in Garben, ſetzt dieſe in Mandeln und läßt ſie darin durch Sonne und Wind recht austrocknen. Dann =

Glaubitz. Was iſt das: Mandeln? Ich habe ſchon oft Mandeln gegeſſen. Die kannſt Du aber doch nicht meinen.

Karl (lacht herzlich). O, ich habe auch ſchon oft Mandeln gegeſſen, z. B. bei Apotheker Linkens in Merſeburg. Aber ſolche Mandeln meine ich freilich nicht. Die Leute nennen funfzehn Garben auch: eine Mandel. Mein Vater ſagt: In der Priegnitz, wo er geboren iſt, ſetze man den Roggen und Waizen nicht wie hier in Mandeln, ſondern zu zehn oder zwanzig gegen einander über. Zwanzig Garben die ſo geſtellt ſind, nennen ſie dort eine Stiege *) und zehn eine halbe Stiege.

Glaubitz. Haben denn die erſten Menſchen, die Korn ſäeten, es auch wohl in Mandeln, oder in Stiegen geſetzt?

Karl (lächelt). Gewiß nicht! Sie haben

---

*) Eine Stiege oder Steige iſt daſſelbe, was man auch eine Leiter nennt. Vielleicht hatten dieſe (die Leitern oder Stiegen) ehemals gewöhnlich zwanzig, und die kleineren oder halbe Stiegen zehn Sproſſen. In Wien bedeutet das Wort: Stiege eine Treppe.

es wohl rur abgerupſt und nach Hauſe ge- tragen.

Glaubitz. Wie verſtehſt Du das: ab- gerupft!

Karl. Ich meine, ſie riſſen nur die Aehren oben ab, weil ihnen damals nur an dieſen gelegen war.

Glaubitz. Und weshalb war ihnen nur an dieſen gelegen?

Karl. Ei, weil darin die Körner ſind, die ſie eben gern eſſen wollten.

Glaubitz. Nehmen wir denn mehr als die Aehren?

Karl. Ja wohl! wir nehmen auch die Halme!

Glaubitz. Auch die Halme? — Was machen wir denn aber mit den Halmen?

Karl. O vielerlei! Wenn die Bauern die Garben ausgedroſchen haben, ſo bleiben die leeren Halme übrig. Dieſe bindet man dann wieder zuſammen, wie zuvor die Gar- ben und nennt ſie: Stroh. Das Stroh iſt aber das Bette für Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine, oft auch für Menſchen. Bisweilen macht man auch Hütten daraus.

z. B. wenn man Schoten oder andere Früchte während der Nacht hüten will. Man deckt auch Häuſer damit. Sehen Sie nur unſere Scheune iſt gleich damit gedeckt.

Glaubitz. Das ſehe ich wohl! aber Eure Scheune iſt ja kein Haus.

Karl. Ei freilich, iſt ſie ein Haus; nur nicht eins, in welchem Menſchen wohnen, ſondern in welchem Getreide aufbewahrt werden ſoll.

Glaubitz. Ja, ſo! — Wenn dat Getreide nun auf dem Felde ausgetrocknet iſt ‥ Dabei blieben wir ſtehn.

Karl. Nun, dann fahren es die Leute nach Hauſe, dreſchen es aus, tragen die Körner auf den Boden und verfüttern das Stroh, oder ſtreuen es dem Viehe unter.

Glaubitz. Frißt denn das Vieh auch Stroh?

Karl. Ja, wohl! die Pferde und die Kühe! Man ſchneidet es ihnen kurz, und nennt es alsdann: Heckerling.

Glaubitz. Wenn das richtig iſt, ſo ſollte man es ihnen lieber nicht unterſtreuen. Auf dieſe Art zertreten ſie es ja,

verunreinigen es, und dann kann es zu nichts mehr gebraucht werden.

Karl. Ich bitte um Vergebung: Es nützt noch viel! Erſtlich müſſen die armen Thiere doch auch weich und im Winter warm liegen; dazu dient ihnen eben das Stroh. Zweitens aber ſagt der Vater, (und unſer Nachbar Koeke ſagt es auch): das Stroh wird durch die Unreinigkeiten des Viehes zu Dünger, und der Dünger iſt uns höchſt nöthig; denn ohne Dünger würde bald kein Getreide mehr wachſen.

Glaubitz. Mein Kind! Das kann ich nicht glauben, denn der liebe Gott und die erſten Menſchen haben doch ſicher nicht gedüngt?

Karl. Die haben freilich nicht gedüngt. Sie werden es aber wohl auch nicht nöthig gehabt haben. Sicher hat Gott die erſten Menſchen in einer Gegend leben laſſen, die wärmer und fruchtbarer war, als unſere.

Glaubitz. Das läßt ſich hören! Giebt es denn aber ſolche Gegenden?

Karl. O, ja! Mein Vater ſagt, die reizende Gegend, in welcher Gott die erſten

Menſchen leben ließ, und die man das Paradies nennt, ſei höchſt wahrſcheinlich in den wärmeren Gegenden von Aſien zu ſuchen *).

Glaubitz. Zu ſuchen? Warum ſagſt Du: ſuchen.

Karl. Weil mein Vater meint, man wiſſe nicht, wo ſie liege.

Glaubitz. Gut denn! — Alſo, jetzt muß man düngen?

Karl. Ja.

Glaubitz. Warum aber?

Karl. Um dem Acker die nöthige Kraft und Wärme zu ertheilen, wie mein Vater ſagt.

Glaubitz. Das glaube ich ſelbſt; denn ich habe Aecker gefunden, auf welchen das Getreide ſehr niedrig war, dünn ſtand, und ſchlechte Aehren hatte. Wenn ich dann fragte: Wie kommt das? das Getreide daneben ſteht doch vortrefflich! ſo antworteten mir die Leute gewöhnlich: Das iſt ſehr natürlich, denn

*) Er wußte dies ſchon aus dem Unterrichte der Dorfkinder.

jener, deſſen Getreide ſchlecht ſteht, iſt kein guter Wirth, er düngt nicht ordentlich! — Aber, lieber Karl, unſre Körner liegen nun auf dem Boden (wie Du vorhin ſagteſt). Was wird noch weiter mit ihnen? Oder ißt man ſie ſo, wie ſie da liegen?

Karl. Nein, nein! — Sie ſehen ja, ich eſſe Brodt und nicht Roggen, und bei Tiſche both Ihnen meine Mutter Semmel an und nicht Waizen.

Glaubitz. Iſt denn ein Unterſchied zwiſchen Brodt und Semmel?

Karl. Ei, freilich! Das wiſſen Sie wohl beſſer als ich. Brodt wird aus Roggen, und Semmel aus Waizen bereitet.

Glaubitz. Du haſt recht, lieber Junge! ich beſinne mich jetzt. Was iſſeſt Du denn aber lieber? Brodt oder Semmel?

Karl. Semmel iſt freilich etwas weißer und ſchmeckt feiner als Brodt. Dafür iſt das Brodt aber auch um ſo viel kräftiger und nahrhafter. Das Brodt, welches wir geliefert bekommen, iſt oft faſt ſo weiß wie Semmel. Sehn Sie nur dies hier!

Glaubitz. Das iſt wahr! — Dies iſſeſt Du alſo lieber, als Semmel.

Karl. Nun — ja! — vorzüglich, wenn ich es eine Zeitlang nicht gehabt, und in Städten oft Semmel zu eſſen bekommen habe.

Glaubitz. Aber, lieber Junge! wir haben noch immer bloße Körner auf dem Boden, und weder Brodt noch Semmel in den Schränken. Schaffe mir nun bald Brodt! Verſtehſt Du mich?

Karl (lacht). Sogleich ſollen Sie es haben! — Wir bringen alſo einen Theil unſers Roggens in die Mühle, laſſen ihn dort mahlen, einmal, zweimal, dreimal, je nachdem wir das Mehl gröber oder feiner, und das Brodt ſchwärzer oder weißer haben wollen. Das Mehl rührt man dann mit Waſſer und Sauerteig zuſammen, knetet ſo lange Mehl hinein, bis ein ſteifer Teig daraus geworden iſt, und dieſer wird nach zehn bis zwölf Stunden in den heißen Ofen geſchoben, und darin zu Brodt gebacken. Sehen Sie, nun haben Sie Brodt! Aber nun müſſen Sie mir auch einen Gefallen thun!

Glau-

Glaubitz. Gern, mein Kind! welchen denn?

Karl. Kommen Sie mit mir nur hier durch unſern Obſtgarten! Da will ich Ihnen auf der Breite des Schmiedès eine Kornpflanze aufziehen, und Ihnen zeigen, daß am untern Ende derſelben, innerhalb der Erde, noch jetzt ein Ueberbleibſel des ausgeſäeten Roggenkorns zu ſehen iſt. Darüber und drum herum finden Sie die Wurzeln, darauf ſteht der Halm, und oben an dieſem hängt die Aehre. Beide ſind ſehr künſtlich gebaut.

Glaubitz. Laß es gut ſein, lieber Karl! Das alles habe ich ſchon geſehen. Wohl aber möchte ich wiſſen, ob Du einen Grund hatteſt, weshalb Du ſagteſt: An dem Halme hängt die Aehre; ich dächte, Du hätteſt ſagen müſſen: Auf dem Halme ſteht die Aehre. Was meinſt Du dazu? Die Aehre iſt doch das Höchſte, das Oberſte, und das Höchſte, das Oberſte pflegt doch nicht zu hangen.

Karl (lacht). Ja, anfangs ſind die Aehren wirklich das Höchſte, und ſtehen alſo auf dem Halme, ſo lange ſie nämlich noch

nicht geblüht und Körner angeſetzt haben. Wenn dies aber geſchehen iſt, werden ſie ſchwerer, und immer ſchwerer, je nachdem ihre Körner voller und reifer werden. Dann ſinken ſie täglich mehr hinab, und zuletzt muß man wohl ſagen: ſie hangen an den Halmen.

Glaubitz. Ganz recht kann ich Dir doch nicht geben! Lieber Junge! Denn ich habe nicht ſelten Aehren gefunden, die noch kurz vor der Erndte, wie alſo ihre Körner ſchon reif waren, hoch über den andern hervorragten, und wirklich auf ihren Halmen ſtanden.

Karl. Ach, ja! ich weiß es wohl! Das ſind leere, oder, wie die Leute ſie hier zu nennen pflegen: taube Aehren. Verſuchen Sie es nur einmal, und brechen Sie eine ſolche Aehre ab! Sie werden wenig oder gar nichts darin finden. Mein Vater ſagt öfters: „Die ſtolzen und hochmüthigen Menſchen machen es grade eben ſo; ſie tragen „auch den Kopf hoch, und blicken auf andre „verachtend herab, und doch iſt in ihrem „Kopfe wenig oder gar nichts. Oft auch

„nicht viel Gutes in ihrem Herzen! — Die „vollen, ſchweren, herabhangenden Aehren, „ſagt mein Vater, gleichen den verſtändigen, „geſchickten und beſcheidenen Menſchen; ſie „tragen den Kopf nicht ſo hoch und ſtolz em„por; aber ſie haben viel gelernt; leiſten und „nutzen daher weit mehr, als die eitlen Tho„ren.“

Glaubitz. Das haſt Du ſehr gut behalten. Aber — bedenke es auch recht oft! mein Kind! und werde ſelbſt ein verſtändiger, geſchickter und beſcheidener Menſch! Dann wirſt Du deinen Eltern, mir und allen guten Menſchen, beſonders aber Gotte, deinem himmliſchen Vater, recht lieb und werth ſein.

Doch noch eins! Was meinteſt Du damit, Du ſagteſt eben jetzt: „ſo lange ſie noch nicht geblüht und Körner angeſetzt haben!“ Vom Blühen des Kornes haſt Du mir vorhin, ſo viel ich weiß, nichts erzählt, haſt es bloß angeführt.

Karl. Ach, verzeihen Sie, das habe ich in der Eile wohl vergeſſen! — Freilich blüht das Getreide, ehe es Körner anſetzt. Denn alles blüht zuvor, ehe es Früchte trägt,

(nur von den Feigen und Trüffeln, ſagt mein Vater, wiſſe er es noch nicht recht;) Ach, es ſieht herrlich aus, wenn der Wind über blühende Roggenfelder hinfährt, und das Korn dann, wie meine Mutter es nennt, Wellen ſchlägt, und der Blüthenſtaub ſich wie eine Wolke darüber erhebt. Während der Roggenblüthe riecht es in der ganzen Gegend angenehm. — Nehmen Sie nicht übel, haben Sie wohl ſchon eine blühende Roggenähre näher angeſehen?

Glaubitz. Allerdings, lieber Karl! aber warum fragſt Du darnach?

Karl. Weil es gar zu hübſch ausſieht, und gute Hoffnungen giebt. „Schöne Blüthen, ſagt mein Vater, verſprechen ſchöne Früchte, wenn ſie anders nicht verdorben werden.“ — Darf ich Sie wohl noch etwas anders fragen?

Glaubitz. O, ja! mein Kind, frage nur!

Karl. Haben Sie wohl ſchon geſehen, daß man die Roggenblüthen auch ſchnell heraustreiben kann? Viel ſchneller, als ſie ſonſt würden gekommen ſein?

Glaubitz. Nein! wie macht man das?

Karl. Man rupft eine Aehre, die zu blühen anfängt, ab. „Eben deshalb, ſagen meine Eltern, muß man es nur ſelten thun, denn die abgerupfte Aehre kann keine Körner bringen, iſt folglich verloren.“ Dann nimmt man den obern Theil des Halmes, woran die Aehre noch befindlich ſein muß, in den Mund und kauet darauf. Hierdurch wird der Aehre Wärme und Feuchtigkeit zugeführt; denn der Speichel dringt durch die feinen Röhrchen des Halmes bis tief in die Aehre, und treibt die Blüthe ſchnell heraus.

Glaubitz. Das wäre doch ſonderbar! Das möchte ich wohl einmal ſehen!

Karl. Ach, ich zeigte es Ihnen gar zu gern. Aber es giebt jetzt keine blühenden Roggenähren. Doch etwas Aehnliches können Sie leicht ſehen. In meines Vaters Bibliothek liegen mehrere Haarröhrchen. Die will ich in ein Tintenfaß ſtecken, dann ſollen Sie nur ſehen, wie die Tinte darin empor ziehen wird. Und da muß die Feuchtigkeit doch nach oben ſteigen. Wenn man die Aehre im Munde hat, ſo ſenkt ſich der Speichel vielmehr

nach unten, und das iſt weit natürlicher und begreiflicher.

Glaubitz. Den Verſuch mit den Haarröhrchen, lieber Karl, habe ich ſchon gemacht. Ich würde Dir daher ſogleich glauben, daß es bei dem Halme an der Aehre eben ſo zugehe, aber — ich habe noch nie bemerkt, daß in einem ſolchen Halme Röhrchen befindlich ſind.

Karl. O ja! Er hat wirklich Röhrchen. Sie ſind aber ſo fein, daß man ſie ohne ein gutes Vergrößerungsglas nicht wahrnehmen kann. Mein Vater hat ausdrücklich ein beſſeres kaufen müſſen, als wir bis dahin hatten, um ſie mir zu zeigen.

Glaubitz. Nun, wenn das iſt, ſo magſt Du Recht haben! — Aber bringen denn die hervorgetriebenen Blüthen auch Früchte?

Karl (lacht). Ei, das können ſie nicht, weil ſie von ihrem Halme getrennt ſind. Sie bekommen ja keinen Saft mehr aus der Erde?

Glaubitz. Erhält denn die Aehre fortdauernd Saft aus der Erde?

Karl. Ja, wohl! Die Aehre hängt am Halme; der Halm ſteht auf der Wurzel. Die Wurzel hat aber viele kleine Zweige, welche ſie in der Erde umher verbreitet. Mit ihnen ſaugt ſie Nahrung, ich meine damit, allerlei für das Getreide nützliche Feuchtigkeiten, ein, und führt ſie dem Halme zu; dieſer bringt ſie bis in die Aehre, ſo kommen ſie in die Blüthen und ſpäter in die Körner.

Glaubitz. Lieber Karl, das begreiſe ich nicht! Wie können die Feuchtigkeiten ſo hoch emporſteigen? Sie ſind ja doch ſchwer! ſie müßten folglich ſinken, nicht ſteigen.

Karl. Das iſt wohl wahr, und ich begreiſe es auch nicht. Meine Eltern ſelbſt können nicht begreifen, wie dies möglich iſt. Daß es aber geſchehen kann, ſieht man deutlich an der Tinte in den Haarröhrchen. Wollen wir den Verſuch nicht machen?

Glaubitz. Nein, nein! Denn ich beſinne mich: Du haſt Recht! — Aber haſt Du wohl jemals eine Blüthe vor Deinen Augen aufbrechen ſehen?

Karl. O, ja! Viele, viele Male! Meine Eltern brachen im Frühjahr mehrmals —

mir zu gefallen, — kleine Zweige mit Knoſpen ab, und ſteckten ſie in ein Glas mit verſchlagenem Waſſer. Wenn es dann in unſrer Stube merklich wärmer war, als drauſſen, ſo blühten die Knospen viel ſchneller auf, als die Büſche oder Bäume, von welchen ſie genommen waren.

Ach, mir fällt eben etwas recht luſtiges ein! Darf ich Ihnen bei Veranlaſſung der Roggenblüthen wohl eine Geſchichte erzählen?

Glaubitz Ja wohl! — Das ſoll mir ungemein angenehm ſein; denn luſtige Geſchichten höre ich gar gern.

Karl. Meine Geſchichte iſt freilich nicht wahr, wie Sie bald hören werden, aber mein Vater ſagt: es müſſe ein ſehr kluger Mann geweſen ſein, der ſie erdacht habe; denn er hat ſie vor langen Zeiten von ſeiner Mutter gehört, und dieſer erzählte ſie ihr Vater ſchon als eine ſehr alte Geſchichte. Nichts deſto weniger ſcheint es gewiß, daß der Mann, der ſie erdichtete, ſchon gewußt haben muß, daß es männliche und weibliche Blüthen giebt, und daß der Blumenſtaub von der einen zur andern fliegen müſſe, wenn aus den Blüthen

Früchte werden ſollen. Dies ſei aber, ſagte mein Vater, ſo gar lange noch nicht bekannt, folglich müſſe jener Mann es ſchon viel früher entdeckt haben.

(Er zieht Herrn Glaubitz mit ſich fort und ſucht, bis er auf dem Blumenfelde eine minder ſchöne Tulpe findet, um welche herum mehrere andere blühen: bricht dann eine derſelben ab, und ſpricht):

Karl. Erinnern Sie mich doch daran, ich muß es meinen Eltern ſagen, daß ich die Tulpe abgebrochen habe! ſonſt ſchelten ſie.

Glaubitz. Was willſt Du denn damit? mein Kind!

Karl. O, ich will Ihnen daran nur die männlichen Blüthen, (er zeigt ſie) zeigen. Sehen Sie nur, hier unten ſind die Staubfäden, und oben darüber ſitzen die Staubbeutel. (Er ſchüttelt die Tulpe, und ſagt): Ha, wie ſie beben! Sie ſind ſo voll Blumenſtaub, daß ſie haben aufplatzen müſſen. Sehn Sie nur, wie hier alles voll Blüthenſtaub iſt! Dies in der Mitte iſt die weibliche Blüthe! Hier oben iſt die Narbe, durch welche der Blüthenſtaub in's Innere der

weiblichen Blüthe dringt, und die Frucht, oder den Saamen darin hervorbringt.

Ach, ſehen Sie nur, da oben auf der Narbe ſitzt noch Blüthenſtaub. Der Wind muß gewehet haben, oder es iſt eine Biene hier geweſen, die den Staub von ungefähr auf die Narbe getragen hat.

Glaubitz. Geſchieht denn das bisweilen?

Karl. O ja! Alle Tage! Wenn ich nichts zu thun habe, ſo belauſche ich die Bienchen, wie ſie von einer Blume auf und in die andre fliegen, aus manchen etwas Honigſaft ſaugen, und von andern Blumenſtaub mitnehmen, um Wachs daraus zu verfertigen. Dann befruchten ſie, ohne es zu wiſſen, oder zu wollen, gar oft die weiblichen Blüthen, denn ſie ſind bisweilen über und über voll Blumenſtaub, beſonders wenn ſie Höschen anhaben, oder, wie manche bienenartige Geſchlechter, z. B. die Hummeln, haarig ſind.

Glaubitz. Alles gut! lieber Karl, aber — Deine Geſchichte!

Karl. Sogleich! ich möchte Ihnen nur gern erſt eine angeſchwollene weibliche Tul-

penkolbe zeigen. (Er ſucht, und bricht dann eine ab.) Hier iſt eine! Reifende Saamenkapſeln darf ich ohne Frage abbrechen. Mein Vater hat es mir ſogar befohlen. Sehen Sie nur (er ſpaltet ſie auseinander) hier ſind drei Reihen mit befruchteten Saamenkörnern angefüllt! Das wäre lauter Tulpenſaamen geworden, wenn ſie fortgewachſen wäre.

Glaubitz. Warum ließeſt Du ſie denn nicht fortwachſen?

Karl. Ach, nein! — mein Vater ſagt, ſie nehmen der Pflanze die Kraft, und es daure doch ſehr lange, bis aus dem Tulpenſaamen blühende Tulpen entſtänden. Ich glaube, es dauert drei Jahre. Auch ſollen viele einfarbige darunter ſein. Bei der Vermehrung mit den Zwiebeln, innerhalb der Erde, geht es ſchneller. Auch iſt man ſicherer, faſt lauter recht bunte davon wieder zu bekommen, wenn man nur Zwiebeln von den ſchönen Tulpen aufhebt und pflanzt. „Wenn ich aber ein Gärtner wäre, ſagt mein Vater, ſo würde ich alle Jahre Tulpen aus dem Saamen ziehen.

Glaubiß. Weißt Du nicht, warum Dein Vater das thun würde?

Karl. O, ja! weil ſich darunter oft Tulpen finden, die ſchöner ſind, als alle, die man bis dahin hatte und alſo vermehren konnte. Mein Pathe in Merſeburg, der Lieutenant von Weiſe, macht es ſo mit den Nelken, mein Großvater Jüngken in Salzwedel, mit den Aurikeln, und mein Vater hat es mit den Pfirſichen ſo gemacht. Sehen Sie, dieſe zwei Bäumchen hier tragen die ſchönſten Pfirſichen in der ganzen Gegend umher. Mein Vater hat ſie aber aus dem Kerne gezogen, und abſichtlich nicht gepfropft.

Glaubiß. Warum trägſt Du denn deine Tulpe noch immer umher?

Karl. Weil ich es nicht vergeſſen will, ſie meinem Vater oder meiner Mutter zu zeigen.

Glaubiß. Ach, ſo! Nun das iſt recht! — Jetzt erzähle mir Deine Geſchichte!

Karl. Gut! Es war alſo einmal ein Mann! (er ſetzt lächelnd hinzu:) So fangen ja alle Geſchichten an! dem der liebe Gott das Wetter nie nach ſeinem Sinne machen

konnte. Man nannte ihn deshalb Meiſter Ueberklug. Bald ſchien ihm die Sonne zu lange und zu warm; bald regnete es ihm zu anhaltend und zu viel. Dann wieder war es ihm zu rauh, oder zu früh im Herbſte kalt, oder er ſchalt über die ſpäten Fröſte im im Frühjahre. „Wenn ich nur einmal lieber „Gott wäre, ſagte er oft, ich wollte ganz „anderes Wetter machen. Damit ſollten „alle verſtändige Menſchen vollkommen zu„frieden ſein können. Regen zur rechten „Zeit, und Sonnenſchein zur rechten Zeit! „kurz alles in gehöriger Abwechſelung. Das „ſollte einmal ein fruchtbares Jahr geben.“

Er hatte das den Leuten um ihn herum ſo oft vorgeſagt, daß ſie es endlich glaubten, und herzlich wünſchten, daß er wenigſtens ein Jahr hindurch das Wetter machen dürfe. Der liebe Gott, der es lange mit angehört hatte, kam endlich zur Erde herunter. (Er lächelt dabei und ſetzt hinzu:) Sie ſehen wohl, daß mein Geſchichtchen ein Gedichtchen iſt, wie die Mutter ſagt, denn Gott iſt ja allenthalben; er kann folglich nicht vom Himmel herunter kommen.

Glaubitz. Ich weiß es wohl, mein Kind! fahre nur fort!

Karl. Alſo — der liebe Gott kam zu dem überklugen Manne, und ſagte: ich habe gehört, daß Du oft auf mich wegen des Wetters geſcholten haſt. Du meinſt alſo, wenn Du es ein Jahr lang machen dürfeſt, wie Du wolleſt, ſo werde es ſchöner ſein als jetzt, und – ein recht fruchtbares Jahr geben.

„Ja, freilich! antwortete Meiſter Ue„berklug! Laß es mich nur ein Jahr lang „machen!“

Gut! verſetzte der liebe Gott! Heute iſt Neujahrstag! So fange denn Heute an! Wenn Du aber merkſt, daß es Dir nicht gelingen will, ſo ſage es mir möglichſt ſchnell, damit ich Dir noch zur rechten Zeit helfen, und den Schaden wieder gut machen könne.

Meiſter Ueberklug freute ſich nicht wenig, und verkündigte allen ſeinen Bekannten, nun habe er das Wetter zu machen, nun ſolle es ganz anders, und zwar beſſer werden. — Daß er Gottes Hülfe dabei nöthig haben werde, fiel ihm gar nicht ein.

Wirklich war den Winter über faſt beſtändig helles Froſtwetter. Es ſchneite wohl, aber grade nur ſo viel, daß die Saat dadurch bedeckt wurde, und gute Schlittenbahn war. Es gab kein Schlackerwetter, keine dicken Nebeltage, keine unfreundlichen Stürme. Im Frühjahre hörten die Nachtfröſte bald auf. Es kamen ~~bald~~ viele freundliche Sonnentage, dann und wann etwas Regen, grade wie es zum Pflügen und Säen nothwendig war. In der vollen Woche vor Oſtern war das Wetter beſonders ſchön, denn in dieſer, der ſogenannten weißen Woche, wird viel gewaſchen, und da ſehen es die Frauen gern, wenn das Wetter recht ſchön iſt.

Am erſten Oſtertage erſchien der liebe Gott dem Meiſter Ueberklug und fragte ihn, ob er ſeiner Hülfe bedürfe. Statt aller Antwort lachte Meiſter Ueberklug hell auf und ſagte: Darnach ſolle er die Leute fragen! —

Auch im Sommer ging alles herrlich von Statten; nie hatte man in Deutſchland erwünſchteres Wetter geſehen, oder auch nur davon gehört, oder geleſen. Alles wuchs und

grünte und blühte daher unverbeſſerlich, und die Leute erhoben ihren Meiſter Ueberklug bis zum Himmel; ja ſie hätten ihn gern in den Himmel erhoben und zum lieben Gott ſelbſt gemacht, wenn das nur ſo angegangen wäre.

Aber die Bäume hatten allmählig abgeblüht, und es wollten ſich keine Früchte zeigen. Die Leute wurden unruhig darüber, und ſagten einander in die Ohren: „Meiſter Ueberklug ſcheint ſeine Sache noch „nicht recht zu verſtehen. Der liebe Gott „weiß es am Ende doch wohl beſſer als er!“

Man beruhigte ſich indeß allmählig wieder. Als aber beſtimmt keine Früchte erſchienen, wurden die Leute unwillig, ſchalten mit Meiſter Ueberklug, und ſagten, warum er ſie denn um alles Obſt bringe?

Dieſer kratzte ſich in den Kopf, und ſagte verdrießlich: „Ja, das weiß ich eben „nicht! Ich verliere ja dabei ſo gut als „ihr, aber ich kann es nun doch einmal nicht „erzwingen. Der liebe Gott wird mir wohl „heimlich dabei ſchaden, denn ſonſt könnte ich es „nicht begreifen. Ihr wißt ſelbſt, wie herrlich ich

das

„das Wetter immer gemacht habe. Oder, ſeid „Ihr etwa damit unzufrieden geweſen?

„Ei, Nein! riefen alle. — Wenn wir nur Obſt hätten!“

Um dieſe Zeit erſchien der liebe Gott dem Meiſter Ueberklug zum dritten Male und fragte ihn wieder: „Ob er ſeiner Hülfe bedürfe? Der aber antwortete tückiſch: „Ich verlange Deine Hülfe nicht, ſondern wünſche bloß, daß Du Dich ganz und gar nicht um das Wetter bekümmerſt. Das Obſt haſt Du mir nun einmal verdorben. Laß mir nur das Getreide unverſehrt!

Der liebe Gott antwortete lächelnd: Verlaß Dich darauf, ich will ihm nichts Böſes anthun.

Die ſchlaue Ausflucht des Meiſter Ueberklug hatte geholfen. Die Leute waren wieder ſtill und ſagten einander ganz leiſe ins Ohr: „Der liebe Gott iſt allein Schuld daran! Er ärgert ſich darüber, daß Meiſter „Ueberklug das Wetter ſo viel ſchöner gemacht hat, als er; darum hat er ihm das „Obſt verdorben.“

Der liebe Gott ließ die Leute reden, was ſie wollten, und dachte: „Zu ſeiner Zeit „will ich Euch ſchon eines Beſſeren „belehren!“

Indeß ſchoßte das Getreide, und wuchs empor wie ein Wald. Da das Wetter äußerſt gedeihlich war, ſo konnte man an manchen Stellen zur Noth ein Wagenrad an das Getreide lehnen, ohne daß es umgedrückt wurde.

Ha, ha! ſagten die Leute nun, das Getreide kann ihm der liebe Gott doch nicht verderben. Wir werden alſo wenigſtens eine reichliche Erndte haben. Nun, ſo mag denn das Obſt fehlen. Haben wir doch noch gebackenes! —

Ach, aber der Roggen hörte auf zu blühen, und ſeine Aehren waren und blieben taub. Der Waizen blühte ab, und — war ebenfalls taub. So kam es auch mit den übrigen Getreidearten.

Jetzt ſchalten die Leute mehr als jemals auf Meiſter Ueberklug, und dieſer — ſchob abermals alle Schuld auf den lieben Gott.

Da kam der liebe Gott noch einmal vom Himmel herab, und trat vor Meiſter Ueberklug hin als er eben eine Menge armer Bauern damit beſchwichtigte: Er könne nichts dafür, daß ſie ſo großen Schaden litten, müſſe er ihn doch bei ſeinen vielen Sorgen, Mühe und Arbeit wegen des Wettermachens, ſelbſt leiden. Das ſei alles bloß Neid und Misgunſt vom lieben Gotte.

„Nein! ſagte dieſer, ſobald er ſichtbar „erſchienen war, es iſt nicht Neid und Mis„gunſt von mir, ſondern Unwiſſenheit „von Dir! Du haſt es beſſer verſtehen wol„len, als ich; und nun ſiehſt Du, wie viel „Dir noch fehlt! — Thor! Du haſt ja den „Wind vergeſſen, und wie können ſich oh„ne Wind die Blüthen befruchten!“

Da flüſterten die armen Leute, die ihr Obſt und Korn verloren hatten, halblaut einander zu: Der Narr wollte klüger ſein, als der liebe Gott! Nun hat er es, und wir alle ſind ſeinetwegen unglücklich! —

Meiſter Ueberklug aber legte den Kopf verdrießlich in die Hand, und ſagte ganz langſam: Ja! ſonach haſt Du recht, und ich un-

recht! — So mache denn künftig das Wetter, wer da will! ich mag mich nicht weiter damit befaſſen.

Seit dieſer Zeit ſoll man nicht mehr ſo oft gehört haben, daß die Leute wie Meiſter Ueberklug geſagt hätten: Wenn ich nur der liebe Gott wäre, ich wollte das Wetter weit beſſer machen, als er.

Glaubitz. Ich danke Dir, lieber Karl! Dieſe Geſchichte kannte ich noch nicht.

Karl. So? Nun das freut mich ſehr. Dann ſind Sie aber auch wohl ſo gütig, und erzählen mir heute Abend ebenfalls eine?

Glaubitz. Ja, lieber Junge! Ganz gewiß! Erinnere mich nur daran? *)

* * *

So ungefähr ſprach mein Sohn wirklich ſchon in einem Alter, in welchem andre Kin-

*) Einer meiner Freunde, der meinen Sohn in ſeiner Kindheit kannte, und ähnliche Geſpräche mit ihm führte oder mit anhörte, hat das Geſpräch geleſen und völlig der Art gefunden, wie ſie damals oft ſtatt fanden. Er hat mich deshalb gebeten, mehrere mitzutheilen. Ich werde es vielleicht thun.

der — beſonders vor funfzehn bis zwanzig Jahren — kaum mehrere Worte mit einander verbinden konnten, ohne grobe Fehler dabei zu begehen. So ungefähr wußte er über alle Gegenſtände um ihn her Auskunft zu geben. Auch war ihm — und mir! — genau bekannt, was er nicht wußte. Er ſagte ſehr ruhig: Das weiß ich nicht! und fragte ſeine Eltern, oder andre Menſchen darnach; und ich lenkte gern die Unterhaltung auf Dinge, die er nicht verſtand; bisweilen mit ihm ſelbſt, bisweilen mit Andern, aber — in ſeiner Gegenwart.

In unſerm Garten kannte er alles, grade ſo wie die erwähnten zwei Pfirſichbäume und wie die Tulpen. Da war keine Roſen-, keine Geisblatt-, keine Wein-, keine Obſtart, worüber er nicht nähere und vernünftige Auskunft hätte geben können.

Das Ueberraſchendſte für jeden Tieferblickenden war die höchſt richtige und genau beobachtete Betonung aller Worte. Nie ſprach er eins derſelben aus, ohne ſchon durch den größeren oder geringeren Nachdruck, den er darauf legte, pünktlich anzudeuten, wel-

chen Grad von Kraft es an dieſer Stelle habe oder haben ſolle. *)

Man wird mir einwerfen, das ſei ja gar nicht kindlich; ich muß aber um Verzeihung bitten, denn — kindlich iſt es allerdings, nur nicht kindiſch, und unſere Kinder werden — und beſonders wurden — meiſtens zwar ſehr kindiſch, aber nicht eben kindlich erzogen.

Man findet es freilich nur ſelten, ſo wie ich oben erzählte. Das gebe ich zu. Aber dafür können die armen Kinder nicht, ſondern — wir, — ihre Eltern und Lehrer.

Von allem Schönen, Großen und Guten, das je auf der Erde verübt wurde, liegen die Keime in der menſchlichen Na-

*) Auch Heyne'n war das ganz beſonders aufgefallen. In ſeinem Briefe an Wieland ſagt er deshalb: „Mir war weit das Merkwürdigſte, daß er mit Sinn, Gefühl und Affekt las!" Und doch iſt hier die Rede nicht vom Deutſchen, oder von Kinderideen, ſondern von den erſten Lateiniſchen und Griechiſchen Dichtern. (in ſeinem neunten Jahre).

tur, und zwar, nicht etwa bloß in den Seelen einiger, wenigen, großen, erhabenen menſchlichen Weſen, die durch das Ungefähr oder vielmehr durch ein günſtiges Schickſal in die Lage kamen, jenes Schöne, Große und Gute auszuführen. Nein, ſie liegen, ſo wahr ein Gott iſt, und ſo gewiß er Menſchen geſchaffen hat, die — auf der Erde — ein Abbild von ihm ſein ſollen, in der ganzen menſchlichen Natur. Jeder alſo, der nicht vor oder nach ſeiner Geburt verwahrloſet wurde, kann darauf Anſpruch machen.

Wir aber fehlen bei unſern Kindern, fehlen unverzeihlich, denn wir verderben das Gute, und pflanzen oft dafür Schlechtes. Dies Unkraut wächſt dann luſtig empor in dem guten Boden, und übertäubt bald das Vortreffliche, ſtatt daß dieſem die ganze Kraft des Bodens hätte erhalten werden müſſen.

Alles Schöne, Große und Gute kann, ſeiner Natur nach, nur mit Mühe, nur mit Aufopferung ausgeübt werden. Aufopferungen wollen wir ſelbſt aber nicht gern bringen, deshalb begnügen wir uns mit dem

Gemeinen, und laſſen das Schöne, Große und Gute zur Seite liegen, mit der bekannten Verſicherung der Trägheit: Es iſt unerreichbar!

Das bemerken dann unſre Kinder, — denn, wahrlich! ſie ſehen weit heller, als wir glauben! — und ſagen ſich im Stillen: Nun wenn der Vater, die Mutter, der Freund unſers Hauſes das Leichtere vorziehen, ſo muß es auch wohl das Beſſere ſein. Bequemer iſt es ohnedies! alſo — geſchieht es, und das Edlere, aber Mühevollere, unterbleibt.

Das Gemeine hat ferner ganz die böſe Art des Unkrauts an ſich: Man findet es allenthalben! kann ſich alſo ſtets damit tröſten; Mein Nachbar hat es ja auch an ſich! und — es ſchlägt ſchnell über das Gute empor, eben, weil es die Natur des Unkrauts und des Böſen iſt, überall leicht zu wachſen und das Gute zu unterdrücken.

Reißet aber jede Unkrautpflanze, ſo bald ſie ſich zeigt, mit der Wurzel aus, und pfleget das Gute, ſo viel ihr nur immer vermöget! Dann werdet ihr Wunder ſehen. Doch davon ein andermal!

Beſonders ſollten kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer, kein Erzieher vergeſſen, daß Lehre nur beginnt, Beiſpiel aber vollendet. Unſre Kinder ſind, was wir ſind; gut, wenn wir gut, und ſchlecht, wenn wir ſchlecht ſind.

Ich könnte dieſe Behauptung noch viel weiter ausdehnen. Mit voller Ueberzeugung dürfte ich ſagen: Sie werden auch klug, gelehrt, großmüthig, beſcheiden, witzig, angenehm, ja liebenswürdig werden, wenn wir es ſind! und — gewiß das Gegentheil von dem Angeführten, in ſo fern wir ihnen mit dem Beiſpiele des Gegentheils mehr oder weniger vorangehn.

Dies greift indeß zu tief ein, denn es läuft zu ſehr gegen die allgemeine (d. h. gegen die gemeine) Meinung. Auch muß dabei vom Vater, von der Mutter, von den Geſchwiſtern, von den Geſpielen, von dem Geſinde, von den Freunden des Hauſes, von den Bekanntſchaften der Familie, zu Hauſe und auf Reiſen, geredet werden. Es bleibt alſo wohl mit Recht einem eigenen Abſchnitte vorbehalten.

Meine Frau und ich ſprachen nie anders mit Karln, oder in ſeiner Gegenwart, als mit ſtreng richtiger Betonung aller Worte. Er gewöhnte ſich alſo von ſelbſt daran, eben ſo zu reden. Vergaß er es einmal, oder betonte er falſch! — ſo unterbrachen wir ihn, und antworteten: „Ich verſtehe Dich „nicht, mein Kind! Was willſt Du „denn eigentlich ſagen? —“

Doch, ein Beiſpiel wird alles ſchnell deutlich machen. Nehmen wir alſo an, es ſei bei Tiſche die Rede davon geweſen, daß wir des ſchönen Wetters wegen an dem Tage noch nach Merſeburg gehen würden, und Karl hätte etwas ſpäter gern wiſſen wollen, um welche Zeit fortgegangen werden ſolle? hätte aber die richtige Betonung verfehlt, und ſtatt: Wann gehen wir denn nach Merſeburg? geſagt: Wann gehen wir denn nach Merſeburg? ſo würde einer von uns beiden ihm ſchnell aber mit ſcherzhaft angenommener Feierlichkeit geantwortet haben:

Mein Kind, wir gehen ſehr oft dahin, denn da Merſeburg nur eine gute Stunde weit von hier, der Fußweg dahin aber äu-

ßerſt angenehm, auch bei weitem näher iſt, als der Fahrweg, ſ ſ ſ (Jetzt wußte er ſchon längſt, daß und wo er gefehlt habe, und war ſicher ſchon eingefallen: Nein, ich meine janich t, wann wir dahin gehen? ſondern: wann wir dahin gehn?

Wir kehrten uns aber abſichtlich nicht daran, ſondern ſuchten ſorgfältig noch recht vieles auf, um den erſehnten Beſcheid zu verzögern, folglich den ſtrafenden Scherz für ihn zu verlängern und ſeine Aufmerkſamkeit auf den begangenen Fehler zu ſchärfen. Sicher fuhren wir alſo ganz langſam und bedächtig fort, aber immer halb lächelnd, damit er nicht mürriſch werde, oder uns für verdrießlich halte:)

ſ ſ Da wir ferner zwar zwei Wagen, aber keine eigene Pferde haben; da es überdies wohl ſein könnte, daß der gute Lieutenant uns auf dem Fußwege entgegen käme, auf dem Fahrwége aber gewiß nicht; und da endlich die Mutter ſich in Meiſchau Pflanzen beſtellen will, — — ſo ſiehſt Du ſelbſt wohl ein, mein liebes Kind! (mit affektirtem Pathos und ſehr langſam!) daß —

wir — werden — gehen, (mit großem Nachdruck geſprochen!) müſſen, denn die Fuhren dahin, die Genthens uns noch ſchuldig ſind, heben wir gern, (wie Du ebenfalls wohl weißt) bis zu einer Zeit auf, wo der Fußweg ſchlecht iſt, und wir dennoch nach Merſeburg müſſen.

Es thut mir zwar Deinentwegen ſehr leid! indem Du, wie es ſcheint, weit lieber gefahren wäreſt, aber, mein geliebtes Jüngelchen! ich kann Dir nun einmal nicht helfen. Bei ſo bewandten, Dir übrigens längſt bekannten, Umſtänden, werden wir wohl gehen müſſen.

Natürlich hatte er in der Zeit ſich gewiß ſchon zwei bis dreimal an uns angeklammert, und kindlich lächelnd, oder mit angenommenem Ungeſtüm gebeten, ihm doch nur zu ſagen: Wann!! Denn, daß wir gehen wollten, wiſſe er ja ſehr wohl. Aber wir kehrten uns daran nicht. So lange wir noch etwas Dahingehöriges beizufügen wußten, thaten wir es gewiß, und verurſachten dadurch, daß er ſich deſto mehr hütete, eine ähnliche Unbedachtſamkeit wieder zu begehen.

Gut, wirſt man mir ein, daß Sie und Ihre Gattinn ſo verfuhren, iſt zwar viel, doch nicht unmöglich; und — wir wollen es einräumen. Daß aber Ihre übrigen Umgebungen ſich auch ſo benommen haben, werden Sie uns nimmermehr einreden.

Antwort: Das will ich auch nicht, denn ich kann es nicht. Ich bitte den Gegner nur, zu bedenken, daß es gar nicht nothwendig iſt, daß alle Umgebungen des Kindes völlig folgerecht verfahren. Gut wäre es freilich! aber — es geſchieht unterm Monde nun einmal nicht; wenigſtens kann unſer einer ſich ſeine Umgebungen nicht ſchaffen, wie er will, ſo gern man es thun möchte. Andere, die reicher, oder mächtiger ſind, könnten es zwar: aber ſie thun es nicht, denn Unachtſamkeit oder Vorurtheile hindern ſie daran.

Gehen wir indeß auf meine Verhältniſſe in Lochau zurück, ſo wird ſich bald zeigen, daß nicht mehr nöthig war, als wirklich geſchah.

Meine Gattinn gewöhnte ſich bald daran, nach meinen Wünſchen zu handeln, oder doch

zu ſchweigen, wo ſie nicht dem gemäß han-
deln konnte oder wollte.

Die dritte und letzte Perſon unſers Krei-
ſes (außer Karln) war das erwähnte Dienſt-
mädchen: Karoline. Sie war eine geborne
Hallenſerin, die das Schickſal uns zuführte,
und die uns in Betreff Karls ſehr nützlich
wurde.

Damit man deſto leichter begreife, was
ſie uns in dieſer Hinſicht leiſten konnte,
will ich zuvor erzählen, wie ſie wurde, was
ſie war; und wie ſie in unſer Haus kam.
Das Andere folgt dann von ſelbſt. Auch
wird hiernach jeder leicht einſehen, daß ſolche
Perſonen ſo gar ſelten nicht ſind, wenn
man ſie nur ſucht, oder ſchnell zu wählen
und nachher feſtzuhalten verſteht. Der Nut-
zen eines ſolchen Weſens bei einer
zweckmäßig ſein ſollenden Erziehung
iſt aber in die Augen fallend. —

Karoline war die Tochter eines nicht be-
güterten, doch wie es ſcheint, verſtändigen
und erfahrnen Königl. Unterbedienten in
Halle. Er ſtarb, als ſie noch ſehr jung war.
Ihre Mutter zog ihre jüngere Schweſter bei

weitem vor. Karoline wurde auf dem Waiſenhauſe gebildet, und diente dann in guten Familien der Stadt.

Ein junger Mann aus Schleſien, der in Halle ſtudirte, lernte ſie kennen, liebte ſie und wollte ſie heirathen: nahm ſie deshalb aus ihren bisherigen Verhältniſſen weg, kleidete ſie anſtändig, und bildete ſie durch Unterhaltung und Leſen guter Bücher ſorgfältig aus, damit ſeine Eltern, Verwandte und Freunde ſeine Wahl billigen ſollten.

Als er aber nach Schleſien zurückkam, lernte er die Tochter eines ſeiner Gönner, der ihm ſehr wichtig war, kennen. Die jungen Leute gefielen einander, und — heiratheten ſich. Dieſer Schlag war für Karolinen ſchrecklich. Ihre bisherige Lebensweiſe konnte ſie nicht weiter fortſetzen, dazu war ſie zu arm. In Halle ſelbſt auf's neue einen Dienſt ſuchen, wollte ſie aus Ehrgefühl noch weniger. Sie ſah alſo der Zukunft mit Aengſtlichkeit entgegen.

Um dieſelbe Zeit erfuhr ſie, daß wir ein Dienſtmädchen verlangten, und kam nach Lochau, uns ihre Schweſter anzutragen. Sie

that alles, was ſie vermochte, um uns für dieſe zu gewinnen: aber meine Gattinn und ich hatten uns durch einige leiſe Winke verſtanden; und fragten ſie gemeinſchaftlich, ob ſie ſelbſt nicht etwa bei uns dienen wolle?

Sie blieb nur wenige Augenblicke unſchlüſſig, dann nahm ſie, ohne noch die Bedingungen zu kennen, unſern Antrag an, und wir kamen jedem ihrer billigen Wünſche freundlich zuvor. Sie war ſo gern in unſerm Hauſe, daß ſie ſieben Jahr lang bei uns blieb, und auch dann noch nicht von uns gegangen wäre, wenn wir ſie nicht aufgemuntert hätten, eine Heirath einzugehn, die uns für ſie beſonders annehmlich ſchien.

Der Vortheil, den wir von Karolinens Anweſenheit in unſerm Hauſe zogen, war groß, denn nicht nur war ſie ordentlich, reinlich und treu, ſondern — was uns bei weitem die Hauptſache war! — ſie verderbte und verhätſchelte Karln nicht.

Sie ſprach ziemlich reines Deutſch, in gewählten Wendungen. Die gewöhnlichen Gemeinheiten und Grobheiten der dienenden Klaſſe ekelten ſie an. Von dieſer Seite war

alſo

alſo jeder ſchädliche Einfluß auf unſern Sohn undenkbar. Ferner hat ſie ſich bei uns ſtets ſehr ſittlich betragen, auch befolgte ſie unſere Vorſchriften in Betreff des Kindes genau.

Sie kam, als Karl etwa ein Jahr alt war, in unſer Haus, und verließ es in ſeinem achten.

Früher hatte meine Gattinn ihn meiſtens ſelbſt gewartet, was ſie auch ſpäter zu thun pflegte; folglich geſchah alles, was wir leiſten konnten, um Körper, Geiſt und Herz des Kindes nicht zu verderben, ſondern möglichſt auszubilden.

Da aber nur wir drei in der Regel um das Kind waren, ſo kamen alle übrige wenig in Anſchlag.

Natürlich ſprachen manche unſerer Freunde und Freundinnen unrichtig. Die Leute aus der Gemeinde und der Gegend umher, noch mehr! Das hatte aber keinen Einfluß auf Karln, weil er ſchon ſehr früh wußte, daß und warum es falſch ſei. Bei unrichtigen und doch nicht böſen Handlungen wurde er zur Geduld verwieſen, mit dem Beiſatze: „Lieber Karl! dergleichen wirſt Du

„noch oft erleben! So handeln nicht ſelten „die beſten Menſchen, wenn es gleich nicht iſt, wie es ſein ſollte.“

Der Lieutenant v. Weiſe z. B. wohnte bei uns, während ich 1806 in der Priegnitz war. Karl ſprach alſo mit ihm, wie ſonſt mit mir. Er fragte ihn, machte ihm Einwendungen u. ſ w., und Weiſe, der an eine ganz andere Art von Kinderzucht gewöhnt war, ſagte dann nicht ſelten zu ihm; „Biſch ſtille! Karl! Du mußt gar nicht reden! Hörſt Du wohl? Du redſt nicht! u. ſ. w.“

Karl gewöhnte ſich aber doch allmählig daran, ihm beſcheiden zu gehorchen, wenn er gleich wohl fühlte, daß Weiſe etwas Unbilliges verlange, und daß ich, oder meine Frau ihm ſicher würden erlaubt haben, alles zu ſagen, zu fragen und einzuwenden, was er jetzt im Herzen behalten mußte.

Karl betonte im Sprechen ſtets vollkommen richtig, er mußte es natürlicher Weiſe alſo auch beim Leſen thun. Den Schulton hat er niemals an ſich gehabt, ſondern vom erſten Augenblicke an, wo er zu leſen verſtand, ganz ſo richtig betont geleſen, als

er ſprach. Er konnte ja auch nicht anders. Ich wenigſtens wüßte nicht, wie er es anders hätte machen wollen! — Wir nehmen an, daß er z. B. in einem Buche fand: „Ein gutes „Kind wird nie verdrießlich, wenn man es „ſeiner Unarten wegen tadelt!“ ſo weiß man ſchon, wie er dieſe Worte beim Sprechen derſelben betont haben würde. Er mußte ſie aber beim Leſen durchaus eben ſo betonen, ſobald er ſie begriff. Denn, wollte ich auch zum Scherz, oder vielmehr aus Nachgiebigkeit, zugeben, er hätte das erſte Komma im Schulton geleſen, weil er es bis dahin noch nicht verſtanden habe, ſo würde es ihn ſelbſt empört haben, dies gedankenloſe Ausſprechen nicht zu verbeſſern. Kaum hätte er gemerkt, was der Verfaſſer ſagen wolle, ſo würde er es noch einmal und richtig betont ausgeſprochen haben. Das Ganze hätte er alſo folgendermaßen geleſen:

Ein gutes Kind wird nie verdrießlich, wenn man es ſeiner Unarten wegen tadelt.

Ich verſichere als redlicher Mann, daß der bekannte Olivier ausdrücklich in Deſſau

eine Probe mit ihm und ſeiner beſten Schü⸗lerinn, einem, zwei Jahre älteren, Mädchen anſtellte, und im höchſten Grade erſtaunt, ſelbſt eingeſtehen mußte, daß Karl ſie über⸗treffe.

Wie haben ſie das nur angefangen? — ſagte er. Ich konnte ihm aber nichts anders ant⸗worten, als wovon ich überzeugt war, und was ich heute feſter noch glaube als je. „Es „iſt gar keine Kunſt! — denn es findet ſich „von ſelbſt! Es muß ſo kommen! —" was ihm freilich, weil er das Ganze nicht genug kannte, unbegreiflich ſchien.

Weiter unten mehr davon!

Ich ſchließe dieſen langen Abſchnitt, weil ich hoffe, meinen Zweck erreicht zu haben: denn höchſt wahrſcheinlich wird jetzt jedermann einſehen, daß mein Sohn auf dem angege⸗benen Wege dahin gelangen mußte, ſehr früh ein ausgezeichneter Knabe zu wer⸗den. Wurde er dabei zugleich mit Sprachen und Wiſſenſchaften beſchäftigt, ſo mußte er auch in dieſen ſchnell ungewöhnlich zuneh⸗

men, das heißt mit andern Worten: er muß-
te ein früher Gelehrter werden.

Eilfter Abſchnitt.

Ob ich mir die nöthige Geſchicklichkeit zutraute, meinen Sohn zum (frühen) Gelehrten zu bilden?

O, nein! — Zwar hatte ich auf Schu-
len und Univerſitäten ganz das geleiſtet, was die Beſten neben mir leiſteten; und als Kandidat meine höhere Ausbildung beſtändig und höchſt ſorgfältig im Auge behalten, wie die verſchiedenen gelehrten Prüfungen bewei-
ſen, welche ich bei dem Feldprobſt Kletzke, beim Konſiſtorio in Magdeburg, und beim Oberkonſiſtorio in Berlin beſtanden habe.

Auch hatte ich nicht aufgehört, Andere zu unterrichten, alſo immer noch zugelernt. Ueberdies boten mir die erſten damaligen Erzieher Deutſchlands, Gedike, Salzmann, Pfeffel, Karoline Rudolphi rc. Lehrſtellen in ihren Anſtalten mit einer Güte an, die mich beſchämte: aber dennoch hielt ich es für un-

denkbar, daß ein einzelner Mann, bei ſehr mäßiger Einnahme, auf dem Lande wohnend, ohne ſämmtliche Lehrmittel zu haben, oder doch ſie ſchnell herbeiſchaffen zu können, im Stande ſein ſollte, ein raſch und glücklich vorſchreitendes Kind weiter zu bringen, als bis zum achten oder zehnten Jahre: das heißt nach meiner damaligen Anſicht, bis es im Stande ſei, in die unterſte der oberen Abtheilungen einer höhern Schule zu gelangen.

Deshalb machte ich vor und bei Karls Geburt ſchon den Plan, daß Männer, wie Gedike und Schewe dann kräftig eingreifen ſollten, wenn ich nicht weiter im Stande ſein würde, dem Knaben allen ihm nöthigen Unterricht zu ertheilen. An ihren Anſtalten waren zehn bis zwölf Lehrer, am grauen Kloſter in Berlin vielleicht noch mehrere; mit ihren Fonds konnten ſie ſich die geſchickteſten und beſten wählen, und ſie nur für diejenigen Zweige des Unterrichts anſtellen, zu welchen jene ſich am fähigſten fühlten.

Das alles brachte ich in Rechnung, und war deshalb weit entfernt, zu wähnen, daß ich es werde erſetzen können.

So wie ſich bei der Erziehung meines Sohnes, einige — freilich nur ſehr wenige! — ſchlechte Menſchen gefunden haben, die zu zertreten ſuchten, was ich mit meinen Freunden zu pflanzen uns bemühten; — ſo werden ſich auch jetzt gewiß einige finden, die da ſagen: Das iſt bloß „angenommene Beſcheidenheit! Er hat ſich „ſicher zugetraut, was er nachher geleiſtet „hat! und vielleicht mehr noch! —"

Nach den hämiſchen und heimlichen Umtrieben gewiſſer Herrn, die man zu ſeiner Zeit kennen und verachten lernen wird, muß ich ſo etwas erwarten. Denn wer gegen eine vorzüglich gute Sache etwas Schlechtes zu thun fähig iſt, muß dies vertheidigen, oder doch beſchönigen. Da iſt dann das kürzere Mittel, was dieſe Herrn auch ergriffen haben, durch ihre Helfershelfer, gute Freunde, Klienten und Jünger recht viele Verläumdungen in Umtrieb zu ſetzen, theils mündlich im Orte, theils durch Briefe nach außen, theils durch eingeſchickte Aufſätze und Rezenſionen in öffentliche Blätter aller Art

Geſchehen iſt dies alles bekanntlich mit großer Schlauheit, geſchadet hat es meinem Sohne (und mir) allerdings; aber ihren Zweck haben jene Schleicher nicht erreicht, denn mein Sohn iſt noch immer geachtet und geliebt.

Die gute Sache ſteht feſt, und wird mit Gottes Hülfe täglich feſter ſtehn. Auch wenn mein Sohn oder ich, ſchnell in eine beſſere Welt übergehn ſollten, ſo iſt doch der Beweis unwiderruflich geliefert, daß die Ausbildung des Menſchen, ohne ihm zu ſchaden, viel raſcher vorſchreiten kann, als man bisher für möglich hielt.

Ich nehme alſo den zu erwartenden Einwurf auf: „Ich hätte mir alles das zugetraut, was ich geleiſtet habe!“ und antworte darauf: Nein! — Meine Einrichtungen bei der Geburt des Kindes zeigen ſchon, daß ich die Wahrheit ſage. Mein nachheriges Benehmen beweiſet es noch klarer.

Kaum hatte mein Sohn einige Fortſchritte im Lateiniſchen gemacht, und ſollte das Griechiſche anfangen, ſo ſahe ich mich allenthalben

nach einem Lehrer um, der mir dabei zur Hand gehen ſollte, weil ich fühlte, daß ich das nicht leiſten könne, was nach meinem Ideale geleiſtet werden mußte.

In Halle, in Leipzig, in Magdeburg, in Berlin, allenthalben bemühte ich mich, mit Aufopferung einer für mich ſehr großen Summe jährlichen Gehalts und anſtändigen Unterhalts einen Mann zu bekommen, wie ich ihn wünſchte. Aber — das Schickſal wollte es anders. Was ich verlangte, konnten nur höchſt Wenige leiſten, und dieſe Wenigen ſtanden in Verbindungen, die ihnen vortheilhafter waren, oder beſſere Ausſichten für die Zukunft gewährten.

Ich wünſchte einen Mann, der das Griechiſche ſo leicht und gern läſe, als ich das Deutſche, Lateiniſche, Italiäniſche oder Franzöſiſche; der aber zugleich ſeine Mutterſprache ſo vollkommen inne hätte, daß es ihm Kleinigkeit wäre, jeden griechiſchen Ausdruck völlig erſchöpfend im Deutſchen wiederzugeben; der ohne Anſtrengung und doch richtig ins Griechiſche überſetzen, alle Beugungen der Worte zugleich mit den verſchiedenen Dia-

lekten aufzählen und von einander herleiten; kurz! der gemeinſchaftlich mit dem Knaben, eine kleine griechiſche Sprachlehre entwerfen könne. Wichtiger aber noch war es mir, daß er die ganze griechiſche Literatur, und dadurch das Volk, dem ſie angehörte, genau kenne. Griechenland, Großgriechenland, Kleinaſien, die Inſeln; alle dieſe Gegenden, in den verſchiedenen Zeiträumen der griechiſchen Bildung! Dabei zugleich die Verfaſſungen, Verwaltungen, Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Vergnügungen, Lebensweiſe im Frieden und im Kriege; ihre Erziehung, Moral, Religion, Geſetzgebung, Politik, Handel, Künſte und — Wiſſenſchaften.

Hätte er Rom, und was zu ihm gehörte, eben ſo gekannt, ſo wäre es mir um ſo lieber geweſen.

In meinem ehemaligen Mitſchüler, dem Herrn Dr. B. glaubte ich einen ſolchen Mann zu finden, und that ihm durch unſern gemeinſchaftlichen Freund Glaubitz Vorſchläge, die für mich mit großem Geldaufwande verbunden waren. Er hatte ſich jedoch, wie er uns verſicherte, ſchon zu Verbindungen anheiſchig

gemacht, die er theils als ehrlicher Mann halten mußte, theils auch aus vernünftigen Gründen nicht aufgeben wollte.

Vor und nach ihm wurden mir mehrere vorgeſchlagen: aber alle erſchienen mir, bei näherer Bekanntſchaft mit ihnen, untauglich für meinen Zweck; ja die meiſten derſelben hatten nicht einmal in den beiden Sprachen ſo viele Kenntniſſe als ich. Viel weniger waren ſie fähig, die höheren Anforderungen zu erfüllen.

Ich erzähle nur einen Vorfall der Art, denn alle übrige ſind ihm ungefähr gleich.

Ein Kandidat aus unſrer Gegend kam mit großem Geräuſch von der Univerſität zurück. Er ſelbſt, ſeine Eltern und Verwandte verſicherten, daß er der Lieblingsſchüler eines unſrer größten Philologen ſei. Man ſchlug ihn mir mit der Verſicherung vor, ich ſei ſehr glücklich, wenn er ſich entſchlöſſe, mein Gehülfe zu werden.

Seine prahleriſchen Verſicherungen, die ich erfahren hatte, machten mich mistrauiſch. Ich antwortete alſo, daß ich grade jetzt unſchlüſſig ſei, was ich thun wolle, würde es

aber gern ſehen, wenn Herr W. — ſo hieß er — ſtatt bei ſeinen Eltern zu leben, eine Woche bei mir wohnen, und täglich eine halbe Stunde lang meinen Sohn — jedoch nach meiner Weiſe — im Griechiſchen unterrichten wolle.

Es wurde freundlich angenommen, und er kam.

Abſichtlich ließ ich ihn am erſten Tage bloß zuhören, wie ich mich beim Unterricht benahm. (Meine Ideen darüber hatte ich ihm ſchon auseinandergeſetzt.) Am andern Morgen fing er ſeinen Unterricht an. Ich hatte zwar gebeten, daß er eins von den (leichten) Leſebüchern nehmen möge, die ich angeſchafft hatte: er trat aber mit der Iliade in der Hand ins Zimmer, und ſchritt ohne Weiteres zu einer ſehr gelehrten Einleitung, von der ich in der That glauben mußte, daß er ſie ziemlich gut behalten, oder auswendig gelernt habe.

Hin und wieder kamen Unrichtigkeiten, auch wohl auffallende Lücken im Zuſammenhange vor, die mich in meiner Muthmaßung noch beſtärkten.

Karl ſeufzte einmal über das andere hoch auf, und blickte ihn an, wie man ein noch nie geſehenes Wunderthier anſtarrt, vor dem man ſich eigentlich mehr fürchtet, als daß man es gern ſähe. Bisweilen öffnete der arme Junge den Mund, um vielleicht zu ſagen: „Ich verſtehe das alles nicht!“ aber — das war umſonſt! Denn der reißende Strom der Rede des Herrn W. ſchloß ihm denſelben ſchnell wieder.

Er hielt alſo geduldig aus, und — ich mit ihm.

Als die halbe Stunde verlaufen, die gelehrte Einleitung aber noch nicht beendigt war, bat ich, ſie für heute zu ſchließen, und etwa noch fünf Minuten zum Ueberſetzen anzuwenden. Am liebſten ſähe ich es aus einem Leſebuche; wenn er (Herr W.) es aber lieber wolle, meinetwegen auch aus der Iliade.

Herr W. fing alſo an zu überſetzen, aber — aus der Iliade. Er ſkandirte jeden Vers mit großem Pathos, und überſetzte in ſehr unreinem, oft höchſt widerlichem Deutſch drauf los, daß mir die Haare zu Berge ſtanden. Der arme Karl wurde blutroth vor

Angſt, denn er glaubte, nach ſeiner bisherigen Erfahrung, ich werde von ihm verlangen, daß er das Gehörte ziemlich fertig wiederholen ſolle.

Ich erlößte ihn daher ſobald als möglich von ſeiner Angſt, indem ich mit einem heiteren Scherz ſagte: „Mein liebes Jüngelchen! „das kannſt Du nicht wiederholen, denn es „iſt für Dich noch viel zu gelehrt! Wenn „Du etwas gut wiederholen ſollſt, ſo mußt „Du es vom Anfang an mit überſetzt haben. Das war aber hier nicht möglich, weil „Herr W. ſeinen Homer zu ſehr inne hat, „alſo nicht, — wie ich mit Dir thue — in „der Grammatik und im Lexikon nachſchlägt. „Ihm iſt das natürlicher Weiſe zu beſchwerlich: ich aber thue es aus Liebe zu Dir „gern, wie Du weißt.“

Dies beruhigte Karln und that dem Herrn W. keinen Schaden. Als wir allein waren, bat ich dieſen, ſich herabzuſtimmen, weil Karl ſonſt durchaus keinen Nutzen von ſeinem Unterricht haben würde. Er verſicherte mich dagegen, daß dies die wahre Art ſei, wie man unterrichten müſſe, und daß

er ſeinen großen Lehrer genau kopirt habe.

Verzeihen Sie, antwortete ich, deſto ſchlimmer! denn ich weiß nicht einmal, ob dieſe Art für Jünglinge ganz paſſend iſt, und ich meine, ſie könnte anders ſein: daß ſie aber für ein ſiebenjähriges Kind nicht paßt, davon bin ich überzeugt.

Er behielt natürlich recht, denn er wollte recht haben, und war mein Gaſt. Ich ließ mir alſo alles gefallen, und bat bloß, auf die Schwäche meines Sohnes, ſo wie auf meinen herzlichen Wunſch Rückſicht zu nehmen, und — Karln morgen nach einem der vorräthigen griechiſchen Leſebücher zu unterrichten. Er verſprach es endlich, jedoch ſehr unwillig.

Nichts deſto weniger ſetzte er am andern Morgen mich und Karln wieder durch ſeinen Homer in Schrecken und Angſt.

Nachdem ich wohl eine Viertelſtunde leidend zugehört hatte, unterbrach ich ihn ſehr ernſt:

„Karl, ſprach ich, ſage mir offenherzig: „Verſtehſt Du, was Herr W. Dir vorträgt? „ich meine, haſt Du es ſo begriffen, daß Du

„es wiederholen, und mir oder ihm vortragen kannſt? —

Der arme Junge, der nie in einer ſo peinlichen Lage geweſen war, ſagte mit einem tiefen Seufzer; Nein, lieber Vater! Das kann ich nicht! Ich verſtehe vieles gar nicht und überhöre das Uebrige.

Gut, antwortete ich, ſo bitte ich Sie denn recht flehentlich, lieber Herr W., legen Sie die Iliade bei Seite, und nehmen Sie hier dies Leſebuch! Ich danke Ihnen ſehr für Ihren guten Willen, aber Karl iſt, wie Sie ſehen, noch viel zu weit zurück, um den Homer zu verſtehen. Sie wollen aber doch gewiß ihm nützlich werden, und mir gefällig ſein.

Nach mehreren Einwendungen, es werde ſich alles finden, Karl werde ihn täglich beſſer verſtehn u. ſ. w. entſchloß er ſich endlich, zu thun, was er nicht ändern konnte, nämlich das erſte Geſchichtchen des Leſebuchs mit Karln zu überſetzen.

Jetzt aber war die große und hohe Gelehrſamkeit mit einem Male zum Ende. Es kamen Worte, es kamen Formen vor, die ihn

in

in Verlegenheit ſetzten, und da er zu eitel war, ſie aufzuſuchen, ſo begnügte er ſich damit, ſie zu errathen, und deshalb jedesmal das ganze Punktum dem ungefähren Sinne nach, aber — in ſchlechtem Deutſch, zu überſetzen.

Dies alles war meinen Abſichten ſo im höchſten Grade zuwider, daß ich ihn wiederholt erſuchte, langſam zu gehen und Wort für Wort erſchöpfend wieder zu geben. Auch Karl bat hierum dringend, aber vergebens! Ich machte alſo der Sache ſchnell ein Ende, denn ich zeigte, daß Karl ſo gut wie nichts von ſeiner Geſchichte aufgefaßt habe. Dann überſetzte ich ſelbſt die folgende mit ihm nach meiner Art. Karl glühte vor Freude und konnte es nicht erwarten, bis er ſie uns überſetzen ſolle. Endlich war es ſo weit, und er hatte ſie ganz in ſeiner Gewalt; denn er gab ſie uns, trotz allen Einwürfen und Queerfragen von meiner Seite, faſt ganz ſo wieder, als ich ſie das erſte Mal mit ihm überſetzt hatte.

Jeden andern, als einen Mohren, hätte eine ſolche Erfahrung weiß gewaſchen.

Herr W. war aber viel zu aufgeblaſen, als daß er an ſeinen Kenntniſſen oder an ſeiner Lehrgabe hätte zweifeln ſollen. Ich bemühte ihn nicht weiter mit dem Unterrichte, und er verließ uns nach einigen Tagen für immer.

Leider habe ich mehrere, ganz ähnliche Erfahrungen ſelbſt gemacht, und andre gehört, auch wohl am dritten Orte mit angeſehen. Wie ſehr iſt ein armes Kind zu bedauern, das einem ſolchen Menſchen in die Hände fällt! —

Nicht bloß lernt es ſo gut wie nichts, ſondern was ſchlimmer noch iſt, ſein Kopf füllt ſich mit unrichtigen Begriffen, ja mit Hirngeſpinſten an, die ihm ſpäter noch hinderlich ſind, das Richtige einzuſehen und ſich anzueignen! — Es gewöhnt ſich, in dunklen, nur halbverſtändlichen Ideen umherzuirren, und den Lehrer, der ihm ſolchen Unſinn vorträgt, für ein Licht der Welt zu halten; gewöhnt ſich, wie ſein unſeliges Vorbild, die Beſſeren zu verachten, welche Klarheit überall mitbringen und verlangen. „Der Menſch beſitzt keine Gelehrſamkeit! Er weiß bloß das allgemein verſtändliche.“ So hat

ſein angeſtaunter Lehrer oft genug ſich ausgedrückt. Der Knabe hat es daher endlich nachbeten gelernt. Seine Anſicht des Studirens, der Gelehrſamkeit und der Gelehrten wird alſo — wahrſcheinlich für immer! — unrichtig bleiben, wie wir denn auch oft genug ähnliche Misgriffe im Urtheilen von Erwachſenen bemerken.

Schlimmer ſchon iſt die böſe Folge eines ſolchen Unterrichts für das Leben. Der Knabe lernt nichts recht, durchſchauet nichts klar, nimmt nichts als ſein Eigenthum in ſich, ſondern läßt ſich allmählig das halb wahre auch wohl ganz unnütze Zeug eintrichtern, plappert es unverdaut nach, und glaubt was rechtes zu ſein, wenn er durch ſeine Wiſſerei Andre eben ſo in Staunen und Verlegenheit ſetzen kann, als früher ſein Lehrer ihn. Nach dieſer Weiſe verfährt er dann auch in den Geſchäften des Lebens.

Auf klare, lichtvolle Anſichten zu dringen, oder diejenigen zu verehren und ihnen nachzuſtreben, die ſie haben, das iſt ihm viel zu gemein, viel zu niedrig. Er kann ſich ſeines Gegenſtandes nie vollkommen be-

mächtigen, denn man hat ihn nicht gelehrt, wie er das anzufangen habe. Er würde es aber auch nicht wollen, denn ihm iſt nur heimathlich im Halbdunkel, weil er die Gemeinheit fürchtet, ſobald es lichter um ihn wird.

Deshalb iſt das bekannte Urtheil ſo häufig wahr: Gelehrte (ich meine in der angezeigten Art gebildete Gelehrte) paſſen nicht zu Geſchäften, denn ſie wühlen ſo lange umher, bis auch das klare Waſſer trübe iſt. Sie häufen Felſenſtücke über einander, um einen Maulwurfshügel zu ebnen, aber ſie bedeckten ihn bloß, und machen das Uebel noch ärger.

Am ſchlimmſten iſt die Folge eines ſolchen verwirrenden Unterrichts für das Herz. Ich habe meiſtens gefunden, daß die beſchriebenen Menſchen ſehr eingebildet und gegen Perſonen mit helleren Anſichten — wenn ſie dieſelben nicht fürchteten, oder etwas von ihnen erwarteten — ſehr hochmüthig waren. Da nun aber die Fehler der Eltern und Lehrer leicht auf die Kinder und Zöglinge übergehen, ſo ſteht nur zu ſehr zu beſorgen,

daß ſie die ihrigen auf ihre Angehörigen fortpflanzen werden.

Man hört die Beiſpiele ungern, man ſieht ſie aber täglich!

Nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen machte ich endlich den Schluß, daß meine nächſten Freunde z. B. der Profeſſor W. in H. Glaubitz und Andere recht haben möchten, wenn ſie behaupteten, ich beſäße die nöthigen Kenntniſſe, meinen Sohn weiter zu bringen, als ich ſelbſt zu hoffen wage.

Ganz Recht hatten ſie darin aber doch nicht, wenn gleich der Ausgang ſie zu rechtfertigen ſcheint, denn ſie hatten dabei viel zu wenig auf die Vervollkommnungsfähigkeit der menſchlichen Natur gerechnet, und doch iſt dieſe unermeßlich groß.

Hätte ich meinem Sohne alles beibringen ſollen, wie die gewöhnliche Unterrichtsart es zu thun pflegt, ſo wäre ich nicht im Stande geweſen, ihn nur halb ſo weit zu führen, als es mir jetzt gelungen iſt, auch hätte ich dazu zwei ja drei Mal ſo viel Zeit und Mühe ſelbſt aufwenden, und meinen Sohn nicht wenig quälen müſſen. Ich ging aber einen

ganz entgegengeſetzten Weg, und auf dieſem hätte er noch weit mehr lernen können, wenn ich mehr gewußt hätte.

Er lernte unaufhörlich, aber — ohne daß er es bemerkte. Er lernte außerordentlich viel, und — hätte doch gar keine Gelehrſamkeit. Er vervielfachte, verfeinerte und erhöhte ſeine Geiſteskräfte ſo ſehr, daß er bald jeden vorkommenden Gegenſtand durchſchaute, oder doch that, was er vermochte, um ihn zu durchſchauen, denn — „ihm wuchſen beim Siege die Schwingen!“ und doch glaubte er nichts gethan zu haben, als was jedes Kind, jeder gewöhnliche Menſch thue, und thun müſſe. Er lernte endlich ſehr gern, und — immer lieber; weil er mannigfaltigen Genuß dabei fühlte, und das ſtete Zunehmen ſeiner Fähigkeit weiter fortzuſchreiten (das Zunehmen ſeiner Geiſteskraft) bemerkte.

Statt daß ſo viele Andere des Lernens und Studirens ſatt werden, wurde er immer eifriger darin. Es konnte ihn quälen, ein Feld des Wiſſens gewahr zu werden, auf

welchem er noch wenig oder gar nichts kannte „Ach, wie vielen Genuß entbehre „ich dadurch!“ das ſagte er nicht etwa bloß, ſondern er fühlte es auch, ja, ich darf ſagen: mit Thränen der Sehnſucht.

(Daher die unendlich hohe Achtung gegen Perſonen, die mehr wußten, als er; und die zärtliche Dankbarkeit, die er Jedem bewies, der ſich die Mühe gab, ihn lichtvoll zu belehren).

Er ergriff folglich jedes Buch, jede Wiſſenſchaft, jede Sprache mit der Begierde, ſich alles Vortreffliche daraus zu eigen zu machen. Iſt man jedoch bei Kindern, Knaben, Jünglingen ꝛc. dahin gelangt, ſo hat man alles erreicht. Das Uebrige thut Gott, oder vielmehr die von ihm geſchenkte Kraft, der Himmelsfunken, der, gemeinen Augen unbemerkbar, aber — ſehr hell! — im unſerm Innern ſtrahlt.

Ein ſo geleiteter Knabe dringt vor, und immer weiter vor, bis die Gränzen der menſchlichen, oder ſeiner eigenthümlichen, Natur ihm wehren. Er wird, er muß alſo zu etwas Hohem und Großem gelangen.

Wohl ahnete ich dies Alles, aber ich ahnete es nur; ich ſah es nicht ſo klar und gewiß ein, als ſpäter. Doch begriff ich es hinreichend, um eine Idee darauf zu gründen, die ſogleich in Leipzig allgemeinen Beifall fand. Ich beſchloß nämlich (nachdem mein verſtorbenen Freund, der Oberhofgerichtsrath Profeſſor Erhard meine Abſicht gebilligt und mich ſehr aufgemuntert hatte, ſie auszuführen), eine Unterrichtsanſtalt anzulegen, die ihren Zöglingen eine Vorbildung der Art geben ſolle, wie mein Sohn ſie bekommen hatte.

Ich wollte in eine ſolche Vorſchule jedesmal nur zehn Knaben nehmen, um ſie gehörig überſehen zu können, wollte mir die Lehrer ſelbſt zuziehen und bilden, ſo viel als möglich aber perſönlich ~~anleiten~~, um deſto weniger Verdruß zu haben. Was ich thun, was ich bewirken wollte, lag am Tage. Man war mit dem wahrſcheinlichen Reſultate vollkommen zufrieden und traute mir die nöthige Kraft und den hinreichenden Willen zu. Von allen Seiten trug man mir Knaben an, ganz ſo jung als ich ſie begehrte; auch die anderweitigen Anerbietungen dafür entſprachen

meinen Wünſchen. *Ganze Köſtgänger konnte* ich damals nicht nehmen. Man wollte ſie mir daher als *halbe* geben.

Meine Gattin wurde ebenfalls aufgefordert, das Gleiche mit zehn Töchtern zu unternehmen, und auch *ihr* bot man unter denſelben Bedingungen Kinder aus den beſten Familien an; aber das Schickſal wollte es nicht; denn die Weſtphäliſche Regierung befahl mir, mit meinem Sohne nach Göttingen zu gehen. Ich mußte alſo jene Anerbietungen, ſo wie das früher meinem Sohne für Leipzig beſtimmte Jahrgeld zurückweiſen; aber mein Herz wird jene Güte lebenslang dankbar empfinden.

Jetzt kenne ich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen noch genauer. Ich weiß es jetzt *gewiß*, daß eine ſolche *Vorſchule* hinreichen wäre, die Kinder an Körper, Geiſt und Herz ſo vorzüglich zu bilden, daß ihre Kraft in allen drei Hinſichten bald *ungewöhnlich groß* erſcheinen, ja ſie fähig machen würde, vielen böſen Einwirkungen von außen her zu widerſtehen; daß vorzüglich die Geiſteskraft ſo *vorgebildeter* Kinder im

Stande ſein müßte, ſich ſelbſt durchzuarbeiten und bei nur mittelmäßig gutem weiteren Unterrichte etwas Außerordentliches in der Welt zu leiſten. Denn — iſt die Kraft der menſchlichen Seele einmal zweckmäßig angeregt, ſo läßt ſie ſich nimmermehr wieder zurückdrücken. Mag man ihr ſelbſt Feſſeln anlegen; ſie ſprengt dieſelben, und tritt deſto gewaltiger hervor. Oft ſchon haben Menſchen, deren Geiſteskraft einmal rege geworden war, und dann wieder zurück gehalten werden ſollte, unerwartet ganz neue Wege betreten, und auf dieſen unglaublich viel geleiſtet. Denn — wo eigentlich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen endet, wird wohl noch zwei- bis dreihundert Jahre lang ein unauflösbares Räthſel bleiben. So weit ſind wir, nach meiner innigſten Ueberzeugung, noch von dem Ziele entfernt.

Zwölfter Abſchnitt.

Ob es mir unlieb iſt, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?

Es war mir ſehr unlieb; ich habe mich aber ſpäterhin über mein Vorurtheil, ſo wie über meine Kurzſichtigkeit dabei geſchämt. — Der Satz ſtand damals als allgemein geltend feſt: „frühe Ausbildung des „Geiſtes könne nur auf Koſten des „Körpers, oder gar ſelbſt des Her„zens erlangt werden.“ Auch ich ſahe ihn daher für unumſtößlich an, ohne ihn zuvor näher unterſucht zu haben; ſonſt hätte ich finden müſſen, daß er mit Ungrund allgemein ausgeſprochen werde.

Der Satz ſollte heißen: Wenn ein Kind auf Koſten ſeines Körpers, auf Koſten einzelner Seelenkräfte, oder gar ſeines Herzens, ein früher Gelehrter wird, ſo taugt das nicht!

Dann wäre er ſo richtig, daß auch ich ihn noch heute unbedingt unterſchreiben würde. Dann hätte ich aber, ſchon damals

ſchnell begriffen, daß er auf meinen Sohn nicht paſſe.

Was ſeinen Körper betrifft, ſo kann wohl nie ein Kind geſunder ſein, als mein Sohn beſtändig war. Das Nähere darüber iſt oben mitgetheilt. Ich bemerke nur noch, daß er niemals fett, und nie mager zu nennen war; beſtändig ſehr gute Eßluſt hatte; unaufhörlich heiter und ſtets etwas größer war, als andre Kinder ſeines Alters; und doch bin ich nicht groß, und ſeine Mutter iſt klein. Wie oft haben wir ihn gemeſſen mit Dörflern und Städtern; aber faſt nicht ein einziges Mal iſt er der Kleinere geweſen; hingegen gewöhnlich der Größere.

Die Veranlaſſung, ihn zu meſſen, trat ſehr oft ein: theils weil es mir ſelbſt von der höchſten Wichtigkeit war, zu wiſſen, wie es zu jeder Zeit mit ſeiner Geſundheit ſtehe, und ein ungeſtörtes Fortwachſen des Körpers kommt dabei ſehr in Betrachtung. Sorgfältiger als auf mein Wetterglas achtete ich dieſerhalb auf ſeine Farbe, auf ſeine Eßluſt, auf ſeinen Schlaf, auf die Lebhaftigkeit und Kraft ſeiner Bewegungen und auf ſein Wachſen.

Als er neun Jahr alt, folglich ſchon Student in Leipzig, und eingeſegnet, (im zehnten Student in Göttingen) war, hielt ihn, durch eine ſehr natürliche Täuſchung! Jedermann für älter als neun oder zehn Jahr. Man meinte deshalb oft, er ſei zwar nicht groß, aber doch ſehr geſund und kräftig. Dies ließ ich indeß nie gelten, ſondern gab ſein Alter pünktlich an, und bat, andere Kinder von denſelben Jahren kommen zu laſſen, und mit ihm zu meſſen. Gewöhnlich erfüllte man meinen Wunſch, und ſah dann ſchnell, wie ſehr man ſich getäuſcht hatte, denn er war unter zehn Malen ſicher neun Male größer, als diejenigen, die man neben ihn ſtellte.

Späterhin fiel er ſogar wegen ſeiner ungewöhnlichen Größe auf, beſonders wenn er zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſtand, weil er mehr noch als einen Kopf hoch größer iſt, als dieſe letztere, und ſechs Zoll höher, als ich.

Ich fing deshalb wirklich an, in Sorgen zu gerathen, weil man gar zu viele Beiſpiele hat, daß mit dem ungewöhnlichen Wach-

ſen körperliche oder Geiſtesſchwäche, Bruſtſchmerz, Bleichſucht und eine Menge anderer böſen Folgen verbunden zu ſein pflegen. Aber ſeine erſte Krankheit, die Maſern, die er in meiner Abweſenheit von Berlin durch Anſteckung bekommen hat, iſt die Veranlaſſung geworden, daß der Körper in die Höhe zu wachſen etwas nachgelaſſen hat.

Sollte ſich dieſe Beobachtung als richtig beſtätigen, ſo würde daraus folgen — was ich ſtets geglaubt habe — daß jede Krankheit mehr oder weniger gewaltſam auf den menſchlichen Körper einwirkt, und daß folglich derjenige am ungeſtörteſten (und doch dabei ohne Schaden!) fortwachſen müſſe, der gar keine Krankheit zu erdulden hatte. Deshalb ſuchte ich Karln durch viele Bewegung in freier Landluft, durch einfache Speiſen und reines Waſſer, durch Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen, durch zweckmäßige Bekleidung, durch Heiterkeit und vernünftige Beſchäftigung, ſo wie beſonders durch gänzliches Abhalten von allem ängſtlichen Lernen im gewöhnlichen Sinne des Worts, vor Krankheiten zu bewahren.

Daß ich darin meinen Erwartungen gemäß glücklich geweſen bin, könnte ich durch eine Menge von Zeugniſſen belegen; denn allenthalben, wo ich lebte, ließ ich mir von meinem Arzte (ich und meine Gattinn bedurften denſelben leider ſtets) alljährlich ein Zeugniß über Karls Geſundheit geben, damit, wenn er ja durch Anſteckung eine Krankheit bekommen ſollte, an der er ſtürbe, ich hämiſchen Aeußerungen mit jenen Zeugniſſen in der Hand entgegentreten, und ihre etwanigen Verläumdungen dadurch vernichten könne. Jetzt iſt das nicht nöthig, alſo mögen ſie fürs erſte noch liegen bleiben.

Wie ſehr boßhafte Anſchuldigungen und Verdrehungen der Wahrheit da zu fürchten waren, wo ſich: böſer Wille ſattſam zu Tage gelegt hatte, beweißt die allgemeine Aengſtlichkeit meiner Freunde und Bekannten für Karls Leben, und die öftere Frage: Sie haben nur das einzige Kind? —

Ich. Ja!

Der Andere. O mein Gott! da würde ich keinen Augenblick Ruhe haben, denn wie leicht kann es ſterben. Und — ſo ein

Kind zu verlieren! — Ich dächte, Sie über⸗lebten es nicht! u. ſ. w.

Eine meiner Freundinnen, eine übrigens ſehr geſcheute Perſon, Frau Dr. S. in G. ſagte einſt, als Karl im höchſten Grade kind⸗lich und umhertollend mit ihrem Sohne ſpiel⸗te: „Ja, es iſt ein einziges Weſen. — Aber, Sie können es verlieren, dies einzige Weſen! — Wiſſen Sie das?

Ich. Nun, dann werde ich weinen, mich zu faſſen ſuchen, und denken: Gott hat es gethan!

Sie. Nein! Darin bin ich nicht Ihrer Meinung. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, wenn Karl ſtirbt, früher oder ſpäter, und ich lebe dann noch, ſo werde ich immer ſagen: er iſt an der Gelehrſamkeit geſtorben!

Ich. (äußerſt erſtaunt.) Aber, Liebe, wie iſt das möglich? Sie wiſſen ja beſſer, als Tauſende, daß er nur wenig Lehrſtunden hat, viel in freier Luft lebt, beſtändig ſehr heiter iſt, mit großem Appetit ißt und trinkt und lange und höchſt ruhig ſchläft. —

Sie. Alles wahr! aber ich ſage es doch.

Ich. Warum denn aber?

Sie

Sie. Weil es kein zweites Kind der Art giebt, und weil alle Menſchen verſichern, ſo ein Kind könne nicht leben bleiben.

Ich. Wenn er nun aber an einer anſteckenden Krankheit ſtirbt! —

Sie. So ſage ich, er hätte ſie nicht bekommen; wenn der Anſteckungsſtoff nicht in ihm gelegen hätte; und dieſer lag in ihm, weil er ſich ſo viele Kenntniſſe erworben hatte.

Ich. Wenn er nun einen in's Waſſer Gefallenen retten will, und dabei ſelbſt umkommt?

Sie. So ſage ich: hätte er nicht ſo viel gelernt, ſo hätte er beſſer gewußt, wie man ſich dabei zu benehmen habe, und nichts gewagt, was ihm den Tod bringen mußte.

Ich. Wenn ihm nun aber ein Dachziegel auf den Kopf fällt?

Sie. So ſage ich: Er hat über einen gelehrten Satz nachgedacht, und hat darüber das Raſſeln des Steins auf dem Dache nicht gehört.

Das ſprach die Freundſchaft, die noch dazu Karln ins beſondere ſehr zärtlich liebte. Was würde die boßhafte Feind-

ſchaft erſt geſprochen haben! — Darum deckte ich mich jedes Jahr durch ſchriftliche Zeugniſſe der vorzüglichſten Aerzte des Ortes oder der Gegend, in welcher ich lebte.

Das einzige Blatt dieſer Art, welches ich für jetzt mittheile, iſt freilich von ganz beſonderer Wichtigkeit. Es kann ein vier-, ja ein zehnfaches genannt werden, weil vier große Aerzte Berlins darin wörtlich übereinſtimmten, und weil ſo viele ausgezeichnete Einwohner derſelben Stadt es mit hohem Intereſſe laſen, und verſicherten, daß auch ſie der gleichen Meinung ſeien.

Als ich nämlich 1810 mit meinem Sohne nach Berlin kam, verlangte Jedermann begierig, den Knaben zu ſehen, der damals ſchon ſeit einem Jahre Student in Leipzig geweſen und ſo eben Student in Göttingen geworden war. Seine glücklich beſtandenen (ſchweren) Prüfungen, und die ihm darüber ertheilten ehrenvollen Zeugniſſe kannte man allgemein. Der erſte, der ihn ſah und ſprach, war der verehrungswürdige Probſt H., den ich ſchon ſeit vielen Jahren kannte und hochſchätzte.

Wie? ſagte er, als Karl vor ihm ſtand, und ſich kindlich heiter mit ihm unterhielt: Der kleine, allerliebſte Junge, das wäre Ihr Sohn; das wäre der berühmte Karl Witte, der frühe Gelehrte, von dem wir ſolche Wunderdinge geleſen haben?

Ich. (lächelnd.) Es iſt Karl Witte, mein Sohn, und — ich habe, wie Sie wiſſen, nur das einzige Kind.

Er. Nun dann, lieber Freund! haben wir hier Ihnen und Ihrem lieben Jungen ſehr zu nahe gethan. Wiſſen Sie, was wir in allen Geſellſchaften ſagen, als völlig ausgemacht annehmen?

Ich. Nun?

Er. Es ſei Schade um das arme Kind, das Sie verexperimentirten. Es müſſe jetzt ſchon ſiechen und im zwölften oder dreizehnten Jahre alt und lebensſatt ſterben.

Ich. So? — Glauben Sie denn aber, daß Karl darnach ausſieht? —

Er. Nichts weniger! Darum ſage ich eben, wir thun Ihnen und Ihrem lieben Jungen ſehr zu nahe. Das iſt ja ein allerliebſter, heiterer Menſch u. ſ. w.

Ich. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie herzlich! Wer ſpricht denn das am meiſten?

Er. Alle, ſage ich Ihnen, alle, die von Ihrem Sohn reden und — es wird viel von ihm geſprochen, wie natürlich.

Ich. Weſſen Stimme iſt denn wohl am wichtigſten, am entſcheidendſten darin?

Er. Die Stimme unſrer großen Aerzte. Aber dieſe ſind alle gegen Sie.

Ich. Das iſt freilich ſchlimm! Hufeland auch?

Er. Allerdings!

Ich. Dann iſt es ſehr böſe! Denn ſeine Stimme entſcheidet mehr, als der Anblick des Kindes ſelbſt. Auch wo man dies ſieht, wird man ſagen: „Es ſcheint zwar geſund; aber — Hufeland muß doch recht haben.“

Er. (lacht.) Das kann wahr werden, ich ſtehe nicht für das Gegentheil.

Ich. So werde ich zu Hufeland gehen, denn ich kenne ihn ſeit längerer Zeit. Ich will ihn bitten, meinen Sohn zu ſehen, zu beobachten, und mir nachher ſein Urtheil zu

ſagen. Iſt dies nach meinen Wünſchen, ſo bitte ich ihn, mir zu erlauben, es in den Geſellſchaften, die ich ſehen werde, zu erwähnen.

Er. Ganz recht! Thun Sie das! Hufeland iſt ein vortrefflicher Mann! der gewiß gern ſeine Meinung zurück nimmt, wenn er das Gegentheil vor ſich ſieht.

Am andern Morgen erhielt ich folgendes Briefchen von dem theilnehmenden Menſchenfreunde:

Ich danke Ihnen, wertheſter Herr Bruder, recht verbindlich, daß Sie mir ihren lieben Sohn zugeführt haben! Der ſchöne blühende Knabe mit ſeinem rein-kindlichen Auge und Sinn ſteht immer vor mir, und es freut mich unendlich, daß ſchon ſein Anblick jeden Lügen ſtraft, der Kränklichkeit und Arroganz von früher Wiſſenſchaft unzertrennlich hält u. ſ. w. Grüßen Sie mir den lieben Karl.

H—n.

Bald nachher ging ich zu Hufeland. Mein Sohn ſchlief noch, wie er denn immer ſehr

lange, beſonders aber nach einer Reiſe, ungewöhnlich lange ſchlief.

Hufeland hatte das Fieber, ſprach mich aber dennoch, da es mitten im Sommer und ſehr warmes Wetter war, im Schlafrock, und mit Sorgfalt eingehüllt.

Ich habe Sie gern ſprechen wollen, ſagte er. Haben Sie Ihren Sohn bei ſich? und iſt er geſund?

Ich. Er iſt vollkommen geſund und mit in Berlin. Aber zu Ihnen habe ich ihn nicht mitgebracht, weil er noch ſchläft, und weil ich zuvor erfahren wollte, wann es Ihnen am bequemſten wäre, ihn zu ſehen.

Er. Er ſchläft noch? — Schläft er denn wohl zwei bis drei Stunden ununterbrochen und ruhig nach einander?

Ich. Zwei bis drei Stunden, ſagen Sie? Zehn Stunden alle Nächte. Nach Ermüdungen eilf, und nach einer großen Reiſe wie jetzt, wohl zwölf Stunden.

Er. So? Und da ſchläft er dann ruhig, und natürlich? —

Ich. Völlig natürlich, wie jedes andre geſunde Kind, und ununterbrochen vom An-

fange bis zu Ende. Wir könnten ihn ſchlafend hierher tragen laſſen, er würde nicht erwachen.

Er. Wenn er aber endlich aus dem Schlafe kommt, wie iſt er dann? matt, übellaunig? — —

Ich. Nichts weniger! Er iſt heiter und froh, und wünſcht zu eſſen.

Er. Und was bekommt er zu eſſen?

Ich. Wenn er ſich zuvor gewaſchen und angezogen hat, ſo bekommt er Butterbrod und ein Glas Waſſer.

Er. Und das genießt er mit Appetit?

Ich. Mit ſehr großem!

Er. Nun, wenn dem ſo iſt, beſonders was den Schlaf betrifft, ſo kann er allerdings leben und geſund bleiben. — Ich wünſchte wohl, ihn zu ſehen und zu ſprechen.

Er beſtimmte eine Nachmittagsſtunde, weil er dann ohne Fieber ſei, und noch ein paar Freunde dazu bitten wolle.

Wir kamen, und Hufeland nahm ſogleich meinen Sohn in Beſchlag. Mit väterlicher Zärtlichkeit blickte er ihn an, und plauderte mit ihm. Als Pſychologe und Arzt fing er

von dem unbedeutenden und Aeußerlichen an, und ſchritt bis zum Wichtigern und Innerſten fort, ſo weit ihm der Knabe ſeine Fragen nur beantworten konnte. Erſt wenn dieſer darüber nicht Auskunft zu geben vermochte, trat ich hinzu. Hufeland unterſuchte ſeine Bruſt, ſeinen Puls, ſeine Zunge; kurz, alles was der Arzt unterſucht, wenn er ganz genau wiſſen will, ob der vor ihm ſtehende vollkommen geſund iſt, oder nicht.

Mit frohem Erſtaunen wiegte er mehrmals den Kopf hin und her, und ſagte mit abgebrochenen Worten: Es iſt außerordentlich! — Er iſt vollkommen geſund! u. ſ. w.

Nun ging er zu einer ausführlichen Prüfung ſeiner Kenntniſſe über, fing dieſe damit an, daß er die ſinnlichen Wahrnehmungen des Knaben, ſeine Urtheilskraft, ſeine Gegenwart des Geiſtes, ſeinen Witz ꝛc. auf die Probe ſtellte; dann prüfte er ihn in den älteren und neueren Sprachen und in allen Wiſſenſchaften, die mein Sohn einigermaßen kannte. Seine Unterhaltung mit dem Kinde wurde immer liebevoller und endigte nach mehr als einer Stunde damit, daß er ihn auf's

zärtlichſte küßte, und ermunterte, ſo fortzu⸗
fahren.

Jetzt wandte er ſich zu mir und ſagte mir viel Freundliches darüber, daß ich die Kräfte des Körpers ſämmtlich ſo vollkommen erhalten, und doch zugleich alle Kräfte des Geiſtes ſo gleichmäßig gefördert habe, daß auch nicht eine einzige ungebührlich vorſpringe.

Aber, ſagte er dann, wie haben Sie es angefangen, das Alles zu erreichen? —

Ich erzählte ihm und ſeinen Freunden mein höchſt natürliches Verfahren, und hatte die Freude, daß er mir von Zeit zu Zeit ſeine vollſte Billigung zurief.

Endlich bat ich ihn, mir zu erlauben, daß ich mich in den Berliniſchen Geſellſchaften auf ſeinen Ausſpruch: Karl ſei ganz geſund, berufen dürfe.

Er lächelte und ſagte: Recht gern! wenn es nöthig iſt; aber, man darf ihn ja nur ſehen, ſo weiß man ſchon gewiß, daß er geſund iſt.

Ich geſtand ihm nun offenherzig, daß ich erfahren habe: Die vorzüglichſten Aerzte in

Berlin hätten entſchieden, der Knabe könne nicht geſund ſein, und — nicht lange leben.

Er. Das iſt wahr! Wir glaubten es alle, weil es bis dahin noch kein Beiſpiel vom Gegentheil gab. (Nach einigen Augenblicken) Wiſſen Sie was? Ich werde Ihnen ein ſchriftliches Zeugniß aufſetzen. Machen Sie den nöthigen Gebrauch davon! Ich bin Ihnen das ſchuldig, denn auch ich entſchied dafür, daß Ihr Sohn kränklich ſein müſſe.

Nach einigen Weigerungen, die ſein Zartgefühl zu beſeitigen wußte, nahm ich ſein edelmüthiges Anerbieten an. Er überließ mich und Karln ſeinen zwei Freunden, zog ſich in den Hintergrund des Zimmers zurück, und ſchrieb folgendes Zeugniß, welches er mir mit einem herzlichen Glückwunſche in Betreff meines Sohnes übergab:

„Ich habe mit Vergnügen gefunden, „daß der junge zehnjährige Witte, trotz der „frühzeitigen Sprachübung und Gedächtniß„anſtrengung ſeiner Seele, dennoch körperlich „völlig geſund, und in ſeiner phyſiſchen „Entwickelung ungeſtört geblieben iſt, auch

„den kindlichen Charakter, ſowohl an Seele
„als Leib conſervirt hat, welches unſtreitig
„der vernünftigen Art der Unterwei-
„ſung und der damit immer verbundenen
„körperlichen Uebung zuzuſchreiben iſt.

Dr. Hufeland.

Berlin den 31. Auguſt
1810.

Wenn ein ſo großer Arzt und Pſycholo-ge, wie Hufeland bekanntlich iſt, eine ihm unbegreifliche Sache, die nichts deſto weniger völlig zu ſeinem Fache gehört, bis auf den Grund erforſchen will, und ſich alle Mühe giebt, ſie wirklich ganz zu durchſchauen; am Ende die obigen Worte freiwillig ſagt und ſchreibt, ſo kann wohl kein Vernünftiger mehr zweifeln, daß alles darin enthaltene wörtlich wahr iſt. Hufelands ſtrenge Rechtlichkeit iſt ja überdies unantaſtbar.

In den nächſten Tagen beſuchte ich die beiden Männer, Görike und Reil, die ich ebenfalls ſchon lange kannte. Beide thaten, was Hufeland gethan hatte. Sie erforſchten Karls phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand genau

und erboten ſich freiwillig das Hufelandſche Zeugniß zu unterſchreiben, oder mir ein anderes auszuſtellen, je nachdem ich es wünſche.

Endlich hatte der große Anatom, Walter der ältere, erfahren, daß ich mit meinem Sohne in Berlin ſei, und den nächſten Abend mit einigen Freunden in dem Th — ſchen Garten zubringen werde.

Er ſuchte uns alſo auf, und machte meine Bekanntſchaft. „Ich komme Ihres Sohnes wegen, ſagte er. Man verſichert allgemein, er ſei vollkommen geſund, ich „kann es aber unmöglich glauben. Wenn er „die Kenntniſſe hat, welche die öffentlichen „Blätter ihm zuſchreiben, ſo kann er weder „geſund, noch kindlich ſein. Alles dreies „zuſammen iſt undenkbar.“

Es herrſchte im Th — ſchen Garten damals die ſchöne Sitte, daß alle Eltern, die ihn beſuchten, ihre Kinder mitbrachten; und daß dieſe, nach gewiſſen, öffentlich angeſchlagenen Geſetzen, mit einander im Garten unter den Augen ihrer Eltern oder vielmehr der ganzen Geſellſchaft, ſpielen durften. Die Geſetze erlaubten alles, was nicht unſittlich

wär, oder zu Unſittlichkeiten führte; und auf die Ausführung der Geſetze würde ſorgfältig gehalten. Die Kinder gingen alſo ſehr gern mit ihren Eltern dahin, denn ſie waren gewiß, Knaben oder Mädchen ihres Alters daſelbſt zu finden.

Grade jetzt war ein allgemeiner Wettlauf von einem Ende des Gartens zum andern. Daß dieſer mit lautem Jubel vollbracht wurde, verſteht ſich. Karl lief mit, und tollte wie die übrigen.

Als Walter geendigt hatte, ſagte ich zu ihm: Herr Geheimerath! mein Sohn iſt derſelbe, von welchem Sie geleſen haben. Er befindet ſich hier im Garten und iſt unter denen, die von dort her kommen. Wenn er ſiech, kränklich und ſchwächlich iſt, wie Sie als gewiß vorausſetzen, ſo werden Sie ihn leicht unter den übrigen herausfinden. Ich erſuche Sie alſo, auf alle zu achten, und mir den meinigen zu zeigen.

Er nahm den Vorſchlag an, ſuchte aber vergebens, und verſicherte mich, als die Knaben vorbei waren, er habe keinen bemerkt,

den er — nach ſeinen Vorausſetzungen — für Karl Witte von Lochau halten könne.

Sie kommen wieder! antwortete ich. Beobachten Sie ſie noch einmal!

Er that es, aber wieder vergebens! —

Ich wollte ihn noch zum dritten Male bereden, aber er bat mich, meinen Sohn zu rufen, weil er ſchon merke, daß er geirrt haben müſſe.

Ich rief Karln, und ſtellte ihn Waltern unter dem Vorwande vor, ich hätte ſehr gewünſcht, daß er dieſen berühmten Anatomen, (von dem und von deſſen Kabinette ich ihm ſchon mehrmals erzählt hatte.) perſönlich kennen lerne, und der Herr Geheimerath habe es erlaubt.

Walter war ſo erſtaunt über die blühende Geſundheit und Lebendigkeit des Kindes, daß er, ſtatt irgend etwas zu reden, Freudenthränen vergoß, und den Knaben mit inniger Zärtlichkeit umarmte. Dann ſprach er verſchiedenes mit demſelben. Am feſteſten wurde er aber, (wie er verſicherte) von ſeinem bisherigen Irrthum dadurch geheilt, daß Karl, ſobald er die an ihn gethanen Fragen

beantwortet hatte, bittend zu mir ſagte.
„Lieber Vater, darf ich nun wohl wieder zu
„den Kindern gehn?"

„Das hätte ich nimmermehr ge=
„glaubt! ſagte Walter wiederholt! Ja,
„der iſt geſund! Wollte Gott, daß alle
„Kinder ſo geſund wären!

Ich theilte ihm dann Hufelands Zeugniß
und Görikens und Reils Aeußerungen mit.

Das alles iſt ſehr natürlich! antwortete
er. Auch ich unterſchreibe das Zeugniß von
ganzem Herzen gern.

Wenn vier Männer dieſer Art — und
ich könnte leicht noch vierzig andre nennen,
die alle zu den vorzüglichſten Aerzten Deutſch=
lands gehören! — in dem übereinſtimmen,
was man oben geleſen hat; ſo darf ich mir
wohl nicht einfallen laſſen, daß mein Sohn
durch ſeine ſogenannte frühe Gelehrſamkeit
an ſeiner Geſundheit das Geringſte verlo=
ren, oder daß ich der Kindlichkeit ſeines
Charakters im mindeſten geſchadet habe. —

Iſt dies aber nicht der Fall, hat er im Gegentheil gar keinen Verluſt dadurch erlitten, nun, dann iſt der unläugbare Gewinn, den ich ihm dadurch verſchaffte, von der höchſten Wichtigkeit.

„Das iſt es ja eben, was wir beſtreiten! antwortete man mir von mehreren Seiten hierauf. Andere Kinder werden eben ſo wohl dahin kommen, wo er jetzt ſteht! Er behält alſo nichts voraus.“

Ich will nicht dagegen reden, weil ich niemals zu Gunſten ſeiner, und zum Nachtheil Anderer prophezeit habe. Nur muß ich bemerken, daß es doch ſonderbar ſein würde, daß alle gebildete Menſchen, die ihn näher kannten, faſt ohne Ausnahme, viele Jahre lang innig liebevoll für dieſe Erziehungsweiſe eingenommen (waren und) blieben; wenn ſie — wie jene wenigen Gegner — gemeint hätten: „Die Sache iſt „nicht von Dauer! Andere Kinder „werden eben ſo gut dahin kommen!“

Doch dieſer Satz hängt mit mehreren andern zuſammen, ich thue alſo wohl beſſer, ihn einem beſonderen Abſchnitte vorzubehalten,

ſchließe

ſchließe aber dieſen mit der heiligen Verſicherung, daß ich Gott, der ſo vieles ganz anders ſchickte, als ich es wollte! oft und herzlich für ſeine gütige Führung danke: denn die Vortheile, welche ſeine frühe Ausbildung meinem Sohne gewährt hat, ſind zu vielfach, zu überwiegend und zu einleuchtend, als daß der gute und verſtändige Menſch ſie verkennen könnte. Nur Thorheit oder Schlechtheit wollen dies letzte, darum allein können ſie es noch jetzt.

Nachtheile hat er aber, wie wir oben ſahen, nicht davon gehabt.

Dreizehnter Abſchnitt.

Einwürfe gegen die frühe Ausbildung meines Sohnes.

Alle Einwürfe aufzuzählen, welche Vernunft oder Unvernunft, Menſchenliebe oder Niederträchtigkeit dagegen vorbrachten, iſt unmöglich. Ich berühre alſo nur die, die einigen Schein hatten, und deshalb eben in meinem Gedächtniß zurückgeblieben ſind. Ich

kann und werde ſie deſto kürzer widerlegen, weil ich, Gottlob! im Stande bin, auf die allbekannte Erfahrung vom Gegentheile hinzuweiſen.

Als er acht Jahr alt war, wurde er in der gelehrten und gebildeten Welt bekannt.

„Er muß kränklich und ſchwächlich ſein! „hieß es. Der Gewinn der früheren Reiſe „iſt aber gar nichts gegen die Geſundheit „des Kindes.“

Ausgezeichnete Männer, die das Kind genau kannten, verſicherten dagegen mit ihrer Namensunterſchrift, daß das Kind vollkommen geſund ſei.

(Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß die meiſten Einwürfe ſich von Leuten herſchrieben, die den Knaben noch nicht kannten. Gewöhnlich nahmen ſie alles zurück, ſobald ſie ihn ſahen und ſprachen.)

„Er wird im neunten oder zehnten Jahre krank werden, dann noch ein oder zwei „Jahre ſiechen, und im eilften bis zwölften „ſeines kurzen Lebens ſterben.“

Er wurde weder krank, noch ſiechte, noch ſtarb er.

„Er muß zuviel am Studiertiſch ſitzen!
„das kann nimmermehr gut gehen!“

Männer, die es beſſer wußten, verſicherten öffentlich, daß er weit weniger am Arbeitstiſche ſitze, als faſt alle andre Kinder.

„Er genießt ſeine Kindheit nicht!“

Andre, nicht ich, betheuerten laut, daß man nicht leicht ein glücklicheres und froheres Kind ſehen könne.

„Er iſt zu viel in der Einſamkeit.“

Es wurde dagegen täglich bekannter, daß ich ihn auf dem Arme der Mutter ſchon immer mit mir genommen, und in allen Geſellſchaften bei mir gehabt habe.

„Er muß zu ernſt werden!“

Die wichtigſten Auktoritäten bezeugten dagegen, daß er zwar, wenn es erforderlich ſei, ſehr ernſt; ſobald es aber nicht mehr nöthig wäre, kindlich fröhlich, ja muthwillig und ausgelaſſen ſein könne, alles in der Art, wie ein wohlerzogenes Kind es zu ſein pflege.

„Die Vergnügungen der Kinder müſſen ihn anekeln!“

Guthsmuths und Andere verſicherten, daß er alle Kinderſpiele gern und anſtellig mitmache, und mit ſichtbarer Freude unter Kindern umhertobe, und mit ihnen ſpiele.

„Er wird ſich nie in Kinder zu ſchicken „wiſſen.“

Kinder, die mit ihm bekannt wurden, ſpielten mit keinem andern Knaben ſo gern, als mit ihm, weil er nichts Unvernünftiges verlangte, ihnen nichts verderbte, und — freundlich nachgab.

„Er wird ſtolz, eitel, eigenwillig ſein, „und auf ſeine Geſpielen verächtlich herab„ſehen.“

Seine Geſpielen hörten auf, ihm ſeine Kenntniſſe zu beneiden, und duldeten die Achtung und Liebe, welche er deshalb vorzugsweiſe von ihren Eltern und Verwandten genoß, bloß darum, weil er ſo beſcheiden und anſpruchslos war, und nicht ſelten dankbar von ihnen zu lernen ſuchte, was ſie beſſer wußten, als er.

Seine Kenntniſſe kramte er niemals aus.

An Prahlen damit war gar nicht zu denken.

„Er wird bloß für den Studiertiſch ge-
„bildet. In Geſellſchaften wird er alſo am
„unrechten Orte ſein, ſich nicht zu nehmen
„wiſſen u. ſ. w.“

Man hatte ihn aber eben ſo gern an Höfen, als in Bauernhütten; im Hauſe des reichen Kaufmanns, als des Miniſters; in der Geſellſchaft des feinen Gutsbeſitzers, als des ehrlichen Bürgers. Alle behaupteten, er paſſe in ihren Zirkel, als wäre er dafür erzogen.

„Im dreizehnten bis funfzehnten Jahre, wenn er ins Jünglingsalter übergeht, da
„wird er ſchwach werden, welken, — ſter-
„ben.“

Das alles geſchah nicht; ſondern er wurde um jene Zeit erſt recht kräftig, blühte wie eine Roſe, und — lebte fort.

„Wenn er den erwähnten wichtigen Zeit-
„punkt — überlebt, und körperlich auch
„keine Nachtheile davon empfindet, ſo wird
„er doch geiſtig angegriffen werden; er wird
„ſtille ſtehn! und was hilft es dann, daß
„er früher ſchnell vorwärts ſchritt.“

Er wurde auch geiſtig nicht angegriffen, ſondern machte nach wie vor reiſſende Fortſchritte.

„Er wird nur für Gelehrſamkeit, für „trockne Sprachen, Sinn haben. Das Schö„ne, das Liebliche wird ihm ewig gleich„gültig bleiben! Welch' ein unerſetzlicher „Verluſt für ihn! —“

Ja wohl! ja wohl! wenn es wahr geworden wäre! Aber, als zartes Kind ſchon liebte er das Schöne in der freien Natur, in der Thier- und Menſchenwelt, ſo wie in den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter, und wußte es ſchnell und ſicher zu finden und hervorzuheben. Später deklamirte und las er, nach der Verſicherung der gebildetſten Perſonen ausgezeichnet gut. Man zog ihn grade deshalb und wegen der Fröhlichkeit, womit er die geſellſchaftlichen Spiele mitmachte, oder angab, in die feinſten Geſellſchaften, vorzüglich ſuchten ihn feinere Jünglinge und Mädchen.

Jetzt ſchreibt er in Proſa und in Verſen mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit, und, wie man mich verſichert — nicht unglücklich.

Der letzte Einwurf, den ich anführen will, kam von Petersburg her. Es war der einzige, der mich für eine Zeitlang verlegen machte, weil er zu weit in die Zukunft griff, als daß ich im Stande geweſen wäre, ihn durch das Gegenwärtige zu entkräften. Und doch wagte ich nicht, mir die Zukunft durchaus günſtig zu denken. Ueberdieß kam der Einwurf von einem Manne, den ich als Philoſophen, als geſcheuten, erfahrnen und wohlgeſinnten Mann gleich hochachtete, der mich und die Meinigen liebte, und ſeine Beſorgniß mir im Vertrauen mittheilte, nicht aber hämiſch dadurch die gebildete Welt gegen mich und mein Werk einzunehmen ſuchte.

Herr Kollegienrath von Jakob, früher als Profeſſor der Philoſophie in Halle mein Lehrer, ſpäter mein Freund und der Taufzeuge meines letzten Kindes, ſchrieb mir nämlich unterm 23ſten Julius, 1811, als Karl eilf Jahr alt war, folgendes:

„Was Ihren Sohn betrifft: ſo begreife ich leicht, wie ein ſolches Kind ſeinen Eltern ſehr große Freude machen muß, und dies iſt

mir um ſo angenehmer, da dieſe Eltern meine Freunde ſind, die ich liebe. Dennoch muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß meine angenehme Empfindung dabei nicht ohne Beimiſchung von Bedauern geweſen iſt. Denn noch bin ich nicht überzeugt, daß dieſe ſo wunderſam frühe Entwickelung der Kraft ein Vorzug für Ihr Kind ſein werde, der es glücklicher und vollkommener machen wird, als andere Menſchen. Gewiß bin ich überzeugt, daß Ihre Kunſt und Ihre Mühe hauptſächlich dazu beigetragen, die Kräfte des Kindes ſo früh zu entwickeln; eben ſo gewiß ſcheint es mir zu ſein, daß Ihr Sohn außerordentliche Naturgaben beſitzt, welche dem Anreizen des väterlichen Unterrichts ſo willig folgten. Aber wenn dieſe frühe Entwickelung Ihrem Kinde bleibende Vorzüge geben ſoll; ſo muß ſie auch proportionirlich fortgehen. Die Kräfte und Kenntniſſe, welche Ihr Sohn im neunten bis eilften Jahre hat, erlangt ein anderer junger Menſch von Talent im funfzehnten bis neunzehnten. Die Zunahme der Verſtandeskraft geht gewöhnlich fort bis etwa ins ein und zwanzigſte Jahr, und dann kom-

men noch Kenntniſſe und Erfahrungen hinzu, ſchwerlich aber ſtärkere Denkkraft. Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigſten Jahre in derſelben Proportion fortwächſt, als bisher, ſo wird er unſtreitig als ein ganz außerordentlicher Menſch auch für die ganze Zeit ſeines übrigen Lebens daſtehen. Aber ſetzen wir, der Grad des Verſtandes fixirt ſich ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre: ſo wird er in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre nicht weiter ſein, als die übrigen ſeines Alters, ausgenommen, daß er vielleicht einige Kenntniſſe mehr hat. Ihr Sohn würde alſo dann nur bis in ſein achtzehntes bis zwanzigſtes Jahr bewundert, dann aber gleichſam mit einem Male zur Klaſſe der übrigen Menſchen gerechnet werden.

Nun aber gebe ich Ihnen zu bedenken, was die kontinuirliche Bewunderung des Auſſerordentlichen, die doch nothwendig auf ihn wirken muß, in ihm für eine Stimmung hervorbringen werde, und wie er es dann wird ertragen können, wenn er in ſeinem zwanzigſten oder ein und zwanzigſten Jahre die Be-

wunderung verſchwunden, und ſich zu den gewöhnlichen Menſchen gezählt findet? — Dieſe Betrachtung würde mich, wenn ich Vater des Kindes wäre, mit großen Sorgen erfüllen. Ein Menſch, der von ſeiner Kindheit an die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigt hat, muß es ſehr hart empfinden, wenn er derſelben nicht mehr im gleichen Grade für werth geachtet wird. Das, mein werther Freund! ſind meine Bedenklichkeiten gegen Ihren erwählten Erziehungsplan. Sie wiſſen, daß ich ſtets meine Gedanken frei und offen zu ſagen pflege, und ich thue dies noch lieber gegen Perſonen, die ich achte und liebe.

Ich antwortete ihm noch in demſelben Jahre, daß das alles möglich ſei, was er beſorge, daß ich es aber, aus vernünftigen Gründen, nicht fürchte, und die nöthigen Vorkehrungen treffen werde, damit es weniger ſchade, wenn es ja eintreten ſollte. In drei Jahren, wenn mein Sohn vierzehn Jahr alt ſei, wolle ich ihm offen und ehrlich, wie er mich von jeher gekannt habe, das Weitere ſchreiben. Sollten ſeine Beſorgniſſe einge-

treten ſein, ſo wolle ich es ihm nicht verheh⸗
len; wo nicht, ſo müſſe er mir erlauben, daß
ich ihm auch für mich und meinen Sohn
die Wahrheit melde.

Am zwei und zwanzigſten Junius 1814,
(alſo zehn Tage früher, als mein Sohn
vierzehn Jahr voll war) ſchrieb ich ihm fol⸗
gendes:

„Doch zuerſt etwas in Betreff Ihres
Urtheils über meinen Sohn! Ihre Idee,
daß der Grad ſeines Verſtandes ſich in ſeinem
vierzehnten Jahre fixiren, und er dann
nicht weiter fortgehen, alſo in ſeinem zwan⸗
zigſten bis ein und zwanzigſten Jahre nicht
mehr bewundert, dadurch folglich mißmuthig
gemacht werden könnte, iſt höchſt ſinnreich;
und ich geſtehe Ihnen, daß noch kein Menſch
mir dieſen Einwurf gemacht hat, und daß er
mich deshalb anfangs ſehr in Verlegenheit
ſetzte. Auch gehöre ich zu den Wenigen, die
nicht etwa ſuchen, dasjenige wegzuleugnen,
was ihnen in den künftigen Tagen Unan⸗
genehmes widerfahren könnte. O nein! Es
kann ſein, daß es ſo kommt, wie Sie mei⸗
nen; aber bis jetzt ſcheint es nicht ſo.

1) Mein Sohn iſt in zehn bis zwölf Tagen, (am erſten Julius) vierzehn Jahr alt, und noch jetzt nimmt er ſichtbar am Geiſte zu. 2) Er iſt noch jetzt ſo ausgezeichnet beſcheiden, daß er nicht bewundert ſein will, oder vielmehr nicht bemerkt, daß er bewundert wird.

Ich hoffe daher, er wird entweder ſo bald noch nicht ſtille ſtehen, oder er wird, wenn dies letzte ja eintreten ſollte, ſich weit weniger über das Aufhören der Bewunderung grämen, als ein eitler junger Menſch thun würde; und ſo wäre ja nichts verloren, wohl aber eine ſorgfältige Erziehung, eine Menge Kenntniſſe, frühe Erfahrungen, Bekanntſchaften mit der Welt, ſelbſt mit der feineren ꝛc., durch Reiſen und durch ehren- und liebevolle Aufnahme in den erſten Häuſern, gewonnen.

Entſcheiden kann keiner von uns beiden, es liegt εν γουνασι Θεων μακαρων. aber die Wahrſcheinlichkeit iſt heute weit mehr für mich, als vor drei Jahren.

Und ſo war und iſt denn auch dieſer letzte, mich, aus den angeführten Gründen, bei

weitem am meiſten ängſtigende Einwand gegen meine Erziehungsweiſe, glücklich gehoben. Gottlob, wenn ich heute jenen Brief zu beantworten hätte, ſo würde ich es mit noch tieferer Ruhe und noch freudigerer Dankbarkeit gegen Gott thun. Denn alles, was ich am zwei und zwanzigſten Junius 1814 ſchrieb, iſt jetzt ſo vollkommen wahr, als damals. Ja, mir deucht, ich könnte heute noch mehr für mich und meinen Sohn ſagen.

Dies führt mich von ſelbſt auf den weſentlichen Unterſchied ſeiner Erziehung und Bildung, und der, durch welche Heineke und Baratier, zu dem gemacht wurden, was ſie waren, und weshalb ſie ſo früh welkten und ſtarben.

Vierzehnter Abſchnitt.

Unterſchied der Erziehung und Bildung, die mein Sohn genoß, von der, welche bei Heineke und Baratier augewandt worden.

Ich theile im getreuen Auszuge mit, was wir von der Erziehungsweiſe beider genannten Wunderkinder wiſſen, und halte mich überzeugt, ſchon beim Durchleſen deſſelben wird jeder Unpartheiiſche fühlen, daß das etwas ganz anderes war, als was mit meinem Sohne geſchah. Der Verſtändige wird ſich alſo leicht ſelbſt ſagen, daß die Folgen bei ihnen ſchlimm ſein mußten, bei meinem Sohne aber gut ſein konnten.

Jene beiden ſollten Wunderkinder werden, mein Sohn ſollte es nicht. Jene wurden deshalb vom erſten Jahre an förmlich unterrichtet, mein Sohn erſt im ſechsten; denn daß er etwas früher ſpielend leſen lernte, und daß ich den — kurzen — Verſuch mit dem Rechnen machte, oder vielmehr nur anfing, kommt wohl, vernünftiger Weiſe! nicht in Anſchlag.

Jene ſaßen ganze Tage lang am Arbeits-

tiſche, und athmeten nur Stubenluft. Mein Sohn kannte bis zum ſechsten Jahre den Arbeitstiſch gar nicht, dann ſaß er täglich nur eine Viertel bis drei Viertel Stunden daran, und lebte bis ins zehnte Jahr weit mehr im Freien, als im Zimmer.

Jene kränkelten von Anfang an, wie ſehr begreiflich iſt! mein Sohn war beſtändig geſund und heiter.

Von ihrem Körper heißt es: er war zärtlich, ſchwächlich ꝛc. und man mußte ſie vor Wind und Wetter, vor groben Speiſen und anſtrengenden Bewegungen hüten. Mein Sohn war rüſtig und kräftig, ſcheute keine Witterung, machte große Fußreiſen, und aß und trank alles, was da war, und ihm (als nicht zu hitzig) von uns erlaubt wurde.

Jene mußten folglich Erſcheinungen werden, die nur eine kurze Zeit glänzten, und dann — erloſchen. Mein Sohn nimmt, Gottlob! noch täglich an Körper- und Geiſteskraft zu, und macht nach ſeinen neueſten Briefen in Oberitalien und in der Schweiz Fußreiſen, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, ungeachtet ich ein tüchtiger Fußgänger bin.

Doch, hier ſind die verſprochenen Auszüge!

Das Lübeker Wunderkind oder Christian Heinrich Heineke.

„Christian Heinrich Heineke wurde 1721 „zu Lübek geboren. Sein Vater war Pro„feſſor der Geſchichte, und hatte nicht nur „viel gelernt, ſondern wußte ſich auch ſehr „gut Andern mitzutheilen. Er kam auf den „Einfall, ſeinen Sohn in einem Alter von „acht Monaten reden zu lehren, und fing „es ſo an: Das Ding, was er nennen wollte, ſtellte er ſeinem Kinde recht deutlich vor „Augen, und machte es zugleich aufmerkſam „darauf. Wenn nun der kleine Heinrich das „Ding recht in's Auge gefaßt hatte, ſo ſprach „der Vater langſam, laut und deutlich „den Namen des Dinges aus. Und ſiehe da, „die Sache glückte. Er trieb das Weſen „nicht lange, ſo erſtaunte er darüber, daß

Hein-

„Heinrich nicht nur Wörter, ſondern auch „ganze Redensarten hervorbrachte, mit „welchen er auch bald einen richtigen Sinn „und Verſtand verband.

„Aller Anfang iſt ſchwer. Da aber „nur erſt die Bahn gebrochen war, ſo gings „mit dem Lernen des Kindes wie ein Schlit„ten im vollen Rennen bergab. Mit Leſen „und Schreiben plagte der Vater den Klei„nen nicht, ſondern brachte ihm alles münd„lich durch Erzählen bei. Dadurch wird es „begreiflich, daß das Kind die Luſt zum Ler„nen nicht verlor. Es iſt unglaublich, „aber es iſt wahr, daß der Knabe ſchon in „ſeinem achtzehnten Monat die vornehmſten „Begebenheiten der bibliſchen Geſchichte haar„klein und umſtändlich her — zu erzählen „wußte.

„Mit anderthalb Jahren hatte er ſchon „die Geographie, die römiſche und die grie„chiſche Geſchichte im Kopf. Um ſie ihm „leichter beizubringen, hatte man die merk„würdigſten Begebenheiten auf Kartenblätter „gezeichnet. Man konnte darüber in die Kreuz „und Queer fragen, Heinrich war allenthal-

„ben zu Hauſe. So lernte er auch im Kur„zen die Geſchlechtsregiſter aller regierenden „Häuſer in Europa kennen, (wofür man ihm „freilich etwas Geſcheiteres hätte eintrichtern „ſollen.) Die lateiniſche und franzöſiſche „Sprache redete er wie ſeine Mutterſprache. „Bei dem allen ſog Heinrich noch immer an „der Mutterbruſt.

„Die Sache machte gewaltiges Aufſehen „in der Welt. Viele glaubten es, Andere „nicht. Um klaren Wein zu haben und die „vielen Für und Wider in's Reine zu brin„gen, wurde von Regensburg aus dem Ma„giſtrat zu Lübek aufgetragen, von dieſem „Meerwunder eine beglaubigte Nachricht ein„zuſchicken. Der Rektor des Gymnaſiums „zu Lübek, Herr von Seelen, (der als Ge„lehrter von Profeſſion das Ding am beſten „verſtehen ſollte) erhielt alſo vom Lübekſchen „Magiſtrat den Auftrag, das gelehrte Kind „genau zu unterſuchen, und darüber zu be„richten. Er that es denn mit folgenden „Worten:

„Anno 1724 den zweiten Januar habe „ich mich faſt den ganzen Tag, bis Abends

„um zehn Uhr in dem Hauſe des Herrn „Profeſſor Heineke aufgehalten, um recht zu „erfahren, ob das alles richtig ſei, was von „ſeinem Sohne: Chriſtian Heinrich Heineken „der noch nicht völlig drei Jahr alt iſt, bis„her geredet und geſchrieben worden iſt. Da „ich denn mit Grund der Wahrheit verſichern „kann, vieles von dieſem Kinde gehört zu „haben, welches ſein Alter weit überſteiget, „und es von vielen tauſend Kindern unter„ſcheidet, weswegen ich auch mehr als ein„mal bedauerte, daß nicht alle und jede, die „ihn ſehen, desgleichen aus ſeinem Munde „hören können. Die Urſachen ſind, weil das „Kind ſich von Niemanden gern fragen läßt, „als von dem Herrn von Schönaich, einem „Schleſier von Adel, der ſich in dem Hauſe „aufhält, und zum Zeitvertreibe dieſem Kin„de ſo vieles beigebracht hat. Ferner iſt es „dem Kinde nicht alle Zeit gelegen, daß es „antworten will. Wegen ſeiner zarten Kind„heit aber kann man es nicht zwingen, daher „es am erwähnten Tage wohl zwanzigmal, wenn „es im beſten Recitiren war, abgebrochen, und „zwar mit ſeiner gewöhnlichen Formel: Nun

„will ich nach Nutrix gehn (mir die Bruſt
„reichen laſſen) worauf es denn gleich muß-
„te dimittiret werden, wiewohl es öfters
„bald wieder kam, und das Angefangene
„continuirte. Endlich leidet es auch weder
„die jetzige Schwachheit des Kindes, noch
„bei den Zuhörern allemal die Zeit und Ge-
„duld, ſo hierauf zu wenden iſt. Demunge-
„achtet habe ich doch vieles von dem Knaben
„gehört, welches theils ein bewundernswür-
„diges Gedächtniß, theils ein ſtarkes Judi-
„cium anzeiget.

„Die römiſchen Kaiſer, alte und neue,
„wußte er perfect in einer Suite herzuſagen,
„und zwar mit Benennung der unterſchiede-
„nen Stammhäuſer. Von Karl dem Großen
„bemerkte er, daß er die Sachſen zum chriſt-
„lichen Glauben gebracht: Von Karl dem
„vierten, daß er zu Lübek, und zwar in eben
„dem Hauſe, wo das Kind lebt, logiret, die
„hohe Schule zu Prag errichtet, viele Länder
„vom Reiche abgebracht habe, und deswegen
„Vitricus imperii *) genannt worden: Von

*) Des heil. Römiſchen Reichs Stiefvater.

„Maximilian dem erſten, daß er das römiſche „Reich in Kreiſe — welche es alle nannte „— eingetheilt, ſo wie daß Luther und Tezel „unter ihm gelebet haben: Bei welcher Ge„legenheit es in die Reformationsgeſchichte „geführt ward, woraus es verſchiedene merk„würdige Dinge erzählte.

„Aus der älteren Kaiſerhiſtorie wurde „Julius Cäſar und Auguſtus ausgewählt, „die es gleichfalls nach den vornehmſten „Merkwürdigkeiten beſchreiben konnte. Die „Orientaliſchen Kaiſer hatte es eben ſo gut „inne, wußte z. B. wie ſich Konſtantin der „Große und Konſtantin Paläalogus von ein„ander unterſchieden, wie jener ein Zeichen „am Himmel geſehen, deſſen Inſchrift es „auf Griechiſch, Lateiniſch und Deutſch her„ſagte; unter dieſem aber Konſtantinopel in „türkiſche Hände gerathen ſei.

„So war es auch mit den mediſchen und „perſiſchen Königen, ſo daß es zwiſchen Cy„rum und Darium Codomannum keinen ein„zigen ausließ; imgleichen mit den Ptole„mäis in Egypten.

„Aus der bibliſchen Hiſtorie habe ich die „Patriarchen, Richter, Könige in Juda und „Iſrael herzählen gehört, anderer hiſtoriſchen „Sachen, die ſich nicht ſpecificiren laſſen, zu „geſchweigen. —

„In der Geographie, (weil mir die „Wahl gelaſſen ward) wählte ich erſt die „Karte von Deutſchland, 2) vom gelob„ten Lande, 3) von Griechenland. In „allen dreien konnte es die vornehmſten Flüſ„ſe und Städte zeigen. Bei der erſten hör„te ich mit Verwunderung die vielen Für„ſtenthümer und Herrſchaften in Schleſien. „Bei der andern die zwölf Stämme, und „zwar wie viel zu einer Hauptlandſchaft ge„hörten; Bei der dritten die vornehmſten „Schlachten aus der griechiſchen Hiſtorie, „welche verſchiedene Oerter berühmt gemacht „haben. Unter andern war es artig, daß, „als es ein Blatt, worauf eine Hiſtorie ge„malt, auf der einen Seite aber mit einem „Stücke aus einer abgenutzten Landcharte „von Deutſchland beklebt war, damit es deſto „ſtärker ſein mögte, in die Hände bekam, „und es von ungefähr umkehrte, es aus

„freien Stücken ſagte: Das iſt Lübeck! „Das iſt Roſtock! und als es gefragt ward, „woher es das wiſſe, zur Antwort gab: Das „iſt ja die Oſtſee!

„In der Genealogie ward es tentirt mit „den Königl. Häuſern Dännemark und Frank„reich, wie auch mit dem Fürſtlichen Hauſe „Schleswig-Hollſtein, und legte Proben ab, „wie man ſie nicht von einem Kinde präten„diren kann. Auf Lateiniſch konnte es faſt „alles nennen, was nur vorkam, ja wenn ein „deutſches Wort mit mehr als einem lateini„ſchen Namen kann genennet werden, fehlten „ihm ſelbige auch nicht, welches mit dem „Worte; Thür, janua, ostium, porta, ver„ſucht ward. Als ihm ein Bild, welches es „bis dahin noch nicht geſehen hatte, gezeigt, „und dabei geſagt wurde: Das iſt etwas „ſchönes! ſprach es gleich darauf: est ali„quid praeclari!

„Aus dem Catechismo recitirte es die „zehn Gebote; Viele Kernſprüche aus der „Bibel wußte es eben ſo gut. Bald darauf „kam ihm die Luſt an, daß es ſingen woll„te, da es denn den Neujahrsgeſang: Helft

„mir Gottes Güte preiſen! ꝛc. nach „ſeiner rechten Melodie ſang. Es ward als „ganz gewiß dabei verſichert, daß es erſt „den vorigen Abend von ſeinen Geſchwiſtern „dieſen Geſang ſingen gehört habe.

„Am meiſten habe ich mich zuletzt ver„wundert, über ein in Kupfer geſtochenes „Skelett, welches es nicht nur eintheilen, „ſondern auch das Vornehmſte daran mit „den rechten Kunſtworten zu benennen wußte.

„Kindiſches ließ der Knabe wenig von „ſich ſehen, doch fiel ihm manchmal ein, daß „er auf ſeinem Steckenpferde reiten wolle, „wo er denn wegen großer Schwachheit muß„te geführt werden. Inzwiſchen ward er „gefragt: weſſen er ſich bei dem Steckenpfer„de erinnere? worauf er die Nürnbergiſche „Hiſtorie, ſo Anno 1650 paſſirt, erzählte, „auch den Steckenreitpfennig, welchen der Herr „von Schönaich ihm ehemals gewieſen, noch „ein Mal zu ſehen verlangte. Es ward da„bei gefragt, was ein Steckenpferd auf la„teiniſch heiße, und es antwortete: equus „ligneus.

„Ich fragte den Herrn von Schönaich, „wobei er zuerſt ein ſo ungemeines Gedächt„niß dieſes Kindes gemerket? Worauf er „antwortete: Sobald es angefangen zu ſpre„chen, habe er einmal mit ihm am Ofen ge„ſeſſen, da es ihn denn gefraget: was doch „die Figuren am Ofen bedeuteten? Wie er „ihm dieſelben nach ſeinem Vermögen erklä„ret, und ein und anderes dabei erzählt, ſo „hätte er mit Verwunderung angehöret, daß „es das alles am folgenden Tage ſeinen „Schweſtern, und zwar faſt mit eben denſel„ben Worten wieder erzählet habe. Darauf „habe er angefangen, ihm bibliſche Hiſtorien „vorzuſagen. Als es nun ſelbige auch ſo„gleich behalten, und immer größere Begier„de, (welche noch beſtändig währet) etwas „Neues zu hören, bei ihm verſpüret wor„den, habe er zu ſeinem Zeitvertreibe ihm „aus den Wiſſenſchaften das Nöthigſte „vorgeſaget. Wenn es nun nicht recht auf„gereimt, ſo daß nichts von ihm herauszube„kommen, müſſe der Nachtwächter, nach wel„chem es öfters fraget, weil es ihm, bei we„niger nächtlicher Ruhe oft ſingen höret, her„

„halten, der dann beſchrieben wird, als ein „großer Ignorant, welcher dasjenige, was „man gerne von ihm hören wolle, nicht „einmal wiſſe, da es doch ein Kind ſchon „inne habe. Wenn es dies vernimmt, ſo läßt „es ſich hören, und will dann gleichſam den „Nachtwächter beſchämen. Es iſt Schade, „daß zum Leben des Kindes — welches bis„her noch immer nichts als die Milch der „Mutter genoſſen, auch auf keine Art und „Weiſe zu andern Speiſen zu gewöhnen iſt, „— zu ſchlechte Hoffnung da iſt; denn ohne „Gottes Allmacht iſt es, menſchlichem Anſehen „nach, nicht möglich, daß es lange leben „könne. —

„So weit der Amtsbericht des Herrn „Rektor von Seelen. Der Ruf von des „kleinen Heinrichs Gelehrſamkeit erſcholl all„mählig ſo weit, daß der damalige König „von Dännemark ihn zu ſehen wünſchte, und „ihn deshalb nach Kopenhagen kommen ließ. „Er trat die Reiſe dahin mit ſeiner Mutter „an, und erſchien am Hofe mit allen Gra„zien der Kindheit. In allem Betracht war „er auch äußerlich ein ſchönes Kind. Sein

„Wuchs war weit über ſeine Jahre. Eine „glückliche Geſichtsbildung, große blaue Au„gen, roſenfarbene Wangen und blondes „Haar, das in natürlichen Locken um ſeine „Stirn ſich kräuſelte, riſſen jedermann hin; „mehr aber als dies alles ſein edler Anſtand. „So bald er den Mund öffnete, ſo bezauber„te ſeine ſanfte Stimme alles. Er trat vor „den König mit edlem Selbſtgefühl, und mit „dem Bewußtſein ſeiner Verdienſte hin, und „hielt eine lateiniſche Anrede von zwanzig „Minuten an ihn, ohne aus der Faſſung zu „kommen. Darauf trug er ein franzöſiſches „Gedicht zum Lobe der Königinn und der „Prinzeſſinnen vor. Als er damit zu Ende „war, nahmen ihn die Damen auf ihren „Schooß und erſtickten ihn faſt mit Küſſen. „Für ein Kind von fünf Jahren hatte er auch „beinahe etwas Uebermenſchliches geleiſtet; „denn unter einem Haufen von Officieren und „Hofleuten ſo mit einem Könige zu reden, „war damals — beſonders für ein Kind — „gewiß keine Kleinigkeit.

„Der König näherte ſich ſeiner Mutter, „wünſchte ihr zu einem ſolchem Sohne Glück,

„und fragte, wie es möglich geweſen ſei, ihm „das alles beizubringen? Sie verſicherte, „daß man ihn nicht im mindeſten damit ge„quält habe, ſondern daß es alles eigner „Trieb bei ihm geweſen ſei, und noch ſei.

„Iſt es ſchon lange, daß Sie ihn ent„wöhnt haben? fragte der König. O ich „ſäuge ihn noch, antwortete die Mutter. „Und wenn Ihro Majeſtät es erlauben, ſo will „ich meinem Kleinen auf der Stelle ſchenken, „denn er iſt immer um deſto durſtiger, je „mehr er ſich angeſtrengt hat. Alle Anwe„ſenden verlangten dringend, daß ſie ihm zu „trinken gebe, und ſie reichte ihm alſo in „Gegenwart des ganzen Hofes die Mutter„bruſt, und der gelehrte und bewunderte „Heinrich nahm ſie ohne Bedenken an. Der „lateiniſche und franzöſiſche Redner „war alſo jetzt wieder ein ſäugendes Kind.

„Mit Geſchenken, Lobeserhebungen und „Spielzeug überhäuſt, verließ der Kleine „Kopenhagen, und kam wieder nach Lübek „zurück. Hier fand ſich aber im Kurzen viel „Verdruß für ſeine Mutter. Da man die „Wahrhaftigkeit der gelehrten Kenntniſſe des

„Kindes, (wie man zuvor verſucht hat„te,) nicht mehr abzuleugnen im Stan„de war, ſo wurden ehrenrührige Pasquille „auf Madame Heineken verbreitet *) und „ihr ins Haus geſchickt. Es wurde von Ma„giſtratswegen eine Belohnung von hundert „Thaler — damals ſehr viel! — auf den „oder die Verfaſſer geſetzt. Die Mutter hat„te ſich aber dennoch ſo ſehr darüber gekränkt, „daß ihre Nahrung theils verging, theils „dem Kinde weniger gedeihlich war. **) Es

*) C'est tout comme chez nous. Man machte es damals ſchon wie jetzt.

Der Herausgeber.

**) Wie viel meinem Sohne und uns (ſeinen Eltern) die vielen Kränkungen geſchadet haben, welche man ihm (und mir) aus ähnlichen Gründen erwies, weiß ich (nächſt Gott) am genauſten, weil ich mich ſtets bemühte, ihnen zuvorzukommen, oder ihnen den vergifteten Stachel zu nehmen, oder doch die böſen Folgen des Giftes möglichſt zu mildern.

Daß indeß die Gefühle meines guten (bis dahin noch keines Mißtrauens fähigen) Sohnes bis ins Innerſte gelitten haben;

„wurde alſo höchſt nothwendig, daß Hein-
„rich entwöhnt wurde. Man wünſchte dies
„aber auch darum, damit er nun ſchreiben
„lernen, und ſein Studiren überhaupt ernſt-
„licher angreifen könnte. Man trennte ihn
„zu dem Ende von ſeiner Mutter, um ihn
„an ſeine Wärterinn zu gewöhnen. — Aber
„— der arme Kleine! — Er konnte dieſe
„Trennung nicht ertragen. Vierzehn Ta-

---

daß ſelbſt ſein Herz, wenigſtens ſeine vorher ſo innige Liebe zur Menſchheit und zu den Menſchen, durch die hinterliſtigen Angriffe auf ſeine Ehre, und auf ſein Lebensglück, von Seiten ſolcher Perſonen, die er verehren zu müſſen wähnte, und die er nie auf das allerentfernteſte beleidigt hatte, heftig angegriffen worden ſind, beweiſen unter andern auch ſeine (nachherigen) Gedichte. Er hat aber — begreiflicher Weiſe! — unendlich mehr gelitten, als alle jene Blätter ausſprechen.

Wie leicht hätte er, ſo gut wie Heineke, ſein Leben darüber verlieren, oder gar in eine beſtändige Verſtandesſchwäche verfallen können! — Es iſt dies die Ueberzeugung großer Aerzte, welche die böſen Umtriebe der Finſterlinge kennen.

„ge, ja drei Wochen ſchrie er in einem fort, „und jammerte unaufhörlich um ſeine Mut„ter. Tag und Nacht bat er mit Flehen, ſie „ihm wieder zu bringen; mochte auch durch„aus nichts genießen, und verfiel zuſehends. „Daraus entſtand denn eine Art von Schwind„ſucht, an der er nach fünf Wochen ſtarb.

„Er brachte alſo ſein junges gelehrtes „Leben nur auf fünf Jahr. —“

* * *

Johann Philipp Baratier.

„Philoſ. Mag. und Mitglied der Königl. „Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin, ein „frühzeitig gelehrter Jüngling, war geboren „den ein und zwanzigſten Januar 1721 zu „Schwobach, allwo ſein Vater, François „Baratier, Prediger der franzöſiſch-reformir„ten Gemeine war. Die Mutter aber hieß „Anna Charles. Er war ein einziges Kind, „und ſein Vater ſein einziger Lehrmeiſter, „welcher die Methode, ſo er zu ſeiner Unter-

„weiſung gebraucht, in einem franzöſiſchen
„Briefe an den Hofprediger de Mauclère zu
„Stettin beſchrieben, den ſelbiger ins Deut-
„ſche überſetzt unter dem Titel: Merkwür-
„dige Nachricht von einem frühzeitig gelehr-
„ten Kinde, Stettin 1728, in 4. herausgege-
„ben hat. Der Knabe hat in den erſten drei
„Jahren ſchon drei Sprachen mit ſolcher
„Fertigkeit geredet, daß man keinen Unter-
„ſchied einer vor der andern bei ihm finden
„können, indem er lateiniſch mit dem Vater,
„franzöſiſch mit der Mutter, und deutſch mit
„der Magd geredet, und dieſe drei Perſonen
„auch darin zu ſeinen beſtändigen Lehrmeiſter
„gehabt hat. Im vierten Jahre hat er Ver-
„langen getragen, leſen und ſchreiben zu ler-
„nen, wovon er das erſte ohne Buchſtaben,
„das letztere aber ohne Feder und Dinte ge-
„lernt, weil der Vater ihm die Bedeutung
„der Buchſtaben, nicht aber die Namen der-
„ſelben beigebracht, und weil er die Feder
„nicht wohl hat halten können, ein Stück
„Kreide oder Reisblei in die Hand gegeben,
„da er dann alle Tage einen Buchſtaben ge-
„lernt, und ſolchen bald hie, bald dahin ge-

ſchrie-

„ſchrieben, nachgehends aber von ſelbſt begie-
„rig worden, auch andere und ſonderbarlich
„der hebräiſchen Sprache Buchſtaben zeichnen
„zu lernen.

„Im fünften und folgenden Jahre hat „ihn der Vater auf Erlernung der griechiſchen „und hebräiſchen Sprache geführt, da er denn „in dem alten Teſtament von den hiſtoriſchen „Büchern den Anfang gemacht, ſodann die „Propheten, und endlich die heiligen Poeten „geleſen, wo er aber nicht übereilet, ſondern „mit ihm zugleich das neue Teſtament nach „dem Evangelium Johannis getrieben, und „ſodann in den Epiſteln Pauli geendigt wor- „den. Dabei er zu Beibehaltung der heili- „gen Schrift und des guten Lateins, Caſta- „lionis (Caſtellionis?) lateiniſche Ueberſetzun- „gen beſtändig geleſen, und ſein Vergnügen „gehabt, einzuſehen, wiefern dieſelbe mit dem „Grundtext, den er zugleich getrieben, über- „einkomme. Nach geendigten Büchern der hei- „ligen Schrift ſoll ihm nicht ſchwer worden „ſein, die Rabbinen, deren er verſchiedene „geleſen, desgleichen die griechiſchen, ſowohl „heidniſche Skribenten, als Kirchenväter, zu

„verſtehen. Hiernächſt hat er auch das Sy„riſche, Chaldäiſche, Jüdiſch-Deutſche und „Arabiſche deſto leichter begriffen, und in die„ſen allen keinen andern Lehrmeiſter, als die „gedruckten Bücher gehabt, den Talmud aber, „weil ſich dabei mehrere Schwierigkeiten ge„funden, hat er ausgeſetzt.

„Die Philoſophie, Matheſin und Aſtro„nomie, desgleichen historiam ecclesiasticam „hat er meiſtens aus franzöſiſchen Scriben„ten erlernt, deren Bücher in franzöſiſch und „lateiniſch geleſen, und bei der histor. eccles. „die Scriptores coaevos und Patres, ſo viel „möglichſt zu Hülfe genommen. Anno 1734 „hat er ſein erſtes Buch geſchrieben, nämlich „des Rabbi Benjamin Tutelensis Itinerarium „ins Franzöſiſche überſetzt, mit Anmerkungen „und beigefügten hiſtoriſchen und philologi„ſchen Bedenken, ſo im ſelbigen Jahr in Am„ſterdam gedruckt worden. Von größerer „Wichtigkeit aber iſt ſein Buch, ſo er zu „Nürnberg 1735 in 8. unter dem Titel: An„tiartemonius, seu initium Evangelii S. Io„hannis ex antiquitate ecclesiastica adversus „iniquissimam L. M. Artemonii Neophotini-

„ani criticam, vindicatum atque illuſtratum,
„wider den verkappten Artemonium heraus:
„gegeben, und darin die Schriftſteller alten
„und neuen Teſtaments, ſo von der Gottheit
„Chriſti handeln, mit Beihülfe der Philolo:
„gie und Beifall der alten lateiniſchen und
„griechiſchen Kirchenväter, deren Zeugniſſe er
„mit vielem Fleiß, Verſtand und Gelehrſam:
„keit zuſammen getragen, und meiſtens ſehr
„vernünftige und ſcharfſinnige Schlüſſe dar:
„aus gemacht, wider Artemonii Verdrehun:
„gen gerettet.

„1735. geſchah es auch, daß ſein Vater
„zum franzöſiſchen Prediger nach Stettin be:
„rufen wurde, und im Februar von Schwo:
„bach dahin reiſete. Als er nun bei ſeiner
„Durchreiſe allhier in Halle, den Profeſſor
„Schulze, den er zu Altorf kennen gelernt,
„beſuchte, führte dieſer den Vater und Sohn
„zu dem Kanzler von Ludwig, welcher ſich
„mit ihm in allerlei Unterredungen von
„Sprachen, Philoſophie, Alterthümern und
„Religionsſachen eingelaſſen, und über deſſen
„ſolide Beantwortungen recht erſtaunt, daher
„er demſelben offeriret, es bei der philoſophi:

„ſchen Fakultät dahin zu bringen, daß er „ohne alle Köſten in Magistrum philoso„phiae promovirt werde. Wie er nun dazu „geneigt geweſen, ſo iſt er folgenden Tages „immatriculirt, und Tages darauf, den achten „März, vor der verſammelten philoſophiſchen „Fakultät mit ihrer aller Verwunderung und „Satisfaction examinirt worden, da er dann „ſogleich in der Verſammlung, ex tempore, „auf ein Blatt 14 Theſes zu einer Inaugural-„Dissertation entworfen, welche die Nacht, „nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben des „Präſidis auf einen Bogen in 4. gedruckt, „und folgendes Tages am neunten Merz „unter dem Präſidio des Profeſſor Mathe„ſeos, Johann Joachim Lange, in Gegen„wart von mehr als zweitauſend Zuhörern „mit Jedermanns Verwunderung von ihm, „als einen vierzehnjährigen Knaben, gegen „die Opponenten mascule defendiret, auch „ihm darauf die Magiſterwürde conferiret „worden. Und wollen wir ſolche Theſes der „Rarität halber hierher ſetzen. (Ich laſſe ſie, „um Raum zu ſparen, weg, denn faſt alle „ſind für jetzige Zeit unintereſſant.)

„Tages nach gehaltener Diſputation und
„Promotion ſetzte nun ſein Vater mit ihm
„ſeinen Weg nach Stettin über Potsdam
„fort, wohin ihm einer der hieſigen Profeſ-
„ſoren einen Brief an den Geh. Rath Hoff-
„mann, ſo damals ſich wegen des Königs
„Krankheit dort aufhielt, mitgab, und ihm
„darinn den ganzen Verlauf mit dieſem früh-
„zeitig gelehrten Jünglinge erzählte. Dieſer
„hinterbrachte es ſofort als etwas Sonder-
„bares Sr. Königl. Majeſtät, welche Vater
„und Sohn vor ſich kommen ließen, und
„nicht allein lange Zeit ſich ſelbſten mit ihm
„beſprachen, ſondern auch in Dero Gegenwart
„die gelehrteſten Leute mit ihm von allerhand
„Materien ſich unterreden ließen, und dar-
„über ſo vergnügt waren, daß Sie ihm al-
„les Sehenswürdige am Hofe und in der
„Reſidenz zu zeigen befahlen, auch ſowohl
„als der Königinn Maj. ihn verſchiedentlich
„zu ſich kommen ließen, ihn beſchenket, und
„die Königinn ihn durch den Hofmaler Pes-
„ne abmahlen, und das Portrait in Dero
„Kabinet ſetzen laſſen.

„So haben auch Sr. Königl. Majeſtät,

„als Sie ſeine große Luſt zu den mathemati-
„ſchen und aſtronomiſchen Inſtrumenten ver-
„ſpüret, ihm ein anſehnliches Geſchenk, da-
„mit er ſich dergleichen ſelbſt anſchaffen kön-
„ne, reichen laſſen, auch daß er deſto beſſere
„Gelegenheit, ſeine Studien fortzuſetzen, ha-
„ben möge, aus höchſt eigener Bewegung
„verfüget, daß der eine Prediger der hieſigen
„(Halliſchen) franzöſiſchen Gemeinde ſich nach
„Stettin begeben, und der Vater unſers
„Magiſters Baratier an deſſen Stelle zu
„Halle treten ſolle. Wobei Dieſelben ihm ein
„jährliches Stipendium verordnet, und ihn
„der Univerſität, ſonderlich dem Kanzler von
„Ludwig, in einem Königlichen Handſchreiben
„auf's beſte recommandiret, mit allergnädig-
„ſtem Befehl: daß letzterer ihn von den ſpe-
„culativiſchen Dingen abzuziehen, und auf
„die Wiſſenſchaft der Rechte und Eigenſchaft
„des deutſchen Reichs, davon im gemeinen
„Leben mehr Gebrauch zu machen, zu brin-
„gen ſuchen möchte. Er kam alſo mit ſeinem
„Vater nach einem fünf wöchentlichen Auf-
„enthalte zu Potsdam und Berlin, nach
„Halle zurück, ſetzte ſeine Studia fort, und

„hörte die Jurisprudenz nach allen ihren „Theilen unter Ludwig, Böhmer, Heineccius „und Gaſſer, und legte ſich dabei auf die rö„miſchen Antiquitäten, Münzwiſſenſchaft „und Hiſtorie der neueren Zeiten, dabei er „doch von ſeinem ſo ſehr geliebten Studio „mathematico und astronomico nicht abzubrin„gen war, ſondern ſolches beſtändig dabei trieb, „und auf neue Erfindungen, als z. B. neue „und gewiſſere Systemata mundi, die Longi„tudinem accurater zu erfinden, die Abwei„chungen des Magnets in gewiſſe Regeln zu „bringen, und dergleichen meditirte. So hur„tig, aufgeweckten Gemüths und großen Gei„ſtes er nun aber war, ſo klein, zärtlich und „kränklich war ſein Körper. Bereits im zehn„ten Jahre bekam er ein Geſchwür am Zei„gefinger der linken Hand, das in einen Krebs „ausſchlug, daran er überaus viel ausgeſtanden, „und ihm einige Knochen ausgenommen werden „müſſen; nachmals fiel er in die Schwindſucht, „womit er ſich lange Zeit ſchleppte, bis er „daran, alles angewandten Fleißes der Me„dicorum ohnerachtet, zu großem Leidweſen „ſeiner Eltern, und zu allgemeinen Bedauern,

„am fünften October 1740 jähling verſtarb:
„Er ſetzte ſich nämlich ſelbigen Tages Mit-
„tags mit ſeinen Eltern zu Tiſche, ob er zwar
„keine Speiſe zu ſich nahm, ſondern auf eine
„Suppe, die er verlangt und ihm bereitet
„wurde, wartete. Es kam ihm aber jäh-
„lings eine große Schwachheit an, daß er aufs
„Bette begehrte, und ſobald er auf ſelbiges
„gebracht wurde, mit dem Tode zu ringen
„anfing, und ob ihm wohl möglichſt beige-
„ſprungen wurde, ſeinen Geiſt aufgab, als
„er noch nicht völlig das zwanzigſte Jahr
„ſeines Alters erfüllt hatte.“

* *
*

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt damit, daß ich die Erziehungsweiſe, durch welche manche bekannte Kinder gebildet wurden, die ſich in einem oder dem anderu Fache, (ſei es Muſik, Rechnen oder ſonſt etwas!) allein und meiſtermäßig auszeichneten, für zu ſehr verfehlt halte, als daß ich von ihnen beſonders reden ſollte. Ich kenne viele dergleichen, aber der Gedanke drängt ſich zu ſchnell und

gewaltſam auf, daß ihre Eltern oder Lehrer unverantwortlicher Weiſe das ganze Geiſtesfeld wüſte liegen ließen, um einen kleinen Winkel deſſelben übermäßig, und alſo zum Schaden des Kindes, anzubauen.

Wie ſehr bei meinem Sohne das Gegentheil hiervon Statt fand, weiß man ſchon. Ich ſchweige alſo davon.

Funfzehnter Abſchnitt.

Hat mein Sohn Nutzen von ſeiner frühen Ausbildung gehabt?

Allerdings! und zwar ſehr weſentlichen, und — vielfachen Nutzen.

Eine Hauptgrundlage ſeiner Erziehung war Bildung zur Frömmigkeit und — darauf gegründete Sittlichkeit. Er ſah und fühlte in allem Gott, ſeinen und den allgemeinen Vater. Er ehrte und liebte alles um ſich her, bis zu den Thieren und Pflanzen hinab, als ſeine Mitgeſchöpfe, gewiſſermaßen folglich als ſeine Geſchwiſter. Er ſtrebte deshalb, höher und höher zu ſtehen

auf der großen Stufenleiter, doch ohne allen Neid oder Verachtung anderer Weſen. Er achtete ſie im Gegentheil nur um ſo herzlicher, und liebte ſie um ſo inniger, je höher ſie ſtanden. Er bemitleidete diejenigen, welche er unter ſich glaubte, mit zärtlicher Wehmuth. Sich empor zu ſchwingen, ſuchte er bloß durch den Unterricht ſeiner Eltern, durch den Umgang mit gebildeten Menſchen und durch eigenen Fleiß. Eben deshalb war ihm alles dreies höchſt werth und lieb, ganz gegen die Weiſe gewöhnlicher Kinder! — Er ſprach mit Gott, wie mit ſeinem Freunde; dankte ihm für ſeine Geſchenke und gütige Leitung, bat ihn um Kraft und ferneren Beiſtand zu ſeinen Geſchäften, und bezog jeden angenehmen Vorfall, jedes Vergnügen, das er genoß, auf Ihn, den Allgütigen, den Geber der Freude. In der Harmonika, wie in der blühenden Roſe; im Raphaelſchen Gemälde, wie im Amſelfall; (in der ſächſiſchen Schweiz) im Felsgebirge, wie im Grashalm; im geiſtvollen Menſchen, wie in der Klugheit ſeines Hundes; überall ſah, hörte und fühlte er Gott.

Er betete oft und gern, aber am liebſten allein; oder doch bloß in unſerer (ſeiner Eltern) Gegenwart; ungern vor einem Dritten. Damit man die Art, wie er betete, beurtheilen könne, ſo theile ich ein Gebet mit, welches ich — den Grundgedanken nach — oft von ihm gehört habe. In allen Verhältniſſen und Lagen, in welche er kam, betete er aber anders. Wenn wir auf einer Reiſe begriffen waren, ſo bat er Gott, uns ferner zu ſchützen, und dankte ihm für ſeinen bisherigen Beiſtand. Waren wir irgendwo zum Beſuch, ſo betete er: Gott möge unſern Freunden ihre Güte für uns reichlich vergelten u. ſ. w. War einer von uns (ſeinen Eltern) oder von ſeinen Freunden ꝛc. krank, ſo betete er für deſſen Wiederherſtellung u. ſ. w. Hier iſt das Allgemeine davon.

Karls Gebet aus dem Herzen.

Morgens und Abends, mit Abwechſelungen, die ſich nach den Zeiten und Umſtänden richteten.

Ich danke Dir, lieber Gott, daß Du uns jetzt eine ſo gute Nacht gegeben haſt; Gieb

uns nun auch einen recht guten Tag! Belohne meine lieben Eltern für die gute Erziehung die ſie mir bisher gegeben haben! Hilf ihnen dazu, daß ſie ſie mir noch immer geben können und wollen! Erhalte Sie mir beide noch recht lange, und geſund! Habe Dank für die vielen Freuden, die ich durch ſie und durch andere Menſchen täglich genieße! Stehe mir bei, daß ich heute recht artig, gehorſam und fleißig ſei! Mache, daß ich den Stand erwähle, der mir und meinen Eltern der nützlichſte iſt! Bewahre mich vor Geiz, Stolz, unreinen Gedanken und Lügen! Gieb uns das Gute, wenn es uns heilſam iſt! Gieb uns aber auch das, was uns böſe ſcheint, wenn es uns gut iſt; ſogar wenn wir Dich um Abwendung deſſelben bitten! Lehre uns das Unrecht ertragen! Belohne diejenigen, die ſo viel für mich gethan haben und noch thun! — Thue allen Menſchen wohl, beſonders den Leidenden!

Die erwähnte Grundlage der frommen und ſittlichen Bildung, die genaue Bekanntſchaft mit dem Lehrreichſten des

alten, vorzüglich aber des neuen Teſtamen⸗tes; am allermeiſten mit dem Leben und den Lehren Jeſu; alles in den beſten Auszügen und Schriften darüber, legte einen ſehr feſten Grund zu ſeiner künftigen Rechtlichkeit und Herzensgüte. Das Anſchauen der Gottheit in allen ihren Ge⸗ſchöpfen, die öftere und vertraute Unterhal⸗tung mit ihr, erhielten ihn beſtändig auf⸗merkſam auf ſich ſelbſt, ſo daß er ſich nicht leicht etwas Unrechtes erlaubte, noch auch dazu von Andern verführen ließ. Sein Herz war und blieb durch dies alles ſo un⸗ſchuldig und rein, daß ſehr verſtändige Men⸗ſchen ihn: engelrein nannten.

Eben deshalb erlaubte er ſich auch in unſerer Abweſenheit nichts Verbotenes; denn, ſagte er ſich, Gott ſieht es ja, und wie ſollte ich dieſen beleidigen wollen! Be⸗gebenheiten wie die, welche ich ſogleich erzäh⸗len will, fielen oft vor, und mußten — vor⸗fallen.

Wir waren einmal beide zum Beſuch beim Prediger E. in L. Beim Kaffeetrinken am andern Morgen goß Karl aus Unbedachtſam⸗

keit etwas von ſeiner Milch auf den Tiſch. Das Geſetz war aber, er dürfe zur Strafe dann nicht weiter trinken oder eſſen; Er bekam in einem ſolchen Falle nur Brod mit Salz zur Stillung ſeines Hungers.

Er trank ſehr gern Milch. E.s hatten dieſe noch dazu ungewöhnlich ſüß gemacht, und ihm vortrefflichen Kuchen dazu gegeben, weil ſie ihn unbeſchreiblich lieb gewonnen hatten. Karl wurde plötzlich blutroth, ſehr verlegen, und hörte auf zu trinken. Ich wußte recht gut, warum! that aber, als ob ich es nicht bemerkte.

Auch E.s wurden es bald gewahr, und ermunterten ihn zum Austrinken. Er weigerte ſich, und geſtand endlich, er könne nicht weiter trinken, denn er habe aus Mangel an Vorſicht den Tiſch begoſſen. Natürlich verſicherten dieſe, das ſchade gar nichts! Er möge nur forttrinken u. ſ. w. Ich ſchwieg ganz ſtill, und beſchäftigte mich abſichtlich mit dem Zuſammenſuchen unſerer Sachen. Karl war aber nicht zu bewegen; ſo daß E.s endlich, aus zu großer Liebe für das Kind, böſe auf mich

wurden, weil ſie wähnten, ich hätte ihm das Verbot vielleicht zugewinkt.

Jetzt ſchickte ich Karln auf den Hof, und ſetzte ihnen alles dahin gehörige auseinander. Es war aber ohne Nutzen; denn ſie behaupteten: es ſei wider die Natur, daß ein geſundes Kind, welches noch Eßluſt habe, ſüße Milch mit Kuchen nicht genießen ſollte, weil ein Geſetz es ihm, wegen eines kleinen Verſehens, verbiete.

„Gehen Sie nur einmal fort! ſagten ſie endlich. Dann wird er bald trinken!“ Gut, antwortete ich, ich will fortgehen, damit Sie ſehen, daß ſein Betragen aus ſeiner Seele fließt, nicht etwa von mir erzwungen iſt! aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir nachher der reinſten Wahrheit gemäß erzählen, was vorgefallen iſt. Ich verſpreche Ihnen im voraus, daß ich ihm keinen Vorwurf darüber machen will, wenn er die Milch wirklich trinken ſollte. — Sie gaben mir darauf ihr Ehrenwort.

Jetzt wurde Karl gerufen, und ich ging unter einem ſcheinbaren Vorwande fort. E—s bemühten ſich auf alle Weiſe, ihn zum Eſſen

und Trinken zu bewegen. Aber umſonſt. Sie machten ihm die Milch noch ſüßer. Auch das half nichts. Sie verſprachen, die Taſſe wieder eben ſo weit vollzufüllen, damit ich es nicht bemerken könne, und boten ihm andern Kuchen an, mit dem ſophiſtiſchen Beiſatze: dieſen könne ja das Geſetz nicht verbieten. Beſonders machten ſie ihn darauf aufmerkſam, daß ich nichts davon wiſſe, noch erfahren ſolle. Karl blieb unerſchüttert! und wiederholte: „Wenn es auch mein Vater nicht weiß, ſo weiß es doch Gott! und das iſt noch wichtiger! Das wäre aber offenbar ein Betrug, wenn ich andere Milch und andern Kuchen genießen wollte.“

„Sie erinnerten ihn, daß er weit zu Fuße gehen ſolle, folglich Kräfte haben müſſe. Er blieb aber dabei: Salz und Brod mache die Backen roth, und werde ihm alſo auch die nöthigen Kräfte geben.

Endlich ſahen ſie ſich gezwungen, mich wieder zu rufen, und erzählten mir mit Thränen in den Augen alles, was vorgegangen war. Ich erhielt mich ſo kalt, als ich nur vermochte; küßte Karln liebevoll, und ſagte:

„Lie-

„Lieber Karl! Du haſt Deine Strafe frei⸗willig übernommen, und redlich ausſtehen wollen; ſo will ich ſie denn, unſerer Fußreiſe wegen, und auf Bitte unſerer Freunde, hier⸗mit enden. Iß und trinke ruhig Deinen Ku⸗chen und Deine Milch! Du haſt das Geſetz erfüllt. Ich ſpreche Dich von allem Weiteren frei.“

Jetzt verzehrte Karl dankbar und fröhlich was daſtand, und was man ihm noch ange⸗boten hatte. E.s aber konnten nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ein ſechsjähriges Kind ſo viel Gewalt über ſich haben könne, unter den angeführten Umſtänden, und bei gutem Appetite, ſich einen Lieblingsgenuß nicht erlauben zu wollen.

Sie kannten die hohe Gewalt einer rei⸗nen Frömmigkeit, und darauf gegrün⸗deten Sittlichkeit, nicht genug. Denn da⸗mit iſt noch weit mehr möglich, ohne ſie aber — wenig!

Eine zweite Grundlage war die Ausbil⸗dung und Stärkung ſeines Körpers, und ſo⸗viel als möglich, aller einzelnen Kräfte des⸗ſelben. Darüber iſt ſchon geſprochen, alſo

übergehe ich es hier. Daß die Sinne, ſo wie ihre Schärfung und Stärkung hierher gehören, verſteht ſich von ſelbſt.

Eine dritte Grundlage war, von Anfang an, die höchſt mögliche Ausbildung ſeines Geiſtes in allen einzelnen Vermögen deſſelben. Verſtand, Vernunft, Scharfſinn, Witz, Gedächtniß, Phantaſie u. ſ. w. Theils habe ich hiervon ſchon geredet, theils werde ich mich noch darüber auslaſſen.

Damit hing denn die Gewöhnung zu einer ſchriftmäßigen Sprache, zum richtigen Denken, Fragen, Antworten, Einwendungen u. ſ. w. genau zuſammen, und fiel Jedermann angenehm auf. Man ſah das Kind alſo gern um ſich, noch ehe es das Geringſte von Sprachen oder Wiſſenſchaften erlernt hatte. Wie mancher herrliche Genuß iſt Karln hierdurch geworden! Wie viel hat er dadurch gehört, geſehn und gelernt!

Die gebildetſten Menſchen der Gegenden, in welchen ich mich etwa befand, und die ich beſuchte, machten ſich eine Freude daraus, dem guten Knaben alles zu zeigen und zeigen zu laſſen, was ihm Freude gewähren

konnte, und ſo verſtrich ſeine Kindheit—ſchon wegen ſeiner Herzensgüte — unter den edelſten Vergnügungen und unter ſteter Belehrung.

Jetzt (in ſeinem ſechsten Jahre) trat der Unterricht in Sprachen für ihn ein.

Durch ſeine klare Ueberzeugung, daß er ſie zu ſeinem Wohl inne haben müſſe; durch eine zweckmäßige und vereinfachte Methode; ſo wie durch die, mit Ueberlegung gewählte, Folge derſelben auf einander, wurde ihr Erlernen ihm ein nicht ſehr ſchwieriger Krieg mit den einzelnen Wörtern und ihren Formen. Aber dieſer Krieg ward durch Hülfe alles deſſen, was bisher für ihn geſchehen war, ein fortdauernder und leichter Sieg. Beides zuſammen iſt ja aber im Grunde die Erklärung des Wortes: Spiel.

Seine Uebung im Leſen der fremden Sprachen war ſchnell für ihn das gleiche, was früher die Uebung im Deutſchleſen für ihn geweſen war, eine höchſt angenehme Unterhaltung, ein erheiternder Zeitvertreib, wobei er gar nicht ahnete, daß er dabei ungewöhnlich viel lerne.

Der Unterricht in den Wiſſenſchaften war längſt vorbereitet, durch Unterredungen, durch Beſehen von tauſend merkwürdigen Dingen, durch Reiſen, durch Erzählungen aus der ältern und neuern Geſchichte und — durch ſein eigenes Leſen in allen ihm bekannten Sprachen.

Er wollte alſo äußerſt gern mehr davon wiſſen, und riß an ſich, was man andern Kindern mit vieler Mühe beibringen muß. Nie habe ich daher herzlicher gelacht, als wenn ich erfuhr, daß Jemand ſchriftlich oder mündlich behauptet habe: mein Sohn ſei eine Treibhauspflanze, denn es ſei ihm alles was er wiſſe, eingepfropft, oder: eingetrichtert.

Die Thoren! Sie kannten ſo wenig die erhabene menſchliche Natur, als die Macht eines natürlichen Unterrichts. Was das Kind lernt, muß ſein Eigenthum werden; „ſein“ im unumſchränkteſten Sinne des Worts, dann wird es daſſelbe nicht leicht wieder vergeſſen. Und wenn es — der Zeit und Umſtände wegen — es auch wirklich vergißt, ſo bleibt ihm doch der Hauptnutzen

davon: „die Schärfung und Erhöhung ſeiner Geiſteskräfte“ für alle Zeiten.

Als die Sprach- und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe meines Sohnes bekannt wurden, ſehnte man ſich noch mehr als zuvor, ihn bei ſich zu ſehen. Ich bekam ſehr freundliche Einladungen oft von mir völlig unbekannten Perſonen; und auf kleinen Reiſen führte man uns höchſt liebevoll von Hand in Hand.

Wie viel hat der Knabe dadurch gelernt! — Denn alle beſtrebten ſich, ihm etwas Neues, etwas Intereſſantes zu zeigen, und jeder erklärte es ihm, oder ließ es ihm durch Sachverſtändige genau erklären. Ich bin wirklich oft ängſtlich geweſen, weil ich fürchtete, die Gegenſtände, welche doch bisweilen von hohem Werthe, oder Lieblingsſachen des Beſitzers waren, könnten darunter leiden.

Und — wer waren die Menſchen, die ſich ſo gütig an uns anſchloſſen? — Weit aus die meiſten gehörten zu den edelſten, erfahrenſten, liebenswürdigſten, gelehrteſten im erhabenſten Sinne des Worts, auch wohl zu den vornehmſten und reichſten.

Karl erhielt alſo dadurch Gelegenheit, in fünf bis ſechs Jahren zu hören, zu ſehen, zu empfinden, was andere in zwanzig bis dreißig Jahren kaum, ja oft niemals erfahren. Kurzſichtigkeit und Vorurtheil mußten daher bei ihm allmählig verſchwinden, er konnte nach einiger Zeit keinen Gegenſtand mehr anſtarren, und fällte begreiflicher Weiſe meiſtens umſichtige Urtheile.

Durch ſeine raſchen Fortſchritte war aber, wie man leicht begreift — unter andern auch viel Zeit für ihn gewonnen, und — das Sprichwort iſt ja wohl ſo wahr als alt: Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Bekanntlich füllt man die ſchönen Jahre vom ſiebenten oder achten bis zum ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahre, (folglich zehn Jahre lang!) — mit dem meiſtens widerwärtig ertheilten Unterrichte im Lateiniſchen und Griechiſchen aus; natürlich klagen daher unter hundert Erwachſenen neunzig, daß ſie wenig dadurch gelernt haben, weil man ihnen denſelben nicht anziehend machte. Die Unterweiſung in den neueren Sprachen und in den Wiſſenſchaften, welche

— in den jetzigen Zeiten — daneben ertheilt, wird, pflegt jenem untergeordnet zu werden, und ſchreitet deshalb nicht weit vor; man muß es aber ſchon zu einer gewiſſen Vollkommenheit darin gebracht haben, wenn eine Wiſſenſchaft uns anziehen, und das Studiren derſelben uns erheitern, oder wenn die erlernte Sprache uns fühlbar Nutzen ſchaffen ſoll.

Mein Sohn gewann alle dieſe Jahre, um in denſelben eine Menge Fächer ſeines Kopfes auszufüllen, und viel noch wüſtes Feld deſſelben urbar zu machen Er ſtudirte in dieſer langen Zeit alte und neue Erdbeſchreibung, alte und neue Geſchichte, Naturgeſchichte in faſt allen ihren Theilen, Mathematik, Phyſik und Chemie, und zwar ſo gründlich, daß er in ſeinem dreizehnten Jahre ſchon Doctor Philosophiae wurde, und daß ſeine vorher erhaltenen Zeugniſſe im hohen Grade rühmlich für ihn ſind. In ſeinem vierzehnten Jahre wurde er zum Mitgliede der naturforſchenden Geſellſchaft in der Wetterau aufgenommen. Nun blieben ihm noch vier Jahre übrig; er genoß dadurch das Glück,

in den ſchönen Rheingegenden zu leben, Jurisprudenz mit ihren Hülfswiſſenſchaften ſo umfaſſend zu ſtudieren, daß er in ſeinem ſechszehnten Jahre auf eine ehrenvolle Weiſe zum Dr. juris promovirt wurde. Dann reiſete er viel umher, und lebte längere Zeit hindurch in Berlin, machte eine Menge angenehmer und einige ſehr unangenehme Erfahrungen, wurde von vielen edlen Menſchen mit Liebe, von wenigen ſchlechten mit Hinterliſt behandelt, von ſeinem Könige mit hoher Gnade zu einer zweijährigen gelehrten Reiſe beſtimmt, und durfte die Zwiſchenzeit ganz dazu anwenden, ſich auf dieſen ehrenvollen und nützlichen Auftrag theoretiſch und praktiſch vorzubereiten.

Iſt das alles nicht eine Summe von Glück, die ein rechtſchaffener Vater ſeinem Sohne gern mit Tauſenden erkaufen möchte, wenn ſie ſich erkaufen ließe? — Nein, es reut mich keinen Augenblick, daß er ſich früh ausbildete, denn er hat dadurch weder an ſeinem Körper, noch an ſeinem Geiſte, noch auch an ſeinem Herzen im mindeſten gelit-

ten; wohl aber hat er dadurch in jeder Hinſicht gewonnen.

Seit dreißig Jahren ſchon hatte und behielt ich eine Idee im Auge, welche Wurzer (in Marburg) im Jahre 1818 auszuſprechen wagte. „Statt kleinlichen Wörterkrams ſagte er, galt den größten Männern der Vorzeit, das Studium der Lebensweisheit und die harmoniſche Uebung aller Kräfte der Seele und des Körpers. Das iſt der ächte Zweck und Geiſt alles Unterrichts; und die Frucht des ächten Unterrichts iſt, wie Johannes von Müller ſagte: Geiſtesgegenwart und Geſchick zu allem; Würde des Lebens und Unabhängigkeit von der Laune des Glücks. Die Vereinigung eines thätigen Lebens mit einem denkenden iſt es, welche uns wieder unſern Meiſtern im Alterthum nähern kann"

So habe ich die Alten, ſeit dreißig Jahren ſchon angeſehen, verehrt und nach ihrem Muſter zuvor mich, und dann meinen Sohn, nach meinem Vermögen, zu bilden geſucht.

Sechszehnter Abſchnitt.

Wird meines Sohnes Geiſteskraft früher zu wachſen aufhören, als die andrer Jünglinge?

Es ſcheint nicht ſo! —

Im Jahre 1811 antwortete ich dem Herrn Kollegienrath von Jacob mit Aengſtlichkeit auf ſeine Beſorgniß, daß meines Sohnes Geiſteskraft ſich im vierzehnten Jahre fixiren werde, und verſicherte ihn, ich würde Vorkehrungen treffen, damit es ihn nicht ſo tief kränke, wenn es ja einträte. — Als mein Sohn vierzehn Jahr voll war, hätte ich ſchon ſagen können: ich habe geſiegt! ich that es jedoch nicht, wie wir oben geſehen haben. Wohl aber nahm meine Hoffnung, daß alles nach Wunſch gehen werde, zu, und ſie hat ſich, dem Himmel ſei Dank! mit jedem Jahre vermehrt.

Viele ſeiner Arbeiten in der neueſten Zeit, beſonders ſeine Aufſätze jeder Art beweiſen es; denn der Unterſchied derſelben fällt von Jahre zu Jahre, wie aus ſeinen Druckſchriften bekannt iſt, angenehm auf. Ich laſſe hier einige Stellen aus ſeinen Briefen

während eines Jahres folgen, weil man ſie ausdrücklich verlangt hat.

Auszug aus einigen Briefen meines Sohnes an ſeine Mutter, während ich entfernt war.

Weimar den 22. September 1817.

— — — — Ich ſchreibe Ihnen diesmal mehr über mein Inneres, als über die äußeren Vorfälle meiner Reiſe, denn die Ereigniſſe ſcheinen mir in jenem bedeutender geweſen zu ſein, als in dieſen. Die ſiebzehn Tage, die ich in Dresden verlebte, haben, wie ich glaube, einen ſehr großen Einfluß auf mich gehabt, und das aus mehreren Gründen. Der erſte davon beſteht in dem Eindruck, den das Anſchauen und Verſtehenlernen der herrlichen Kunſtwerke auf den gefühlvollen Menſchen machen muß. Manche Ideen, die in Worten ſich nicht ausſprechen laſſen, die aber das Edelſte im Menſchen anregen, mußten hier in mir wach werden, und nicht leicht ließ eins jener Meiſterbilder mich ohne eine freundliche Mitgabe von ſich gehen.

Werther ſagt: er könne gar oft ſeine Gedanken nicht ausſprechen, es ſcheine ihm aber, als könne er eher in Formen zeigen, was er wolle; und eben dieſe unausſprechlichen Gedanken, die den Zuſammenhang mit einer andern Welt in ſich tragen, ſind von den herrlichſten Gemüthern unter den Künſtlern, ihren Kunſtwerken mitgegeben. Wenige verſtehen dieſe Sprache, und keiner kann ſie überſetzen. Noch wichtiger für mich war der nähere Umgang mit zwei edlen Menſchen, dem F. v. W. und G. v. L. ꝛc. — — —

Göttingen den 30. September 1817.

— — — — Stehe ich an meinem Fenſter, wenn in herbſtlicher Milde die Sonne geſunken iſt; ſo faßt mich eine unnennbare Wehmuth beim Anblick der feierlichen Abendröthe, die in ſchweigender Allgewalt mir von jedem Rechenſchaft zu fordern ſcheint über Alles, was er an dem Tage, dem ſie zum Gränzſteine dient, gedacht und gehandelt hat; und wie Wenige ſind, die bei ernſtlicher Prüfung das Gethane billigen können! Wie

Vielen verfloß der Tag ohne bedeutſame Thätigkeit! — Ach! ich fühle es täglich mehr und mehr, wie ſchwer es iſt, gut zu ſein! — Wie wir überhaupt in der Welt der Gleichgültigkeit leben, wo jeder dem andern genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur unſchädlich vor ihm vorbei geht; ſo iſt auch das Innere der Menſchen beſchaffen. Wer nicht ſchlecht iſt, iſt darum noch nicht gut; wer dem Willen Gottes nicht entgegen handelt, der erfüllt darum ſeine Gebote noch nicht. Und doch, dünkt man ſich ſchon ſehr hoch zu ſtehen, glaubt man ſich nur von unedlen Handlungen frei. Die Herzensgüte theilt gleiches Schickſal mit jedem Ideale. Ein Himmelsgebild, ſchwebt ſie als ſanftes Geſtirn in höheren Regionen. Auf Erden können wir nur den Spiegel davon beſitzen, der freilich nie dem hohen Urbilde an milder Klarheit gleichen wird. Aber Heil dem! deſſen Herz zum Spiegel der wahren Güte wird.

Das höchſte Streben jedes edleren Menſchen muß dahin gerichtet ſein, einſt in den Beſitz jener Himmelsgabe zu gelangen. Zwar denke ich mir das Gelingen dieſes Wunſches

als nie vollkommen, ſondern nur ganz allmählig, annäherungsweiſe, möglich; aber um ſo emſiger beſtrebe ich mich, keinen Augenblick dies ſchwierig-ſchöne Ziel aus den Augen zu laſſen.

So zurückſchreckend die Geſtalten der Alltagsmenſchen dem jungen Gemüthe ſein müſſen, ſo erfreulich und wohlthätig iſt ihm auch der Umgang mit wahrhaft guten Weſen, die in Einfalt und Demuth von nichts weniger wiſſen, als von ihrem unausſprechlich hohem Werthe. — Solche Weſen fand ich in den früher benannten trefflichen Menſchen ꝛc.

Göttingen den 2. Oktober 1817.

— — — Sie verlangen eine ausführliche Reiſebeſchreibung von mir! Ja, das iſt eine ſchwere Aufgabe für mich! Denn wenn gleich alles lebendig vor mir ſteht, ſo vermag ich doch nicht das Empfangene wiederzugeben. In meinem Innern lebt und webt es thätig fort, und Weniges geht vorüber, was nicht noch für ſpäte Zeiten ſeinen Nutzen brächte. Da ſtehen in mir aufgethürmt zwei Haupt-

rubriken; Ereigniſſe und Bilder. Sie enthalten des Geſchehenen Geſammtmaſſe. Die Gedanken bilden zwiſchen beiden die luftige Brücke, und tragen herüber und hinüber und geben ihre vollbrachten Werke ab an Herz und Verſtand. Doch all das Schaffen iſt nach innen gerichtet, und nichts davon will den langen Weg unternehmen durch Arm in Hand und Feder auf's Papier. Da muß dann der Geiſt als Spiegel dienen; allein die Wärme und die Farben der Ereigniſſe und Bilder gehen verloren, und beide zuſammengeſchmolzen laſſen nur noch die kalten Umriſſe zurück. Aber angſt und bange wird mir, wenn ich dieſe hergeben ſoll, weil ſie ſo kalt und unbiegſam daſtehen.

Daß ich in Dresden die vorzüglichſten Männer alle geſehen, daß ich im Ganzen ſehr freundlich aufgenommen wurde; daß ich an den vier Darſtellungen der Frau Schröder das Vollendetſte ſah, was mir in tragiſch-künſtleriſcher Hinſicht je vorgekommen war: daß ich am herrlichen Morgen des vierzehnten Septembers, bei voller Kirchenmuſik, von Dresden in der katholiſchen Kirche Abſchied

nahm; dies alles habe ich Ihnen ſchon geſchrieben, oder habe ich es nicht, nun! ſo wiſſen Sie es jetzt. Wie wir vier (denn Peſtalozzi vereinigte ſich mit uns von Dresden an) mit unſern verſchiedenfarbigen Renzeln und Reiſeſtäben, bei Sturm und Wind, durch tagelangen Regen mit einem Regenſchirm hindurch wanderten: wie wir, gleich den vier Haimonskindern, in maleriſcher Eintracht zu zweienmalen auf einer Streu neben einander hingeſtreckt lagen; — das überlaſſe ich Ihrer Phantaſie, es ſich genauer auszumahlen. Doch hinzufügen muß ich, wie wir mit heiliger Rührung bei Tharand die, nach unſrer edlen Königinn benannten, heiligen Hallen betraten; wie wir in Freiberg ſiebenhundert Ellen unter den Wohnungen der Menſchen, an der armen Mutter Erde den Kaiſerſchnitt vornehmen ſahen, und wie mir ſtets, wenn ich einen Augenblick von den Uebrigen mich entfernte, die Worte Schillers einfielen:

„Und da hing ich, und war's mir mit Grauſen bewußt,
„Von der menſchlichen Hülfe ſo weit;

„Un-

„Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
„Allein in der gräßlichen Einſamkeit;
„Tief unter dem Schall der menſchlichen
Rede,
„Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

den 5. Oktober 1817.

Am ſechszehnten September kamen wir um die Mittagszeit in Hainichen, Gellerts Geburtsort, an. Wir ſahen im Pfarrgarten Gellerts Linde, die ſein Vater am Tage ſeiner Geburt pflanzte, und welche noch alljährlich von den Bewohnern bekränzt wird. Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man an Orte gelangt, die ausgezeichneten Menſchen zum frühen Jugendaufenthalt dienten. Es liegt indeß dies Gefühl durchaus nicht allein in der Neugierde. Nein! Bei jedem Gegenſtande glaubt man den Eindruck errathen zu können, den er auf jenen Mann in ſeinen Kinderjahren machte, und in wie fern er vielleicht Einfluß auf die Bildung ſeines Gemüths hatte. Ja, man glaubt oft jenes Mannes Gedanken, ſeinen ganzen Sinn, erſt dann recht zu verſtehen, wenn man ſeinen

Wohnort kennen gelernt hat, ſo wie man erſt dann über einen Menſchen urtheilen ſollte, wenn man ihn zu Hauſe, in ſeiner ihm eigenen Umgebung, geſehen hat. Was insbeſondere Gellert betrifft, ſo war uns der Ort um ſo intereſſanter, als er hier manches Jahr des Kummers und des Grames verlebt hatte, wovon ſich die Spuren noch in Verſen, die er im Mißmuth ins Fenſter geſchrieben hatte, ausſprechen. ꝛc. — — — —

Göttingen den 6. November 1817.

— — — — Ein jeder hat die Wahl zwiſchen zweien Richtern, der innern Stimme und dem Urtheile der Welt. Wahrlich, wem der Letzte der wichtigſte iſt, deſſen wahres Heil iſt verloren. Aber, höre ich ſagen, die inneren Stimmen trügen oft! — Sehr wahr! auch mich haben ſie ſchon betrogen. Darum ſoll man beſonders mit den Edelſten ſeine Ideen austauſchen; darum ſoll man ihren Wandel betrachten, und dann — freilich ohne blinden Glauben! — an Autoritäten hangen.

Mögen dann manchmal ſcheinbare Inkonſequenzen entſtehen; der Gott in uns wird unſer Inneres wie einen fortlaufenden Faden ausſpinnen, der freilich oft von der graden Linie abſchweifen wird. Man laſſe ſich dadurch aber nicht irre machen, und ſchäme ſich nicht, Meinungen, denen man früher eifrig anhing, aufzugeben, und vielleicht andere anzunehmen; je nachdem über Grundgedanken, die bei ſo Wenigen feſtſtehen, die Ideen geändert werden. Und ſo ſteht derjenige höher, der ſeine Meinung ändert, und in der jedesmaligen Geſtalt, ſie gleich eifrig zu verfechten unternimmt; als der aus Eigenſinn oder Stumpfheit, ſich gleichbleibende Nachbeter ſeiner Selbſt.

In jenem erſcheint zum mindeſten ein fortwährendes Streben rege; ſtatt daß dieſer auf die ſchlimmſte aller Authoritäten ſchwört, auf die ſeiner eigenen Meinungen, die zu verletzen ihm unwürdig ſcheint. — So, geliebte Mutter, mögen Sie es auch erklären, wenn ich mehr als einmal entgegen geſetzte Meinungen annahm und vertheidigte. Es iſt dies, wie Sie bemerken, in den wichtigſten

Angelegenheiten, die der Menſch haben kann, in meinen Meinungen über Religion, der Fall geweſen. Beunruhigen Sie ſich aber nicht deswegen! — Ich habe zwar dieſe Meinungen zu verſchiedenen Malen geändert; aber nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, auf die nächſtbeſten Authoritäten hin; ſondern — vorzügliche Denker, oder beſonders gute Menſchen, ſprachen ihre Ideen gegen mich aus; ich faßte ſie auf, und verarbeitete ſie. Da aber dieſe Männer an Geiſteskraft und reiflichem Durchdenken jener Materien mir weit überlegen waren, ſo iſt es natürlich, daß ſie mich mit ihren Gründen von ihrer Idee überzeugten. Ein Zweiter, deſſen Ideen über dieſen Punkt noch weiter drangen, und der die Vernunftſchlüſſe ſeines Vorgängers zu entkräften wußte, vermochte es vielleicht, mich von neuen Anſichten zu überzeugen; und ſo kann der Verſtand ſchwanken, bis zur höchſten Stufe der Vollkommenheit, die der Geiſt je, oder vielmehe nie hier, ſondern in andern Welten — wird erreichen können; ohne den Vorwurf des unbeſtändigen Autoritäten-Nachbetens zu verdienen.

Ein altes Sprichwort ſagt: Bei dem wahrhaft Großen iſt auch das Wollen ſchon genug! — Ich wollte forſchen, und geblendet falle ich anbetend nieder vor der Gottheit, die auch im feurigen Buſche mein Auge nicht zu ertragen vermag. — Faſt vier Jahrtauſende ſind verfloſſen, ſeit Moſes ſich demüthigte; Rom's und Griechenlands Weiſen wollten das Unnennbare ergründen; der Jungfrau Sohn zeigte uns den Stern, dem ſelbſt Morgenlands Weiſen folgten, um ſich höherer Aufklärung fähig zu machen — — aber den Schleier, der die Gottheit umhüllt, hat auch er nie heben wollen; und noch heute tritt der Jüngling beſchämt und geblendet zurück, der es wagte, der Göttinn zu Sais heiliges Antlitz ſchauen zu wollen. Unbefriedigt kehrt er heim von dem Heiligthum der Urmutter Iſis. Ja, ich halte mich überzeugt, daß ſelbſt wenn er das Verbrechen begangen, den irdiſchen Schleier zu heben, er durch Schuld, doch die Wahrheit nicht ſehen wird.

Die Roſe wächſt, die Blume blüht; entzückt uns Aug' und Seele; doch des Schöpfers Gedanke, als er die Roſe ſchuf, wer

wagte es, ihn zu binden? Schnell wie ein Blitz, feſſelt er ſich in dem Saamenkorn, und ſtrömet durch die neue Pflanze gleiches Leben, das in der erſten floß, die Gottes Schöpferhand entſprang. Dort liegt verborgen alles Lichtes Keim. Jener Staub, den von der Blumenkrone die Biene heimgeholt: als Kerze ſtrahlt er uns das Licht entgegen, das ſchlafend, als ein Gottesgeiſt, in ihm verborgen lag.

Doch was ſind Worte, um auszudrükken, mit welcher Demuth wir, die wir der Gottheit Spur kaum entdecken können, im Staube anbetend vor ihr knien müſſen! —

Solche Gedanken ſind es, von denen diejenigen durchdrungen werden, die ein tieferes Forſchen unbefriedigt gelaſſen hat, und die nun zurückgekehrt, freiwillig den Schirm über ihre Augen decken.

Ein wie ganz anderes, und ein um wie viel beſſeres Chriſtenthum iſt ein durch Ueberzeugung erworbenes, als ein bloß vererbtes, für den forſchenden Geiſt! Darum halte man niemand ab, über das nachdenkliche Betrachtungen anzuſtellen, was ihm das Höchſte und

Wichtigſte ſein muß. Sollte er auch ſich verirrt haben vom rechten Pfade des Heils, und hat er nur das wahre ſehnſüchtige Streben; ſo wird Gott ihn ſicher nicht herum irren laſſen in der Einöde, ſondern er wird ſeine Engel ausſenden, um ihn zurückzuführen auf den rechten Weg.

Am Rheinfall bei Schaffhauſen
den 31. Auguſt 1818. Morgens halb
7 Uhr.

Theure, gute, geliebte Mutter! und Ihr alle, die ihr mein auch nur mit einem Theil der innigen Liebe gedenket, mit der mein Herz in dieſem ſeeligen Augenblick Euch Alle umſchließt, an Euch! ſind dieſe Worte gerichtet.

Vermag ich auch nicht, mein Entzücken Euch mitzutheilen, ſo ſoll es doch nicht meine Seele allein genießen.

Ach! dieſe Zeilen können Euch nicht einmal ein Oelblatt ſein! Die Taube iſt weggeflogen um Euch aus dem entzückenden Lande einen Zweig zu bringen, und — ſie bringt nur einen Brief. — Doch Roſenblätter mindeſtens will ich Euch ſtreuen; Roſenblätter,

die ſtündlich die Tropfen des Falles tranken; die unmittelbar neben ihm aus dem ſteilen Felſen hervorwuchſen. Sie ſeien Euch ein Zeichen, daß ſelbſt das größte Schauſpiel der Natur nicht auf einen Augenblick vermochte, Euer Bild aus meiner Seele zu verdrängen!

So hört denn, von welchem Standpunkte aus ich Euch dieſe Zeilen ſchreibe!

Noch ſo eben ſtand ich auf dem Fiſchetz mitten in dem koloſſalen Waſſerſturze. Hier pflückte ich jene Blätter. Doch ich ſtand dem ewigen Wüthen des Waſſers zu nahe; das Toben war zu groß, als daß ich zur Ruhe hätte gelangen können. Jetzt bin ich den Strom weiter hinabwärtsgegangen, und auf einen Felſen im Rhein geklettert, auf deſſen höchſter ſcharfer Kante ich reite, und vermittelſt des wohlbekannten Schreibzeuges dieſes Brieflein ſchreibe.

Grade vor mir habe ich den ganzen Rheinfall; unter mir fahren von Zeit zu Zeit Fremde auf ſchwankenden Nachen, und jeder findet Freude an meinem wunderlichen Sitze. Neben mir ein liebliches Wäldchen, darüber das Schloß Laufen. Jenſeits des Rheins

das Schloß Wörth, beſonnte Wälder und ſanfte, mit Reben bedeckte, Anhöhen. Ganz oben, alles mit liebender Heiterkeit überſchauend, der blaue Himmel.

Schon vor Sonnenaufgang war ich von Schaffhauſen hierher (eine Stunde weit) gegangen. Als ich kam, waren nur erſt die fernen Alpen, der Tödi, die Windgelle, das Schreckhorn u. ſ. w. von den erſten Sonnenſtrahlen geröthet. Auf dem Fiſchetz habe ich dann abgewartet, bis die Sonne von oben nach unten allmählig den Rheinfall zu beleuchten anfing. Jetzt ſehe ich die ganze ſilberne Schaummaſſe von blendendweißem Lichte erhellt. Aber ich ſitze im Schatten. — So eben kommt der Kahn, mich an's andere Ufer zu führen. Leben Sie einſtweilen wohl!

Zürich den 6. Sept. 1818.
Abends nach 9 Uhr.

Schreiben kann ich nicht in einer ſolchen Natur! Ich mögte ſelbſt eine der Alpen ſein, denn von dem bloßen anſchauen (was ich die letzten drei Tage hindurch ununterbrochen

gethan habe) werde ich nicht ſatt! — Ich war auf Habsburg! Die Epheublätter ſind daher. Alle Blumen und Blätter, die ich ſchicke, heben Sie doch ja recht ſorgfältig auf, es wird, hoffe ich, eine intereſſante Sammlung werden.

Zwei Gewitter ſtehn am Himmel; es blitzt ſtark. Hoffentlich wird das Wetter morgen gut. — Unter meinem Fenſter rauſcht die Limmat, darüber hinaus der See, rechts die Stadt mit dem ſchönen Münſter. Ueber dem See hin die Berge. Die Berge — die Alpen! Und das alles aus meinem Fenſter! Morgen, ſo Gott will! bin ich mitten in dieſer Herrlichkeit. Ihm fühle ich mich täglich näher. Er gebe Ihnen jetzt eine gute Nacht und ſeegne uns alle! —

Realp den 12. Sept. 1818.

— — — — Wenn ich kein verwandtes Weſen um mich ſehe, ſo gebe ich dem kalten Eis und Schnee Gefühl und Seele, um doch etwas zu haben, woran ich meine Gefühle heften kann. Ach! die Menſchen ſprechen in tauſend Sprachen, meiſtens was ſie nicht

fühlen; aber die Natur bleibt ewig, und ruft mit herrlicher Hieroglyphenſchrift durch alle Aeonen der Zeit die Geſetze der Weltgeſchichte. Das Blatt iſt nichts als ein eingeſchränkter Baum, jeder Zweig des Großen kehrt im Kleinen wieder, und ſo iſt nichts in der Welt, in dem ſich nicht Alles ſpiegelte. Und beſonders die Elemente, jene Rieſen der einfachkräftigen Vorzeit, ſie ſind voll tiefer Bedeutung. Es iſt ein wunderbares Wort: Der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer. ꝛc. — —

Auf dem Lagomaggiore
den 25. September 1818.

(am Geburtstage ſeiner Mutter.)

Heute der erſte Tag ganz in Italien; heute das Gebiet des 45°ſten Breitegrades betreten, — und heute! — O, wenn jeder Gedanke, jeder Wunſch, der heute Ihnen galt, auch nur den ſanfteſten Hauch des himmliſchen Klima's, das mich umgiebt, hätte zu Ihnen hinüberführen können; ſo hätten Sie heute im reizendſten herbſtlichen Frühling, oder, wenn Sie wollen, im blühenden Spätſommer leben müſſen.

Da ſitz' ich umgeben von den lockendſten Früchten des Südens; die Fenſter ſtehen offen, um mich neues Leben aus der gewürzreichen Fluth der italiäniſchen Luft trinken zu laſſen; und doch — mehr als der Lorbeerwald, mehr als der Garten von Orangen zog mich der kleine nackte Felſen an, der, mit Thränenweiden bewachſen, aus den Wellen hervortaucht.

Dorthin ließ ich mich fahren, dort ſah ich die Sonne herabſinken über die waldigen Hügel, und ihr Nachglanz ſchwebte auf den kleinen Wogen vom Ufer bis zu mir. Röthlich glänzte die Iſola madre, dahinter das freundliche Palanza, und der See ebnete ſich in der Ferne zum herrlichen violetten Spiegel, auf dem ich um die liebliche Inſel herumglitt. Ach! zu ſagen, daß ich in all der Seeligkeit Eurer, und nur Eurer gedachte, Ihr Lieben, wäre ſchon Sünde; denn iſt es nicht dieſer Gedanke, der mir jeden Genuß mit Wehmuth vermiſcht, und dennoch wieder verſüßt? —

Den heutigen Tag hier zu ſein, hatte ich mir ſchon lange vorgenommen; nicht im rau-

ſchenden Vorüberfliegen an den berühmten Gegenſtänden, nein! im ſtillen Frieden des glücklichen Landes wollte ich ihn feiern; wollte Stundenlang hinausſehen auf die flüſternde Fluth, und doch nur Grüße von Ihnen zu hören glauben; wollte die Lüfte in den Lorbeerblättern ſäuſeln laſſen, und doch jedem Hauche nur meine Liebe mitgeben auf dem Wege zu Ihnen. Und ſo iſt es geſchehen. — —

Chur den 4. Oktober 1818.
Abends ſpät.

Gottlob! und noch tauſendmal: Gottlob! Ich habe Ihre theueren, lieben Briefe!! — Göthe ſagt: „Ich hab' ihn oft geküßt, ach! wohl ein tauſend mal, und ihn an's Herz gedrückt, viel hundert tauſendmal!“ Die Sonne war ſchon untergegangen, als ich hier ankam. Auf dem Wege von Italien hierher, wo ich in zwei Richtungen den Gotthart zu paſſiren hatte, war ich in ſtetem Kampf mit allen feindlichen Elementen. Ein ewiger kalter Regen durchſtarrte meine Glieder; um mich donnerten Lawinen von ſtürzenden Felſen und Schnee; Bäche hemmten den faſt ungebahnten Weg, der ſchlüpfrig jeden Au-

genblick ſich entwinden, oder unbetreten dem Auge verſchwinden zu wollen ſchien, aber — der Brief — der Brief!! und ſo bin ich denn, und Gottlob geſünder als je, hier angekommen. Eben hier angelangt ging ich auf die Poſt; nebenan war mein Wirthshaus; ich ging aber nicht hinein, ſondern ſetzte mich auf die Schwelle, behielt in glücklicher Eile mein Bündel auf dem Rücken, und las, und las bis jetzt. Ach! tauſend Dank! War mir's doch immer unterweges, als ginge ich nach Hauſe, weil ich hier auf die lieben Briefe hoffte! — ach! und nun bin ich auch wieder ſeelig geweſen, ſo ſeelig, daß die hellen Thränen der Freude mir über die Wangen gelaufen ſind.

Was mein Schweigen von München aus betrifft, ſo kann ich nur ſagen: Vergebung und abermals: Vergebung! Iſt dies doch die höchſte, die reinſte Entſchuldigung! Was können wir anders unſerm Vater im Himmel ſagen, als: „Vergebung!“

Zürich den 29. Oktober 1818.

— — Von meinem Heimweh bin ich geheilt, und werde ſchwerlich wieder daran er-

kranken, weil ich nun bald in Rom neben den Arbeiten, Menſchen finden werde, an die ich mich anſchließen kann. Denn jedes Gefühl der Art entſteht aus Mangel an Mittheilung (der in der ſchönen Natur immer am fühlbarſten zu werden pflegt) und aus nicht hinreichender Beſchäftigung. Ein einſames Gehen bietet ihm vorzügliche Nahrung dar, bis der Geiſt ſich zwingt, mit beſtimmten Ideen ſich abzugeben, ohne von ihnen abzuſchweifen; Pläne für die Zukunft, genaues Durchdenken vergangener Ereigniſſe, ſind mir am wohlthätigſten geweſen, und zwei größere Gedichte verdanken ſolchen Betrachtungen ihren Urſprung. — — — — — — — — — — — — — — — —

So eben komme ich vom Richtplatze, auf dem zwei Brüder geköpft wurden. Tief hat mich dies ſchreckliche Schauſpiel erſchüttert. — Ach! und wie gefühllos iſt dabei die rohe Menſchenmaſſe!! — — Der Name: Verbrecher reißt in ihren Augen den Unglücklichen tief unter die Gemeinſchaft menſchlicher Geſellſchaft hinab, und keiner denkt nur dar-

an, daß es mit ihm eben ſo kommen könne. Ihre kleinlichen Leidenſchaften bringen ſie zu den letzten Augenblicken deſſen, der um ihrentwillen getödtet wird, und gleich den Römern beachten ſie nur, ob er mit Grazie verſchieden ſei. Sind es denn nicht menſchliche Leidenſchaften, welche die That herbei führten? und — was iſt der Unterſchied zwiſchen mir und dem Verbrecher? — Wer ſich rein dünkt, hebe den erſten Stein gegen ihn auf. —

* * *

Noch ſei mir erlaubt, von etwas zu ſprechen, was mein Sohn früher ſo gut wie gar nicht ausgebildet hatte.

Am Ende ſeiner Maſernkrankheit nämlich, im März 1818, (als er noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war,) durfte er ſich nicht mit ſtrengwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigen, und fiel deshalb darauf, ſich in der Dichtkunſt mehr als bis dahin zu verſuchen.

Daß er es in den ſieben Monaten (bis heute, da ich dieſes ſchreibe,) bei ſeinen an-

der-

derweitigen Geſchäften, Zerſtreuungen, und großen Reiſen, darin noch nicht zur Vollkommenheit gebracht habe, weiß ich gar wohl; aber, ich meine, für die kurze Zeit, und — im achtzehnten Jahre, iſt es wohl mehr, als der billige Menſch fordern wird.

Ich laſſe daher auch von ſeinen Gedichten einige, die früheren zuerſt und die ſpäteren zuletzt, folgen.

Da ich auch ſie auf ausdrückliches Verlangen mittheile, ſo erwarte ich deshalb um ſo gewiſſer Verzeihung.

Liebe im Lenz.

(Mein erſtes Gedicht)

In der ſchönſten Frühlingsſonne,
Bei des Blüthenduftes Wonne,
Schwebt Dein ſüßes Bild mir vor;
Und der Vögel Jubelchor
Liſpelt in mein trunknes Ohr
Deines Namens Ton allein.

Alles tönt mir Harmonien,
Wandelt ſich in Melodien,

Denk ich, Selma, nur an Dich.
Selma! Dich nur liebe ich,
Dies Gefühl bezaubert mich
Mehr als Vögelſang und Lenz.

Auf der Blumen Farbenkleide
Schimmert mir in lichter Freude
Nur Dein theurer Name zu.
Wie im Spiegel ſtrahleſt Du;
Voller Lieb' und ſüßer Ruh
Mich aus jedem Blättchen an.

Dieſes Zephirs traulich Koſen,
Spielend mit dem Duft der Roſen,
Lispelt leiſe: Selma! mir.
Klagt die Nachtigall, nach Dir
Haucht ſie zärtliche Begier
Ihren Sehnſuchtstönen ein.

Hör' ich's in dem Walde rauſchen,
Schweig ich ſtill. — Im ſeelgen Lauſchen
Hör' ich Dich. — Des Kleides Saum,
Das Du zierſt, ſeh' ich im Traum
Ferne ſchimmern. — Ach, vom Baum
War's ein Silberblüthenaſt.

Das Leben ein Bach.

Es rauſchen die Waſſer, es rieſelt der Bach,
Es eilet der Welle die Welle nach,
Die erſte, ſie ſtirbt in der andern Schooß,
Wie wieder der zweiten die dritte entſproß.

Doch ſtrömen die Waſſer noch weiter dahin,
So ſchwindet der tobende kindiſche Sinn;
Und üppige Fluren umſpület der Fluß,
Es labt ſich das Land an dem nährenden Kuß.

Und hat er durchwandert das Thal und das
Land,
Und hat er befruchtet den üppigen Strand,
So bleibt ihm kein Name, nichts Eigenes
mehr,
So ſchwindet er in dem unendlichen Meer.

Die Waſſer entſpringen der bergigen
Nacht,
Von der uns noch Niemand die Kunde ge-
bracht;
Die Waſſer entſchwinden am Meeresſtrand,
Und keiner hat jemals ihr Strömen gebannt.

Der Jüngling, er ſieht in die Wog', in die
Fluth,
Da zieht ihn hinunter die ſehnende Gluth;
Es zieht ihn hinauf nach des Stromes Quell:
Hinauf und hinab mit der tanzenden Well.

Und eilend verläßt er das Vaterhaus,
Er ſtrebt in die ſchaffende Ferne hinaus;
Er übet im Leben die wirkende Luſt,
Und iſt ſich des edelſten Willens bewußt.

Doch bleibt er noch ſtets wie am Bache ge-
theilt.
Er ſchwanket nach hier und nach dort, und —
verweilt;
Die Sehnſucht, ſie zieht ihn zur Quelle
hinauf:
Die Kraft eilt hinaus mit des Stromes Lauf.

So kämpft mit der Sehnſucht die brauſende
Kraft,
Die ewig zerſtöret und neu wieder ſchafft;
Bis Liebe ſie beide harmoniſch vereint,
Und Güte dem Menſchen als Zielpunkt er-
ſcheint.

Roms Weltherrſchaft.

Sonett.

Einſt prangte Rom mit Statuen-Koloſſen;
Es war die Welt an ſeinen Thron geſchloſſen,
Der Tiber Wogen, die den Strand umfloſſen,
Verſchmähten ſtolz das Meer, in das ſie ſich
ergoſſen.

Noch herrſcht in Rom mit geiſtlichen Ge-
ſchoſſen
Der Antichriſt mit ſeinen Kriegsgenoſſen;
Noch prangt das Kapitol mit Sieges-Roſſen,
Als wäre jetzt der Parther Blut gefloſſen.

Auf jenen Bergen, die das Glück genoſſen,
Roms Helden anzuſchaun, ſcheint unverdroſſen
Der Herrſcher Haupt, wie Hydern, zu ent-
ſproſſen.

Mit Ablaßkrämerei und ſolchen Poſſen
Regiert der Pabſt, trotz aller Beſſern Gloſſen:
Hat geiſt'ger Freiheit bald das Herz durch-
ſchoſſen.

Glaube nach Zweifel.

Ich ſtand an dem Gipfel des Felſens
Und ſchaute hinaus in das Meer.
Den Felſen umſpülten die Fluthen,
Sie ſchwammen in Wogen daher. —

Da ſteh' ich allein auf der Höhe,
Geſichert vor Wogen und Fluth;
Doch zieht mich noch höher nach oben
Die ſtrebend verlangende Gluth.

Und, dehn' ich den Leib und die Glieder,
Und, ſtreck' ich die Arme hinein;
Ach, nimmer erwachſen mir Schwingen,
Ich ſinke zurück auf den Stein!

Es kommen die Wellen gezogen,
Der Sturmwind thürmte ſie auf.
Ihr Gipfel berühret die Sterne,
Nichts hindert den flüſſigen Lauf.

Wie! ſoll ich hier liegen und raſten?!
Die Wogen, ſie ſtreben hinan! —

Ich ſpringe hinein in die Fluthen,
Beginne die ſchwankende Bahn.

Und theile mit kräftigen Armen
Das Meer, das ſchwebend mich trägt;
Die Fluthen, ſie führen nach oben,
Vom mächtigen Sturme bewegt.

So ſchweb' ich im Reiche der Wolken
Und hebe das Angeſicht, —
Verhüllt ſind Himmel und Sterne,
Verſchwunden das ewige Licht!

Hinunter reißen die Ströme,
Zu ſchrecklichen Tiefen hinab,
Und ſchaudernd ſeh' ich an Klippen
Ein tauſendfach gähnendes Grab.

Da bringet im Tanze der Wogen
Ein rettendes Holz mir die Fluth.
Ich faß' und umarme das Zeichen
Des Kreuzes mit doppeltem Muth.

Es ebnen ſich Waſſer und Wellen,
Beruhiget wird mir der Sinn:

Doch bald führt neues Erſtaunen
Den Blick zu dem Felſen dahin.

Den Fels befreiten die Fluthen,
Geſäubert vom irdiſchen Tand.
Er ſtrahlet als herrlicher Tempel,
An Glanze der Sonne verwandt.

Und ewige Stufen, ſie führen
Von ihm zu dem Himmel hinan,
Und leuchtende, goldene Thore
Beſchließen die ſteigende Bahn.

Beim Abſchied' aus Berlin.

(Den 4. Mai 1818.)

In ernſter Zeit werd' ich von Euch geſchieden,
Und ſehe ſinnend noch einmal zurück;
Da füllt ſich meine Bruſt mit heit'rem Frieden,
Und freud'ge Thränen netzen meinen Blick;
Denn ſelbſt, was ich vergebens einſt gemieden,
Erkenn' ich dankend jetzt als güt'ges Glück,

Das von der Gottheit liebend mir geſendet,
Zu rein'rem Glanze meinen Blick gewendet.

Der junge Stamm ſucht rings ſich auszubreiten,
Und ſtrebt, die Luft mit Zweigen zu umfahn;
Doch wünſcht der weiſe Gärtner ihn zu leiten,
Und führt ſein üpp'ges Wachſen himmelan;
Drum engt und hemmt er ihn von allen Seiten,
Und zieht ihn ſchlanker auf beſchränkter Bahn:
So wird auch in des Lebens wildem Toben
Der Geiſt zu höh'rer Richtung aufgehoben.

Und was wir einſt geduldet und gelitten,
Wie man des Fleißes Streben oft verkannt,
Was wir gewagt, um was wir einſt geſtritten,
Das laſſen gern wir in der Vorzeit Land;
Wenn von dem äußern Scheine abgeſchnitten
Der Geiſt, zum eignen Innern hingewandt,
Nun freudig ſieht, daß in des Herzens Tiefen
Der Selbſterkenntniß heil'ge Freuden ſchliefen. —

Aus eines ſtillen Lebens engen Schranken
Iſt meine Bahn zum fernen Land geſtellt,
Doch im geheimen Kreiſe der Gedanken
Trag' ich mit mir des Inn'ren reiche Welt,
Die, ſcheidend, Euch in froher Glut zu danken
Mit vollem Frieden meinen Buſen ſchwellt,
Daß mich vergangnen Ungemaches Mühe,
Im Augenblick der Trennung, freundlich fliehe.

Schiffahrt.

Am 16. Mai 1818.

Sonett.

Es ſchwanken rings des Waſſers rege Fluthen,
Und einſam drauf der ſchwebend leichte Kahn;
Er wandelt ungeſtört die feuchte Bahn,
Auf der Delphine einſt und Schwäne ruhten.

Doch mit des vollen Herzens heiſſen Gluthen
Schwebt auf der Fluth ein Sänger ſtill heran;
Und wenn die Waſſer wogend ihn umfahn,
Erglüht das Herz in ſeeligen Minuten.

Die Erd' entflieht, und rings nur Phantaſieen,
Auf deren heil'ger Fluth der Sänger ſchwebt,
Wenn ſüße Flammen ſeine Bruſt durchglühen.

Das luft'ge Schiff, mit dem er aufwärts ſchwebt,
Das iſt das Herz, in dem der Himmel lebt,
Aus welchem Glaube nur und Liebe blühen.

Die Suzawa.

Letzter Bach in Böhmen, der ſich in die Elbe ergießt.

Auf der Reiſe.

Hinauf zu immer neuen Höhen
Führt mich mein Weg im fremden Land;
Und an des rauhen Pfades Rand
Seh' ich ein Bächlein rückwärts gehen.
Mich treibt's hinauf:
Des Bächleins Lauf
Iſt abwärts und entgegen.

Noch einmal rückwärts meine Blicke
Auf Fluren, Wälder, Berg und Thal!
Die Thränen fließen; allzumal
Führt ſie der Bach zu ſchön'rem Glücke.
Geliebte Flur!
Das Bächlein nur
Kann Dich im Lauf ereilen.

So ſteh' ich auf der Bergesgränze!
Noch dieſe Thräne nimm, o Bach!
Die künft'gen Schweſtern fließen nach
Im mildern, nicht im deutſchen, Lenze;
Und keine Fluth
Führt ihre Gluth
Zum Strand der lieben Meinen.

Oft fühlt' ich wohl mit tiefen Schmerzen
Die junge Bruſt in ſich gedrängt;
Doch, ward ich feindlich eingeengt,
So lebt' ein Gott im freien Herzen.
Der letzte Groll,
Im Abſchied ſoll
Er mit der Welle ſchwinden.

Und wieder geht's zu neuen Gründen,
Zur Teya und zur Jylawa,

Und fremde Namen, fern und nah,
Ertönen aus den Felſenſchlünden.
Die Welle rauſcht,
Doch ſie vertauſcht
Die Elbe mit der Donau.

Und unaufhalſam fliehn nach Oſten
Die Waſſer eins dem andern nach.
Die Welle fließt, es ſtrömt der Bach,
Den fremden Strand im Lauf zu koſten.
Die Woge eilt;
Die Fluth verweilt
Nicht vor des Aufgangs Meer.

Dahin werd' ich durch Pflicht gezogen,
Und rückwärts geht des Bächleins Lauf.
Ihr Lieben! ſchaut zum Himmel auf,
Er faßt uns all' in ſeinem Bogen.
Es ruft die Pflicht;
Die Sehnſucht nicht
Von Euch, Geliebte! weichet.

Ungewiſsheit.

Räthſel, das ich niemals löſen werde,
Du mein ewig unerklärbar: ich!
Wunderſam mit Geiſt verbundne Erde!
Selbſt die Gottheit kenn' ich nur durch Dich!
Spiegel Du für mich von allen Dingen!
Dich zu faſſen, wird es niemals mir gelingen?

Sprich, was iſt die Gluth in meinem Herzen,
Was die überſtrömend-ſtille Luſt,
Die, verwebt mit leidenloſen Schmerzen,
Wechſelnd füllt und engt die bange Bruſt?
Iſt es Ahnung nie empfund'ner Freuden? —
Iſt es Furcht vor nie gekannten Leiden? — —

Lebensanſicht.

Mit ſchleierloſem Angeſichte
Trat ich in's freie Leben ein,

Und ſelbſt im täuſchenden Gedichte
Konnt' ich nur ſtets, ich ſelber *) ſein.

Mir ſtrahlte aus den Sternenhöhen
Des reinſten Eifers Himmelsgluth;
Ich ſchwebte, wie auf klaren Seeen,
Im Arm der Wahrheit durch die Fluth.

Da nahten lockende Geſtalten
Dem Schiffer ſich mit Freundesblick,
Und an die Falſchen mich zu halten
Schien Stütze mir und Lebensglück.

Doch ach! in meinem Arm zerfloſſen
Die Bilder, körperloß, in Rauch;
Und Drachen aus dem Nebel ſchoſſen
Auf mich mit tödtend-gift'gem Hauch.

Mir diente Täuſchung, ach! zum Stabe,
Und Trug war meine Zuverſicht.
Was iſt's, wodurch ich Hülfe habe,
Wenn aller Troſt zuſammenbricht?

*) Der Dichter meint hiermit, daß er ſtets einfach und wahr ſeine innerſten Gefühle ausſprach.

Da bleibt nur Einer mein Getreuer,
Und richtet auf den matten Blick;
Er gießt der Hoffnung dämmernd Feuer
Mir tröſtend in das Erdgeſchick.

Der Menſchen heil'ge Schwüre trü-
gen,
Das Herz gleicht nie dem äußern Schein;
Doch Einer iſt, der kann nicht lügen,
Er ſoll mein einz'ger Rather ſein.

Und wer von gleicher Lieb' entglom-
men
Für ihn, den Einzigwahren, iſt,
Der ſei mir Einſamen willkommen!
Es reicht mir hin: — er iſt ein Chriſt. —

Aus einem Sonettenkranze.

Vom Lago maggiore.

Mit Schatten vom Orangenbaum um-
fangen
Ruh' ich, und blicke auf zu ſeinen Zweigen.
Sie

Sie ſcheinen ſtolz in blaue Luſt zu ſteigen
Mit ihrer Blätter üppig-ſaft'gem Prangen.

Schon ſind mit goldnen Früchten ſie behangen,
Daß ſich die Aeſte von der Schwere neigen.
Indem die andern duft'ge Blüthen zeigen,
Und Knospen, die zu werden erſt verlangen.

Sich ſelbſt erblickt der Sänger in dem Bilde.
Was in ihm iſt, will ſich zur Frucht geſtalten;
Das eine reif, das andre noch im Keimen.

Gern macht' er, freundlich! alle: ſüß und milde;
Und muß doch, leider! bittre oft entfalten,
Zeigt er ſich ſelbſt in ſeinen bunten Reimen.

Im Angeſichte der Iſola bella.*)

(Am 25. September 1818, dem Geburtstage meiner Gattinn.)

Da ſteht ſie, von der Mutter losgeriſſen,
Die arme Inſel, in dem See allein!
Sie ſieht voll Sehnſucht in die Fluth hinein,
Wenn grüßend ſie die lauen Wellen küſſen.

Was hilft es ihr, vom Gipfel zu den Füßen
Mit ſtolzem Lorbeerkranz**) geſchmückt zu ſein?
Es bleibt doch innen ſtets der düſtre Stein,
Und muß die Mutter, die geliebte, miſſen.

Ach, ſo auch ich, von Wonne rings umgeben,
Muß dennoch heiße Sehnſuchtsthränen weinen;

---

*) Sie ſteht bekanntlich der Mutterinſel (Iſola madre) gegenüber.

**) Der ehemalige Felſen iſt terraſſenartig von der Familie Borromei geformt, und mit Lorbeern, Mirthen, Pommeranzen, Zitronen u. ſ. w. bedeckt.

Das Auge kann nur naß zum Himmel blicken
Die Mutter rief einſt dieſer Tag ins Leben;
Doch die geliebte wird mir nicht erſcheinen,
Daß ich ſie dankend an die Bruſt kann drücken.

Unendlichkeit in der Beſchränkung.

Rings in ungemeßnen Weiten
Thut der Raum ſich vor Dir auf,
Und es dehnet ſich der Zeiten
Vor- und rückwärts- ew'ger Lauf.
Ueber Dir, nicht zu erlangen,
Schwebt die Wahrheit ſchleierlos,
Doch von Allem kannſt Du bloß
Gegenwärtiges umfangen.

Wie vom Nebel eingeſchloſſen
Liegen vor Dir Zeit und Raum;
Und der Zukunft dunkle Sproſſen
Ahnt die bange Seele kaum.
Vor des Maßes ew'gen Schranken
Muß der Menſch zurücke wanken;
Und des ſchnellſten Geiſtes Lauf
Halten dieſe Klippen auf.

Nur ein zweifelhaft Gelingen
Führt zu dem erſehnten Ziel,
Wenn der Geiſt in kühnen Sprüngen
Rings zu ſchweifen ſich gefiel.
Denn der Phantaſie Geſtalten,
Von dem Willen feſtgehalten,
Kann des Geiſtes Ernſt allein
Wahrheit und Gewalt verleihn.

Doch durch höh're Macht entſtanden,
Und für's Leben nur geliehn,
Dient der Körper jenen Banden,
Die zum Staube niederziehn.
Und im ew'gen Widerſtreben
Geht der Sterbliche durch's Leben,
Wenn die freie Seele fliegt,
Und der Körper unterliegt.

Ach, nach jenen ſanften Weiten
Sehnſt Du Dich; und kannſt doch nicht
Eine Spanne überſchreiten
Von dem Raum, der zwiſchen liegt.
Die Geliebte zu umfangen,
Treibt Dich ſehnendes Verlangen,

Ach, und kannſt doch nicht zergehn,
Zu ihr durch die Luft zu wehn.

Einſam von dem Raum gebunden
Sehnſt Du Dich nach künft'ger Zeit,
Wo ihr wieder neu verbunden
Leib- und Herz- umſchlungen ſeid.!
Doch, vermag von all den Tagen
Sehnſucht keinen fortzutragen;
Zögernd wird die ſpäte Nacht
Ohne Mitgefühl durchwacht.

Doch, es ſei Dir auch gelungen,
Und für einen Augenblick
Habe Deine Lieb' umſchlungen,
Drück' ans Herz Dein ganzes Glück! —
Aber kannſt mit Erdgewalten
Du die ſchöne Stunde halten?
Ohn' Erbarmen flieht die Zeit,
Ob Du ihrer Dich erfreut.

Und ſo ſiehſt Du Jahre ſchwinden,
Wie der Erde Ball ſich dreht;
Doch bleibt ohne Mitempfinden
Das Geſetz, das einmal ſteht.

Deines Buſens heißes ehnen,
Deines Herzens ſtille Thränen,
Sind der ew'gen Ordnung fremd,
Die nichts ſchleunigt oder hemmt.

Kannſt Du nicht die Schranke brechen:
Streife bis zu ihr hinan! —
Trinke aus des Lebens Bächen,
Treibend auf der ſchnellen Bahn!
Weiche nicht vom ernſten Ziele!
Doch verein' ihm heitre Spiele!
Daß die Hore, die entſchwebt,
Weisheit Dir und Luſt gewebt.

Waſſerfahrt.

Auf einem Schifflein zogen
Mit Spiel und mit lautem Geſang
Der Fröhlichen Viele ſtromunter
Die blühenden Ufer entlang.

Zwei Liebchen ſaßen ſchweigend
Und blickten ſo wonnig ſich an,

Daß unter trautem Koſen
Die flüchtige Stunde verrann.

Schon ſtand das Schiff am Strande,
Verlaſſen von eilendem Schwarm:
Die Liebchen fielen ſcheidend
Und weinend ſich Arm in Arm.

Und nach verſchiedenen Seiten
Ziehn ſie über Ströme und Land. —
Ob wohl der Liebchen Eines
Solch ſeeliges Schifflein noch fand?

Gott, der Ewige.

I.

In den erſten Augenblicken
Lachte mir der Sonne Schein;
Mit Gedeihen ſich zu ſchmücken,
Sogen Feld und Wald ihn ein.
Schnee durchzog die öden Räume,
Sturm zerſplitterte die Bäume;
Allenthalben ſtand's geſchrieben:
Er nur iſt ſich gleich geblieben!

2.

In der Erde dunklen Schlünden
Stieg ich durch die ew'ge Nacht;
Schachten mußten mir verkünden,
Daß der Herr im Himmel wacht.
Auf der Berge letzten Zacken,
Des Vulkanes dürren Schlacken,
Stand mit klarer Schrift geſchrieben:
Er nur iſt ſich gleich geblieben!

3.

Auf des Meeres wilden Wogen
Schwankt' ich in der Finſterniß;
Durch des Aethers blauen Bogen
Staunt' ich in der Himmel Riß; *)
Donnernd zuckten Blitzesſtrahlen,
Sterne blinkten, ohne Zahlen;
Ueberall war's hell geſchrieben:
Er nur iſt ſich gleich geblieben!

4.

Völker von dem Thron des Glückes
Stürzten in die Schmach hinab;
Vor dem Hauche des Geſchickes
Sanken Tauſende in's Grab.

*) In die Nebelflecken.

Aber — durch des Schickſals Nächte,
Selbſt im Morden der Gefechte
War's mit Flammenſchrift geſchrieben:
Er nur iſt ſich gleich geblieben! —

* * *

Daß ich deshalb — weil ich ſein Vater bin — ihn ſtrenger zu beurtheilen pflege, als andre — gute Menſchen, iſt begreiflich. Wie hätte ich ihn ſonſt zu dem bilden können, was er iſt! — Trotz aller innigen, zärtlichen Vaterliebe bin ich ſtets ſtrenge, aber nie hart, noch weniger ungerecht gegen ihn geweſen.

Ich würde mein Leben gern für das ſeinige hingegeben haben, aber ich ſah ihm keinen Fehler nach, ohne denſelben zu rügen; und lobte ihn immer nur zum dritten Theile in dem Maße, als ich fühlte, daß er es verdiene. Auch hielt ich die enthuſiaſtiſchen Lobeserhebungen Anderer, ſo weit ich es vermochte, in ſeiner Gegenwart wenigſtens, ſtets zurück.

Daß alles Erwähnte mich oft große, ſehr große Ueberwindung gekoſtet hat, darf ich

wohl nicht erſt ſagen. Ich that es aber fortdauernd, weil ich glaubte, ich müſſe es thun.

So wollte ich denn unter andern auch gern ganz genau wiſſen, wie weit er es in der Fertigkeit, ſchnell und leicht zu dichten, wovon meine Frau mir in Betreff ſeiner geſchrieben hatte, in vier Monaten gebracht habe. Ich tadelte ihn daher in Wien, wo ich ihn in Junius 1813 fand, und ſeinen Wünſchen gemäß zwei Monate lang mit ihm zuſammen wohnte, daß er ſo gern in der für uns Deutſchen ſchwerſten Form, in der Sonettform, dichte.

„O, ſagte er kindlich, lieber Vater! es wird mir ſo ſchwer nicht!“

Als ich dagegen meinen Zweifel äußerte, antwortete er lächelnd: „Gut, ſo bitte ich „Sie, geben Sie mir ein beliebiges Thema, „ich will Ihnen augenblicklich ein So„nett darüber machen. Sie nehmen dann „vorlieb, ſo gut es mir geräth! —“

Ich hielt dies für ſehr ſchwer, ließ mir aber nichts merken, ſondern antwortete ſcherzhaft: „Ja! — es wird dann aber auch wohl darnach ſein! —“ Er bat auf's neue,

und ich verſprach ihm, ſeinen Wunſch zu erfüllen; nahm mir aber vor, ihm einen möglichſt ſchwierigen Gegenſtand aufzuſuchen, um meiner ihm früher geäußerten Bedenklichkeit dadurch deſto mehr Gewicht zu geben.

Eines Abends, (es war am letzten Junius, alſo den Abend vor ſeinem achtzehnten Geburtsfeſte,) waren wir beide zu Hauſe geblieben, weil jeder von uns eine ernſte literariſche Arbeit vollenden wollte. Da fiel mir ſeine Bitte, mein Verſprechen, und — ein mir ſehr zweckmäßig ſcheinender Gegenſtand ein.

Du wollteſt ja ein Thema zu einem Sonette haben, ſagte ich zu ihm. Hier haſt Du eins: Auf ein Kaleidoſkop.

Gut! antwortete er augenblicklich: So nehmen Sie denn an, ich ſchickte einem hübſchen Mädchen eins zum Geſchenk.

In demſelben Nu nahm er die Feder, und ſchrieb, ſo ſchnell er nur ſchreiben konnte, Folgendes!

An meine Geliebte.

Bei Ueberſendung eines Kaleidoſkops.

In einem engen Rahmen eingeſchloſſen
Siehſt Du die hundert Formen ſich bewegen,
Und in des Spieles wechſelvollem Regen
Sind, ſelbſt ſich ſpiegelnd, Bilder angeſchoſſen.

So nimm, Geliebte! denn die kleinen Poſſen,
Und laß ſie tiefern Sinn in Dir erregen!
Denn, wie von Deines Fingers zarten Schlägen
Sich's regt, iſt auch mein Thun aus Dir entſproſſen.

In mir auch leben Farben und Geſtalten,
Und könnten wohl zu Trefflichem ſich bilden;
Doch von den äußern drängenden Gewalten

Kannſt Du allein die Knospe mir entfalten;
Du machſt aus mir den milden und den wilden,
Und ohne Dich wär ich vom Schlaf gehalten.

Ich war äußerſt neugierig darauf, und las es dann mit vieler Freude, denn ich begriff, daß die vier verſchiedenen Feſſeln 1) grade vierzehn Zeilen (nicht mehr und nicht weniger) und zwar in der vorgeſchriebenen Ordnung 2) die vielen Reime, noch dazu ſo verſchränkt, und 3) das tolle Thema 4) augenblicklich auszuführen, mehr als hinreichend laſten mußten; — aber ich ſcherzte, nachdem ich es geleſen hatte, wie immer in ſolchen Fällen: „Nun, nun! es iſt ſo übel nicht, wenn es gleich vollkommener ſein könnte!“ aber ich habe es Dir durch das drollige Thema auch ein wenig erleichtert.“

Aus kindlicher Beſcheidenheit ließ er ſich dies gefallen, denn daß ich zufrieden ſei, merkte er wohl, und mehr verlangte er ſelten in ſeinem ganzen Leben, höchſtens einen liebevollen väterlichen Kuß. Dieſen ſparte ich aber für jetzt noch auf.

„Ich ſollte Dir ja auch wohl Endreime zu einem Sonette geben?“ ſagte ich dann.

Er. O, ja! ich bitte Sie darum!

Ich. Wohl! ſo laß uns für jetzt wieder arbeiten!

Nun ſchrieb ich unbemerkt folgende Endreime auf: „Leben, Lieder, wieder, geben, heben, bieder, nieder, Beben, Tiefe, lieben, Schmerzen, riefe, blieben, Herzen.“

Ich hatte mit Bedacht nichts Sonderbares darunter gemiſcht, weil ich auch noch das Thema, und zwar ein ernſtes geben, und daſſelbe ernſthaft behandelt haben wollte.

Oben darüber ſchrieb ich alſo:

An meinen Vater
am erſten Julius, 1818.
(Sein Geburtstag, an deſſen Vorabend dies alles geſchah.)

Dann gab ich ihm das Blatt. Er las es flüchtig und ſagte: „So haben wir eigentlich nicht gewettet, denn Sie geben mir hiermit noch zwei Feſſeln mehr, als zuvor: ein ernſtes Thema und die Endreime.

Ei was! antwortete ich, wenn man ſich zu ſo etwas vermeſſen hat, ſo muß man allenfalls die Piramide auch auf die Spitze ſtellen können.

„Meinetwegen! erwiederte er, ergriff die Feder, ſann einige Sekunden nach, und

ſchrieb dann, ohne aufzuhören, Folgendes nieder:

An meinen Vater.

am erſten Julius, 1818.

Mit Kindesthränen grüßt' ich einſt das Leben;
Heut' grüße es dies jüngſte meiner Lieder!
Was Kind und Knab' empfangen, will nun wieder
Der Jüngling Dir in ſanften Tönen geben.

So ſoll mein Lied ſich denn zu Dir erheben,
Der Du im Leiten ernſt, im Leben bieder,
In meinen Buſen frühe ſchon hernieder
Den Himmelsſtrahl geführt mit Wonne-Beben.

Von Feld zu Wald, von Berg durch Flur und Tiefe
Schritt ich mit Dir. Die ganze Welt zu lieben
Erfüllteſt Du die Bruſt mit Sehnſuchtſchmerzen.

Und wenn mich früh der Himmel aufwärts
riefe,
So wäre nur der Körper hier geblieben:
Denn Liebe pflegteſt Du im jungen Herzen.

Er hatte ſich alſo ſchnell genug und ziemlich glücklich alle ſechs Feſſeln abgerungen. Nun wallte meine Freude über. Mir trat eine Thräne ins Auge und ich küßte ihn mit liebevollem Vatergefühl!

Wenn jene liebloſe Menſchen, die meinen Sohn ſo gern zum bloßen Gedächtnißhelden herabwürdigen möchten, weil ſie das Höhere nicht faſſen, oder vielmehr nicht faſſen wollen, beide Schnellgedichte leſen; — Ob ſie ſich dann ihrer Verläumdungen wohl ſchämen werden? — Ich glaube kaum! denn — eiſerne Stirnen ſchämen ſich nicht leicht.

Von meinem verehrten Freunde v. Jakob (und ſeines Gleichen) darf ich dagegen mit Gewißheit annehmen, daß ſie freudig mit mir übereinſtimmen: „meines Sohnes geiſtige Kräfte haben ſich in ſeinem vierzehnten Jahre noch nicht fixirt. Auch ſteht mit Sicherheit zu hoffen, daß ihr Wachſen noch bis

über

über das achtzehnte Jahr hinausgehen werde.“ Möge nur ſeine heitere Folgerung. „Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigſten Jahre in derſelben Proportion fortwächſt, als bisher: ſo wird er unſtreitig als ein ganz außerordentlicher Menſch auch für die ganze Zeit ſeines übrigen Lebens daſtehen,“ ganz ſo gewiß erfüllt werden, als ſeine freundſchaftliche Beſorgniß es nicht wurde! —

Ein zweiter Freundlichgeſinnter, der aber ebenfalls ein ausgezeichneter Kopf iſt, Herr Z. in A., machte mir, als wir uns im Sommer 1817 wiederſahen, den gleichen Einwurf: oder vielmehr, er legte mir ihn als Frage vor:

„Was glauben Sie? ſagte er, Wird Ihr Sohn noch ferner im Wachſen ſeiner Geiſteskräfte fortgehen, oder wird er plötzlich ſtille ſtehn, und dann folglich in einiger Zeit zu den übrigen zurückſinken? —“

Ich antwortete ihm, bis jetzt iſt ſeine Geiſteskraft noch im Wachſen; (zugleich erzählte ich ihm, daß er der zweite ſei, der ſo etwas fürchte u. ſ. w.) auch hoffe ich für die

Zukunft, daß er nicht plötzlich ſtille ſtehen werde; grade aus denſelben Gründen, aus welchen ich es in ſeinem eilften Jahre über das vierzehnte hinaus hoffte.

Früher hatte er wunderbarer Weiſe — dieſelbe ſchöne Folgerung hinzugefügt, welche Jakob niedergeſchrieben hatte. — Jetzt unterbrach er mich ſehr lebhaft mit den Worten: „Nein! ich will es Ihnen beſſer ſagen: er wird nicht ſtille ſtehen! Seine bisher erworbene Geiſtesbildung, ſeine Erfahrungen, ſeine Sprachen, ſeine Wiſſenſchaften, ſeine Reiſen geben ihm einen zu großen Vorſprung; und machen es ihm zu leicht, ſich mehr noch anzueignen, als daß es einem Andern möglich werden ſollte, ihn einzuholen, oder gar ihn zu überholen. Da wir annehmen dürfen, daß er nicht geſchwächt, nicht übertrieben worden iſt, ſo hat jede Bereicherung ſeines Seelenvermögens ihm neue Kraft gegeben, weiter zu ſchreiten. Sollte dies gar progreſſiv fortgehn, ſo können die Andern ihn nie erreichen.

„Aber laſſen wir das auch auf ſich beruhen! ſo kommt er mir doch, wegen ſeiner

mannigfaltigen und gründlichen Kenntniſſe, wie ein reicher Kaufmann vor. Die ärmeren Kaufleute neben ihm wiſſen vielleicht ſo gut wie er, was jetzt zu thun, welche Spekulation jetzt zu machen wäre, aber — es fehlt ihnen an den dazu nöthigen Mitteln. Sie bedürfen, um alles dazu gehörige ſo ſchnell als es ſein muß, herbeizuſchaffen, mehr Geld als ſie beſitzen. Sie müſſen alſo zurückſtehen, müſſen die Hände in den Schoos legen, ſo ungern ſie es auch thun. Der reichere dagegen hat das nicht nöthig. Er kann bei ſeinen großen Vorräthen an Gelde ſowohl, als an tauſend andern Dingen, ſchnell hingreifen, wohin er nur will, und mit Leichtigkeit verwirklichen, was andern unmöglich iſt, und unthunlich ſcheint.

„Grade ſo kommt mir Ihr Sohn vor. Setzen wir: er gelange, durch die Begränzung der Menſchlichkeit, oder durch Krankheit, oder durch andre uns unbekannte Schickſale, früher oder ſpäter dahin, daß ſeine Geiſteskraft nicht größer ſei, als die ſo mancher andern ausgezeichneten Menſchen; ſo wird er immer noch höher ſtehen als ſie; immer noch weit

mehr wirken, durchdenken und ausführen können, als ſie; denn er hat mehr Mittel dazu. Nach unſrer bisherigen Art zu ſtudiren, kann jeder Einzelne nur ein ſehr kleines Feld des Wiſſens kennen lernen, ein noch kleineres aber bearbeiten. Unſre Zeit wird uns ſo muthwillig geraubt, ſie wird ſo gedankenlos getödtet, daß die Jahre des Erwerbens herankommen, ehe wir mehr als das Allernöthigſte gelernt haben. Er hat aber mehr gelernt. Er hat auf vielen Feldern des Wiſſens geerndtet, kann alſo dereinſt, wie jener reiche Kaufmann, dahin und dorthin greifen und ſchnell nehmen, was er zu ſeiner Abſicht jedesmal gebraucht.

„Wenn Andre von übrigens gleicher Kraft irgend einen verwickelten Satz, irgend ein ſchwieriges Geſchäft nicht durchſchauen können, weil es ihnen an den dazu nöthigen Hülfswiſſenſchaften mangelt; ſo werden ihm beide klar und leicht erſcheinen, weil auch die dahin einſchlagenden Nebenſachen ihm bekannt ſind, ja ihm ſchnell zu Gebote ſtehn, ſobald er in dem Schatze ſeiner Kenntniſſe umherſuchen und ergreifen will.“

Ich füge nichts weiter hinzu, als den bittlichen Wunſch zur Vorſehung: Möge der Mann recht behalten! —

Siebzehnter Abſchnitt.

Soll man Kinder bis zum ſiebenten oder achten Jahre ſich ſelbſt überlaſſen?

Eine ſehr natürliche Frage iſt: Von welchem Zeitpunkte ſollen wir anfangen, unſre Kinder unterrichtend zu erziehen? Es iſt zur Mode geworden, nach Rouſſeau, hierauf zu antworten: Vom ſiebenten oder achten Jahre an. Allen Leuten, die dies behaupten, habe ich nichts zu erwidern, als: Seht aufmerkſam auf diejenigen Kinder, die ſo lange ununterrichtet, wohl gar unerzogen blieben, und bemerkt, was aus ihnen geworden iſt! Ihr werdet meiſtens finden, es wurden eigenwillige, heftige, ihren Lüſten und Begierden fröhnende, auch oft ſehr unwiſſende Geſchöpfe. Wollt ihr ähnliche Kinder haben, wohl! ſo verfahrt wie die Eltern von Jenen! —

Ich ſprach einſt mit einem Manne, der das Erziehungsweſen verſtehen wollte, und ſich höhniſch darüber äußerte, daß mein Sohn frühzeitig zu den äußerlichen und innerlichen (guten) Sitten gebildet ſei. Nein! ſagte er, das ſoll mit meinem Sohne nicht geſchehen, er ſoll ſeine Kindheit genießen. Bis zu ſeinem achten Jahre ſoll er thun können, was er Luſt hat, und bloß ſeiner Wärterinn und ſeiner Mutter*) überlaſſen ſein.

„So werden Sie ſpäterhin wenig an ihm zu bilden haben!“ antwortete ich ſchnell. Die Folge hat bewieſen, daß ich recht hatte. Obgleich der Knabe gute Geiſtesanlagen beſaß, ſo iſt doch bloß ein gemeiner Menſch mit vielen Fehlern aus ihm geworden; wäre er einfältig geweſen, ſo hätte der Vater, durch ſeine Schuld, einen Tölpel aus ihm gemacht.

---

*) Dieſe Mutter lebte täglich und ſehr viel in der großen Welt. Ihr Kind blieb alſo indeß bei dem Geſinde.

Man könnte aber einwerfen, es giebt doch große Männer, welche einen ähnlichen Weg gehen mußten. Es iſt wahr! es giebt deren. Aber — ſie ſind ſelten! Bloß weil ſie ſich ſelbſt und Andern durch ihre ſonderbare Bildungsweiſe auffielen, wurden ſie und ihr früherer Lebensgang allgemein bekannt, und man machte thörichter Weiſe den Schluß: Dieſer Gang ſei der rechte! Immer, aber, oder doch meiſtens, wird man ſehr dunkle Seiten neben den hellen finden, denn die früh angenommenen und tief eingewurzelten Fehler laſſen ſich ſchwer wieder vertilgen. Es würde mir leicht ſein, jedem großen Manne, der ſo gebildet wurde, mit Recht einen demüthigenden Tadel anzuhängen, aber ich thue es nicht; weil es Unrecht wäre, nach Art der Böſen, die Größe dadurch herabziehn zu wollen.

Wer obige Bildungsweiſe als die beſte geltend machen will, überſieht dabei, daß ein Menſch mit ſehr großen Anlagen, (ein ächtes Genie) allenthalben durchdringen, und etwas Großes werden wird, ſollte es ſich auch zu einem Cartouche, Käſebier, Schinderhannes

u. ſ. w. formen; daß aber alle diejenigen, welche nur mittelmäßige, wohl gar: nur geringe Anlagen haben, dabei verloren gehen müſſen, und doch ſind ihrer unendlich mehr, als der „Genies.“ Man vergißt, was aus einem ſolchen Genie Edles, Erhabenes, Menſchenbeglückendes hätte werden können, wenn es vom Anfange an richtig geleitet und ausgebildet wäre.

Derſelbe, der jetzt durch die Umſtände auf der ſchlechten Seite bis zu achtzig emporging, hätte ſich durch ſorgfältige Leitung, durch herbeigeführte wohlthätige Umſtände, bis zu hundert, ich meine, bis zu dem höchſten Grade menſchlich möglicher Vollkommenheit, und zwar auf der guten Seite, erheben laſſen.

Was jetzt Eigenthum des Galgens und des Rades, oder was einerlei iſt, ein herzloſer Eroberer wurde, mußte bei gehöriger Leitung: Eigenthum der ganzen Menſchheit, mußte ihr Kleinod werden.

Hierbei fallen mir alle die Menſchen ein, welche man zu jeder andern Zeit mit Recht verachtet, für grob, unſittlich, ſchmutzig,

rechthaberiſch, hochmüthig u. ſ. w. erklärt haben würde, die aber durch den Drang der beſonderen Zeiten nützlich wurden, und Namen erhielten. Gebt ihrer Kindheit eine richtigere Erziehung, und ſie würden Sterne der erſten Größe geworden ſein.

Gerathen dergleichen früher ſich ſelbſt überlaſſene Weſen nicht ſchlecht, ſo haben ſie entweder weniger Leidenſchaften, oder ihre anderweitigen Umgebungen waren, glücklicher Weiſe: gut. Aber nur zu oft ſind die (letzten) nicht gut!

Wenn ein Knabe ſich ſelbſt oder dem Geſinde überlaſſen iſt, ſo geſellt er ſich natürlich zu den Kindern auf der Straße. Anfangs nur zu denen der Nachbarn, dann zu ihren Freunden und Bekannten, und endlich zu allen; denn der Menſch iſt ein Geſelligkeitsthier; Kindern ſind aber Kinder in der Regel die liebſte Geſellſchaft. Ferner ſpielen ſie gern, und das Spiel im Freien iſt ihnen, mit Recht! das angenehmſte, weil Gott die Luft mit ſo vielen erquickenden, ſtärkenden, erheiternden und erfriſchenden Kräften geſegnet hat. Dem Kinde iſt folglich im Freien am

wohlſten, beſonders wenn es dort mit Kin-
dern ſpielen kann.

Auch würde ich — müßte ich wählen!
— trotz den großen Gefahren, die der Auf-
enthalt auf der Straße mit ſich führt, ihn
doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluſt
vorziehen. Ich rede hier nicht von Berlini-
ſchen Zimmern. Dieſe ſind in der Regel
hoch, luftig, hell, freundlich, reinlich, groß;
und können alſo, durch die Güte der Eltern,
leicht einen kleinen Spielſaal für Kinder ab-
geben. Nein, ich rede von den Zimmern in
kleinen Städten oder auf dem Lande, wo ge-
wöhnlich die große Familie in ein kleines nie-
driges, enges, feuchtes, mit Geräthe ange-
fülltes Erdzimmer zuſammengepfropft iſt

Da verbutten die Kinder, ihr Körper
wird aufgedunſen, ihre Säfte verderben, ih-
re Drüſen ſchwillen an, ihre Verdauungs-
kraft nimmt ab, ihr Blut ſchleicht, ſtatt zu
hüpfen, ihre Wange erblaßt, ihr Auge er-
mattet, und das Feuer ihres Geiſtes liſcht
allmählig aus. Es ſtellen ſich Leib-, Kopf-
und Zahnſchmerzen, Misbehagen, Langeweile,
und als Folge von dem allen, Widerwillig-

keit, *Eigenſinn*, *Rechthaberei*, *Trotz!* oder auch wohl Nachbeterei, Stumpfheit, Vorurtheil und Kurzſichtigkeit ein. Der kräftige Straßenjunge *kann* doch wenigſtens dereinſt etwas Tüchtiges werden. Oft nimmt er ſogar einen *ganz eigenthümlichen Gang*, und bricht eine *neue Bahn*. So ein verzwergtes Menſchlein taugt faſt nur noch zu einem *Stubengelehrten*. In dieſem Stande nur findet es alles obenſchriebene wieder, und bleibt freilich *körperlich* und *geiſtig* in ſeinem Elemente.

Doch verkenne ich darum die großen Gefahren nicht, welche dem Knaben unter ſeinen Geſpielen auf der Straße erwarten. Wie könnte ich dies! — Ich habe ſie ſelbſt zu oft bemerkt, und mit *Angſt* bemerkt. Von den geheimen Verführungen zur Selbſtſchwächung, dem allerſchrecklichſten Laſter *) der Kinder; von Verleitungen zum Ungehorſam gegen die Eltern; zur Verachtung derſelben, zum Be-

*) Weitere Mittheilungen hierüber, die Grauſen erregen, und doch die allerſtrengſte Walrheit enthalten, findet man im Carlo (dem Einſiedler in den Appenninen).

truge, wohl gar zur Dieberei, u. ſ. w. rede ich hier nicht. Zwar treten ſie, leider! nur zu oft ein, und ſind daher freilich ſehr furchtbar! aber — ich will ja nur von dem ſprechen, was öffentlich, was beim Spielen auf der Straße geſchieht.

In manchen Orten, unter andern z. B. in G., wo die breiten Steine an den Häuſern mehrere Spiele der Kinder ſehr begünſtigen, ſieht man unaufhörlich Knaben, welche um Geld ſpielen. Sie ſind oft ſo arm, daß man ihnen ein Almoſen geben würde, und doch ſpielen ſie um Pfennige und Dreier, und (gewinnen oder) verlieren Groſchen an Kinder, deren Eltern reich ſind. Sehr oft habe ich ihnen zugerufen: Junge Spieler, alte Betrüger, oder Bettler! Möge es nur einmal wenigſtens geholfen haben! — Ferner bin ich faſt nie durch die Stadt gegangen, ohne zwei oder drei zu treffen, welche ſich ſchlugen. Dies fängt gewöhnlich mit einer kleinen Uneinigkeit an, geht zum Streit, zum Schimpfen und endlich zum Schlagen, zuletzt wohl gar zum Stoßen mit den Füßen, zum Werfen mit Steinen ꝛc. über.

„Die Wuth verwandelt alles in Waffen!" ſagt Virgil.

Mit wahrer Todesangſt habe ich oft ſolche Raufereien mit angeſehn, und *alles* gethan, was ich vermochte, um ſie zu enden. Aber, ich bin endlich gleichgültiger geworden; denn ich kam mir vor wie ein Nervenſchwacher, der ſich ängſtigt, weil er lebhaft daran denkt, daß vielleicht grade jetzt Jemand mit dem Tode ringe. Ihm bleibt dann kein froher Augenblick mehr in ſeinem ganzen noch übrigen Leben; denn *immer* noch muß er ſich ſagen: „*jetzt ringt abermals einer* mit dem Tode!" Grade ſo geht es dem Menſchenfreunde bei dergleichen Schlägereien. Er muß zuletzt gefühllos dagegen werden, oder er verſäumt ſeine Geſchäfte über das ewige Friedenſtiften.

An manchen Orten iſt das unglückliche Werfen mit Sand zur Gewohnheit geworden. Das fängt im Scherz an, und hört mit dem ſchrecklichſten Ernſte auf. Denn, dreht ſich der eine grade in demſelben Augenblicke um, in welchem der andere wirft, ſo bekommt er den Sand, die darin enthaltenen Splitterchen

und Steinchen, die der andre ſchnell aufgerafft hat, ins Auge. Glücklich! wenn dies nur Schmerzen erregt, und das Auge nicht dadurch leidet. Gewöhnlich führt es zu den heftigſten Schlägereien.

An einem andern Orte iſt im Winter das Werfen mit Schneebällen an der Tagesordnung. Wer könnte etwas dagegen haben, ſo lange es mit Vernunft geſchieht. Das Werfen mit lockern Schneebällen iſt ein heiterer Scherz, der Gewandtheit, Schnelligkeit, Aufmerkſamkeit und Abhärtung hervorbringt.

Aber — die Bälle werden härter und immer härter gemacht. Viele Knaben kneten ſie ſogar recht lange mit den Händen, damit ſie klein und von Feuchtigkeit durchdrungen werden, laſſen ſie dann Reihenweiſe liegen und gefrieren, und bringen ſie nun erſt verſtohlen auf den Platz, wo ſie ihre Bekannte zu finden hoffen. So ein Ball thut ſchon auf dem Rücken, oder auf der Bruſt ſchmerzhaft wehe; wie! wenn er aber ins Geſicht, wenn er wohl gar ins Auge trifft! Und der Bube, der ihn mitbringt, wirft ihn gewiß mit aller ſeiner

Kraft und ſo nahe, als er ſeinem Gegner kommen kann.

Mehr als einmal habe ich bei ſolchen Gelegenheiten das Blut heftig hervorquillen, und Naſe oder Augen für's ganze Leben verletzen geſehen.

Wie oft bin ich Augenzeuge davon geweſen, daß Kinder beim ſcherzhaften Kriege fehl ſchlugen und dadurch böſe Verletzungen, oder doch heftige Schlägereien, die zu ſolchen Verletzungen führen, verurſachten. Gräßlich ſteht mir noch immer ein Schüler (ich nenne ihn: Müller) vor Augen, der in H. in der Nähe der großen Schule am Paradeplatze ſich mit ſeinen Geſpielen haſchte. Der Platz iſt mit einer Mauer umſchloſſen, auch ſind Bäume und Gebäude nicht weit. Müller lief lange mit großer Geſchicklichkeit zwiſchen allem Genannten umher, ohne ſich zu verletzen. Ich zitterte vor ihm, aber er lief viel zu ſchnell und wurde viel zu raſch verfolgt, als daß ich — der ich noch etwas entfernt war, — ihn durch Zurufen hätte aufhalten können.

Jetzt waren ihm ſeine Verfolger ganz nahe gekommen; er wollte ihnen entwiſchen,

und deshalb in das Schulgebäude rennen. Nur die eine Thür ſtand aber offen, die andre war zu, und oben und unten verriegelt, ſie konnte folglich nicht im mindeſten nachgeben. Müller lief, ſo ſchnell er konnte; ſtürzte auf die Oeffnung zu, und drehte, um die offene Thür zu treffen, den Kopf um. Er war aber ſchon zu nahe, folglich rannte er, mit aller ſeiner Kraft, die Stirne gegen die hervorſtehende und mit Nägelköpfen verſehene Leiſte der verriegelten Thür. In demſelben Augenblicke rann auch das Blut ſtromweiſe über ſein Geſicht, und er ſank mit Angſtgeſchrei zu Boden.

Oft habe ich bei näherer Erkundigung, woher mancher Knabe lahm an Händen oder Füßen, ein andrer verwachſen, ein dritter mit entſtellenden Beulen oder Narben im Geſichte, ein vierter mit einem Gewächſe im Auge behaftet, ein fünfter wohl gar ſeines Auges beraubt ſei, erfahren, daß alle es ſich von der Straße geholt hätten; noch öfter aber zur Antwort erhalten, man wiſſe es nicht, es ſei von ſelbſt gekommen. Natürlich hatten die Knaben ihren Eltern den Vorfall verhehlt

und

und dadurch ſogar noch die zeitige Hülfe eines Wundarztes — vor welchem faſt alle Kinder durch die Schuld ihrer Eltern zu zittern pflegen — verhindert.

Man ſieht, ich kenne dies Unweſen genau, und faſſe es nichts weniger als leichtſinnig ins Auge, aber dennoch wiederhole ich mit Ueberlegung: Müßte ich wählen, ſo würde ich, troz den angeführten großen Gefahren, die der Aufenthalt auf der Straße mit ſich führt, ihn doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluft vorziehen. Alle, welche glücklich durchkommen, ſind mir für's Leben weit lieber, als jene verweichlichten Stubenpuppen, die ein lockerer Schneeball in Schrekken ſetzt, und ein kleiner Regen oder ein kalter Wind auf's Krankenlager wirft.

Andre Unerzogene begingen in ihrer Kindheit Unbedachtſamkeiten, welche für ihr ganzes Leben die Quellen friſcher Körpers- oder Geiſteskraft verſiegen machten. Einer ſtürzte z. B. beim zu kühnen Klettern zur Erde, brach Arm oder Bein und ſchadete ſich dadurch für tauſend Geſchäfte. Ein zweiter erkältete ſich ſchnell nach einer großen Er-

hitzung, und ſchwindet nun allmählig dahin, ſtatt daß er eben jetzt in der vollſten Manneskraft ſein ſollte. Man erlaſſe mir alles Weitere! Jeder Vernünftige kennt gewiß dergleichen ſelbſt, und hat es wohl ſchon manchmal beſeufzt. *)

Auch bleiben unſeelige Verwöhnungen nicht aus, z. B. zur Faulheit, zum nichts recht thun, zur Langſamkeit, zur Uebereilung, zur Unordnung, zur Unreinlichkeit, zur Unbedachtſamkeit, zur Gedankenloſigkeit, zum geſchäftigen Müßiggehn, zu elenden Künſteleien, zur Rechthaberei, zur Weichlichkeit, zum Naſchen, zum Uebermaß im Eſſen, zu ſtarken Getränken, zur Eitelkeit, zum Stolze, zum Geize, wohl gar zur — Selbſtſchwächung. Sie ſind das Unkraut der Gärten, das

*) So wie die Gottheit Millionen von Saamentheilchen verloren gehen, oder im Emporkeimen zertreten läßt, im Pflanzen= wie im Thierreiche; ſo gehn auch bei einer Erziehung der Art unzählige Kräfte verloren, oder werden abgeſtumpft; eben weil es unſre Pflicht, unſer Beruf iſt, der Natur mit Weisheit nachzuhelfen.

weit ſtärker wächſt, als alle hineingepflanzte edlere Kräuter. Hat es erſt Wurzel gefaßt, hat es ſich gar erſt Jahrelang beſaamt, ſo könnt ihr lange jäten, ihr vertilgt es nicht; ihr müßtet denn die gute Erde mit hinwegnehmen.

Es ſei mir erlaubt, mich durch ein Beiſpiel näher zu erklären. Der Garten, der zur Lochauiſchen Pfarre gehörte, war zu meines Vorfahren Zeit ſo ſehr verwildert, daß dieſer es nicht weiter der Mühe werth hielt, ihn zu bebauen. Drei Viertheile davon lagen wirklich wüſte, denn ſie waren vergraſet. In der Mitte hatte er ein kleines Stück — etwa ein Viertheil des Ganzen — bloß mit Kartoffeln und Kohl bepflanzt.

Als ich endlich eingewilligt hatte, die Pfarre anzunehmen, beſah ich die Gebäude, den Garten u. ſ. w. näher, und beſprach mich mit ihm über die nöthigen Verbeſſerungen.

Unter andern ſtanden wir auch vor der beſchriebenen Wüſtenei, und ich blickte traurig darin umher. Es war mir wehmüthig, auf dem Lande zu wohnen, und — keinen Garten zu haben.

Wie kommt es, ſagte ich zu ihm, daß Sie hier ſo wenig bebauen laſſen? — Ach, antwortete er, der Boden iſt zu ſalpetrig, es wächſt nichts darauf als Unkraut.

Ei, ſagte ich, das Unkraut wird aber doch ſo groß! Ich dächte, wo dies ſo üppig wächſt, müßte wohl auch das Gepflanzte gut wachſen.

„Verſuchen Sie es! erwiederte er ſpöttiſch und mit den Achſeln zuckend. Ich habe es funfzehn Jahre hindurch vergebens verſucht.

Dann freilich, antwortete ich, wird es auch mir wohl nicht gelingen! —

Als ich allein war, überlegte ich hin und her; denn einen guten Garten wollte und mußte ich nun einmal haben. Immer ſtand mir der üppige Wuchs des Unkrauts vor Augen. Ich beſchloß alſo zuletzt folgendes:

Mit dem Salpeter, ſagte ich mir, kann es ſo arg doch nicht ſein, wohl aber haben Neſſeln und Quecken überhand genommen, und das Land durch und durch beſaamet. Ich müßte alſo die alte Erde wegſchaffen, und

neue hineinbringen laſſen. Das iſt indeß ſehr koſtſpielig, und die neue würde doch auch Unkrautſaamen enthalten.

So will ich die alte denn — mit geringeren Koſten — tief unterarbeiten laſſen, den ſchädlichen Saamen dadurch erſticken, und von dem bisherigen Unkraute ſogar noch Nutzen ziehen. Es ſoll düngen.

Ich ließ nun den ganzen Garten riolen, und zwar etwas tiefer als gewöhnlich; erhielt alſo dadurch eine völlig neue, von faſt allem Unkrautſaamen befreite, Erde.

Bei der Gelegenheit theilte ich meinen Garten regelmäßig ab, bepflanzte den häßlichen Flechtenzaun mit blühenden Gewächſen, legte an mehreren Stellen Lauben an, ſorgte für Franzobſt und Blumen auf den Hauptbeeten, und hinter denſelben wurden in zweckmäßiger Ordnung alle Gewächſe geſäet oder gepflanzt, die wir in der Haushaltung brauchten.

Zugleich machte ich das Geſetz: In unſerm Garten darf niemals eine Unkrautpflanze zum blühen kommen. Sehe ich je eine darin blühen, ſo werde ich

verdrießlich werden. Der Nachmittag des Sonnabends soll dazu ausgeſetzt ſein, daß eine Tagelöhnerinn, unter Aufſicht von uns, den ganzen Garten, von Beet zu Beet nachſieht, und jede Unkrautpflanze möglichſt mit der Wurzel auszieht.

Man lachte mich aus, denn man hielt es für albern, mit ſo wenigem ſo viel erreichen zu wollen.

Es geſchah indeß; auch hielt ich pünktlich darauf, daß es ordentlich geſchah. Und, ſiehe da! alles Gepflanzte wuchs ſo vortrefflich in unſerm Garten, daß man ſich einzelne Kleinigkeiten ausbat, um ſie als Seltenheit ſeinen Freunden oder Bekannten zu zeigen.

„Das iſt das erſte Jahr! hieß es nun: „Die friſche Erde, und der friſche Muth „des Beſitzers! — Künftiges Jahr wird es „ſchon anders kommen.“

Ich ſchwieg, und dachte nur darauf, dies Geſchwätz zu Schanden zu machen.

Sobald Erbſen, Bohnen, oder ſonſt etwas auf irgend einem Beete reif waren, ſo wurden ſie ſchnell weggenommen, und der Acker augenblicklich wieder umgegraben,

damit nicht etwa Unkraut zurückbleibe; ſich beſaame, und das Land verderbe.

Im Herbſte wurde der ganze Garten umgegraben, und dadurch abermals das Unkraut vertilgt, oder vielmehr zur Düngung verwandt.

Im nächſten Frühjahre fuhren wir mit dem ſorgfältigen Jäten am Sonnabend Nachmittag ſo fort, wie wir im erſten Jahre gethan hatten. Wirklich nahm das Unkraut eher ab, als zu, und die guten Gewächſe geriethen auch diesmal ſo vortrefflich, daß Jedermann darüber erſtaunte.

Das Auffallendſte (für mich aber ganz Natürliche) dabei war, daß wir äußerſt wenig Dünger hatten, (weil wir kein Vieh hielten) nie Dünger kauften, und ſich doch überall Segen und Ueberfluß in unſerm Garten zeigte.

Alle Kraft der Erde und der Witterung zog ſich in die nützlichen Pflanzen. Das Unkraut konnte nichts davon in ſich ſaugen, denn es war in kurzem keins mehr da. Folglich konnte mit der wenigen Kraft, welche vorhanden war, viel ausgerichtet werden.

Von Jahr zu Jahr wurde des Unkrauts weniger. Sehr bald brauchte die Tagelöhnerinn nicht mehr den ganzen Nachmittag des Sonnabends zum Jäten, ſondern that noch mancherlei andre Gartenarbeiten, welche die Obergärtnerinn (meine Frau) ihr anwies.

Wirklich war man zuletzt thöricht genug zu ſagen, mein Garten ſei darin beſonders geſeegnet, daß kein Unkraut in ihm wachſe. Und das ſchwatzten dieſelben Menſchen, welche ehemals über mein Vorhaben, dem Unkraute auf die angegebene Weiſe zu ſteuern, höhniſch gelacht hatten.

Unſer Spargel, unſre Stachelbeeren, unſre Gemüſe, unſer Obſt und mehrere unſrer Blumenarten waren, ihrer außerordentlichen Größe und Schönheit wegen, berühmt, und doch wuchſen ſie faſt gänzlich ohne, oder doch auf ſehr wenigem, Dünger.

Grade ſo geht es auch mit dem Menſchen! Wo böſe Gewohnheiten (Unkraut) erſt einmal überhand genommen haben, da ſind ſie faſt nicht mehr auszurotten. Sie ſchlagen bald ſogar über die guten Eigenſchaften hin, und erſticken und verderben

ſie. Eltern oder Erzieher pflegen dann hinterher wohl, zur Entſchuldigung ihrer Unachtſamkeit, zu ſagen; „Der Junge taugte „von jeher nichts. Ich habe mir Mühe genug mit ihm gegeben, aber — er „iſt nun einmal ſo geboren.“

Ich antworte darauf: „Nein! erzogen!“

Mein Vorfahre ſagte (wie ſie): „Der „Boden iſt zu ſalpetrig. Es wächſt „hier nichts als Unkraut.“

Könnte man das Herz riolen, wie ich meinen Garten, ſo ließe ſich auch dem ſchon verdorbenen ſchnell helfen. Aber, — das geht nicht! oder — es iſt ſehr ſchwierig! und — hilft gewöhnlich doch nur theilweiſe.

Wenn uns aber ein Kind geboren wird, dann iſt ſein Herz reiner noch, als mein Garten, nachdem er riolt war. Dann bedarf es wirklich nur der beſtändigen Aufmerkſamkeit beider Eltern, jede Untugend *),

*) Viele können das überall nicht ſein, wenn anders Vater, Mutter und die übrigen Umgebungen ſelbſt tugendhaft ſind.

die ſich etwa anfinden ſollte, ſchnell mit der Wurzel herauszureiſſen, und es werden bald ſo gut wie gar keine mehr da ſein.

Ach, und wie herrlich, wie ungeſtört werden die guten Eigenſchaften eines ſolchen Kindes ſich entwickeln! — Ohne außerordentliche Naturanlagen, ohne beſondere Künſtelei, wird man über das Zunehmen derſelben erſtaunen, und — wie in meinem Garten — manches als Wunder anſtarren, was doch ganz natürlich iſt, und vernünftiger Weiſe vorauszuſehen war.

Daß es aber den Leuten mit aller angewandten, oft ſehr großen, Mühe, doch nicht immer gelingt, die oben erwähnten Zwecke zu erreichen; weil ſie zwar gut anfangen, aber nicht ausdauern: das habe ich an meinem nächſten Amtsnachbarn in L., dem Magiſter S., erlebt.

Er galt allgemein für einen geſchickten Gärtner und für einen Mann, der viel auf ſeinen Garten verwende, es ſich auch perſönlich ſehr ſauer darin werden laſſe, ja, der wohl gar ſeinem Acker den Dünger entziehe, um ihn ſeinem Garten zuzuwenden.

Wahr iſt es, man konnte nicht leicht einen ſchöner und zweckmäßiger bereiteten Garten ſehen, als den ſeinigen — im Frühjahre. Der Boden war rabenſchwarz, vortrefflich gedüngt, kurz und tief gegraben, und beſonders ſo bedachtſam und fein geharkt, daß man kein einziges Klößchen, viel weniger ein Steinchen finden konnte. Die Beete waren zweckmäßig vertheilt. Von keinem Gewächſe war Ueberfluß, an keinem Mangel zu befürchten.

Ich ſchämte mich nicht wenig, als ich das erſtemal, nachdem wir beide unſre Gärten: „beſtellt" nannten, in den ſeinigen trat, und alles weit pünktlicher behandelt ſah, als bei mir.

Mit freudiger Selbſtzufriedenheit nahm er mein redlich gemeintes Lob an, und ſetzte mir alles, bis ins Kleinſte, aus einander. — Dann wurde er jedoch mißmuthig, und ſagte: „Was hilft es mir aber? — Nichts! — Denn nach Johannis iſt es ein Wald von Unkraut."

Ich ſagte beſcheiden: Ei, dem können Sie ja wohl wehren! —

Gott behüte, antwortete er. Das läßt ſich nicht zwingen! Ich habe mir ſchon ſo viele Mühe gegeben, Alles vergebens!

Nach einem kleinen Wortwechſel ſchwieg ich; denn der Mann galt für einen geſchickten Gärtner; und ich war ein Anfänger in dieſer Kunſt. Auch war er vierzig Jahre älter als ich.

Aus Neugierde beſuchte ich ihn jetzt öfter als ſonſt, und ging jedesmal in ſeinen Garten.

O wie herrlich wuchs das Geſäete und Gepflanzte empor! Aber freilich! das Unkraut wuchs noch kräftiger; denn man vertilgte es nicht. Es unterdrückte bald die feineren Gewächſe, welche dem Boden nicht eigen waren; denn man wehrte ihm nicht. Je vortrefflicher das Land des Gartens, je ſtarker es gedüngt, und je ſorgfältiger es zubereitet war, deſto üppiger ſchoß das Unkraut empor; deſto mehr ſchadete es den guten Gewächſen. Mein Garten ſtand dem ſeinigen in allem Angeführten nach, und doch überwuchs mein Gemüſe das ſeinige alle Tage mehr;

denn — er legte gedankenloß die Hände in den Schoos, und ich n i ch t.

Um Johannis war wirklich ſchon mehreres bei ihm halb erſtickt, was bei mir hoch und herrlich wuchs und blühte.

„Habe ich es Ihnen nicht geſagt? ſprach „er jetzt zu mir. Ich weiß es wohl, es iſt „alles vergebens! Aber ich kann es nun „einmal nicht laſſen, mir alle Frühjahr die „Freude zu machen, ob ſie gleich ſehr theuer „iſt.“

Mit der möglichſten Schonung ſagte ich ihm, daß es bei mir a n d e r s ſei, und daß alles ganz nach meinen Wünſchen wachſe.

Nun, wie machen Sie es denn? fragte er neugierig. Ich wiederholte ihm, was ich ihm andre Male ſchon erzählt hatte. Er fand es aber undenkbar, und beſchloß, ſich perſönlich von Allem zu überzeugen.

In den nächſten Tagen hatte er ſich bei mehreren Perſonen aus Lochau nach meinem Garten erkundigt, und dieſe hatten ihm Wunderdinge davon erzählt. Er kam alſo — ſo höchſt ungern er ausging! — eines Nachmittags wirklich zu mir, verlangte ſogleich mei-

nen Garten zu ſehen, und gerieth in das äuſerſte Erſtaunen, als er alles weit über ſeine Erwartung fand.

Das muß Ihnen ſchweres Geld koſten! ſagte er.

Ich. Nichts weniger! Alle Woche nur ein halbes Tagelohn.

Er. So muß der Boden ganz außerordentlich ſein, und gar keinen Unkrautſaamen enthalten.

Ich. Grade das Gegentheil! Sie wiſſen ſelbſt, daß mein Vorfahre ihn deshalb unbearbeitet liegen ließ.

Er. Nun, ja! So kommt es vom Riolen. Aber das hilft Ihnen für ein Jahr, höchſtens für zwei. Hernach iſt es wie bei mir.

Ich. Das ſollte mir ſehr unlieb ſein! Ich hoffe indeß, ich will durch Anwendung der bisherigen Sorgfalt dem zuvorkommen.

Er. Nichts, Nichts! Freund! Daran iſt nicht zu denken. Sie werden keine Ausnahme von der Regel machen; oder Ihr Garten müßte eine ganz andere Erde enthalten, als die iſt, die wir ſonſt hier haben. Faſt möchte

ich das glauben, denn ich ſehe ja faſt gar kein Unkraut.

Ich. Es iſt durch das Riolen in die Tiefe gebracht, wo es verfaulen muß, und das Wenige, was dennoch aufſproßte, haben wir ſogleich mit der Wurzel ausgerupft.

Er. Ja, da rupfe du! — Das geht ſo leicht nicht, lieber Herr Amtsbruder! — Nun Sie ſind noch jung! — Sie werden die leidige Erfahrung bald genug machen; denn Sie ſind doch ſchwerlich ein Schooskind des lieben Gottes, und Ihr Garten hoffentlich kein Stück Land aus dem Paradieſe.

Ich fühlte, daß er nicht zu bekehren ſei, lachte alſo über ſeinen Scherz, und brachte ihn auf etwas Anderes.

Habe ich nicht wirklich das Verfahren vieler Eltern und Erzieher geſchildert?

Mit großem Aufwand von Mühe und Koſten bereichern ſie den Kopf ihres Zöglings mit einer Menge von Kenntniſſen und das Herz deſſelben mit Gefühlen, die ihm ſehr nützlich werden könnten. Da aber der Grund und Boden beider zuvor nicht rein war, auch nicht rein erhalten wird; ſo nützt

alles, was ſie thun, wenig. Es ſchadet ſogar; denn die Untugenden ihrer Kinder nehmen um ſo mehr zu, je mehr natürliche Anlagen da ſind, je mehr die Klugheit ausgebildet wird, und je vielfacher, ſtärker und verfeinerter die Gefühle werden.

Die herrliche Gartenerde, der fette Dünger und die ſorgfältige Bearbeitung ſchadete den Gewächſen des Magiſter S., ſtatt ihnen zu nützen; denn das Unkraut, welches ſie erſtickte, zog daraus die kräftigſte Nahrung.

Denkende Leſer ſtimmen gewiß mit mir ein, daß nur ein noch völlig reiner (oder mit großer Mühe gereinigter) Boden, durch beſtändige Aufmerkſamkeit, welche bald nach dem Aufkeimen der Gewächſe ſchon anfängt, und mit großer Feſtigkeit ſtets fortgeſetzt wird, zuletzt einen Garten ohne Unkraut hervorbringen werde, in welchem es dann freilich wenig Mühe macht, dem Ueberhandnehmen der Neſſeln oder Quecken zu wehren; daß es aber zu ſpät iſt, dies thun zu wollen, wenn ſie ſich angefunden haben, emporgewachſen ſind, und fruchtbaren Saamen reichlich ausſtreuen.

Ach

Ach, und die erſten Saamenkörner finden ſich gewiß und ſchnell. Sie liegen ſchon in der Erde *) und ſollen darin liegen, denn auch das ſogenannte: „Unkraut“ hat ſeinen Nutzen, welchen der Verſtändige ſich gar wohl zuzueignen weiß. Sie kommen ferner aus der Nachbarſchaft herüber, denn ein leiſes Lüftchen, ein Vogel, ein Inſekt vielleicht bringt ſie zu uns, und indem wir Küchenkräuter ſäen, ſtreuen wir ſicher auch Unkrautſaamen mit aus.

Wehe alſo dem Gärtner, der bis Johannis die Hände in den Schoos legt! denn dann iſt es zu ſpät! Nun kann er das Unkraut nicht mehr vertilgen. Es wird vielmehr die guten Pflanzen, auch die vortrefflichſten, gewaltſam überſchatten und — erſticken.

Wehe folglich auch dem Vater oder Erzieher! der thöricht genug iſt, zu ſagen:

„Mein Sohn ſoll bis zu ſeinem

*) So wie die Leidenſchaften im Menſchen vorhanden ſind, und ſeyn ſollten.

„achten Jahre thun können, was er „will; denn er ſoll bis dahin bloß „ſeiner Wärterinn und ſeiner Mut- „ter (einer Weltdame) überlaſſen blei- „ben.“

Es geht hieraus hervor, daß wir ſehr früh anfangen müſſen, unſere Kinder zu erziehen. „Wie früh denn aber?“ — Da kommen wir — wie ſo oft! endlich auf uns ſelbſt zurück. Laßt uns auf unſern Körper, auf unſern Verſtand, auf unſern Willen (von Seiten des Vaters, ſo wie der Mutter) achten, die beiden erſten veredeln, und über den letzten herrſchen, ſchon zur Zeit, wenn unſer Kind noch nicht entſtanden iſt. Ein einfaches, mäßiges, ſparſames, zufriedenes und heiteres Leben, mit möglichſt vieler Bewegung in freier Luft, beim häufigen Genuſſe des reinen Waſſers, iſt in der Regel das ſicherſte Mittel, Kinder zu bekommen, deren Körper vollkommen geſund iſt, und deren Anlagen des Verſtandes und Herzens gleich wünſchenswerth ſind. Man ſei ſelbſt geſund! (Schickt uns der Himmel nicht anſteckende Krankheiten zu, ſo kann man weit

mehr hierzu beitragen, als man glaubt!) bilde ſich aus, ſo viel man vermag, und wähle ſich eine geſunde, möglichſt geiſtvolle und gutgeſinnte Gattinn; ſo wird man gemeiniglich auch geſunde, geiſtvolle und gutgeſinnte Kinder erhalten.

Hier aber höre ich eine Menge Einwendungen:

Der eine ſagt: ich muß in meiner Lage nach Gelde heirathen! Der andere: Ohne die vornehmen Verwandte meiner Frau wäre ich nie zu dieſer Verſorgung gelangt. Ein dritter: meine Frau tanzte ſo ſchön, daß ſie mich entzückte! Ein Vierter: die meinige bezauberte mich durch ihre kluge und witzige Unterhaltung. Ein fünfter ſagt: Ich liebte ſie! und ſuchte eine Frau für mich; nicht aber für meine Kinder u. ſ. w.

Ich antworte: Meine Herren! Sie können und mögen alle nach ihrer Weiſe Recht haben! Wenn aber die Rede davon ſein ſoll, wie man hoffen darf, vorzüglich liebenswürdigen Kindern entgegenzuſehen, dann — haben Sie Unrecht.

Hat man vor der Erzeugung nach Möglichkeit für ſeine Kinder geſorgt, ſo verdoppele man ſeine Aufmerkſamkeit während der Schwangerſchaft der Mutter. Beide Eltern aber müſſen gemeinſchaftlich wirken. —

Mäßigkeit und Einfachheit im Eſſen, im Trinken, und im Genuß der körperlichen Liebe, viel Bewegung in freier Luft, reines Waſſer zum Getränk *) ſowohl, als zur pünktlichſten Reinlichkeit des ganzen Körpers, ſtrenge Pflichterfüllung, Zufriedenheit, Heiterkeit und Vertrauen auf Gott.

Dies ſind die ſicherſten Mittel, welche die Mutter anwenden kann, der ſich bildenden Frucht die geſundeſte und nützlichſte Nahrung zuzuführen. Verſüßt ihr der Vater das Leben dadurch, daß er auf eine gleiche

*) Deshalb beſtand der Lenhärd'ſche Geſundheitstrank für Schwangere, ſo viel ich mich erinnere, faſt nur aus reinem Waſſer und Wein, und die Verordnung lautete: man müſſe ſich viel Bewegung in freier Luft dabei machen! Daß aber der Trank nützlich war, hat die Erfahrung bewieſen.

Weiſe denkt, fühlt, genießt und handelt; ſo dürfen beide ruhig ſein, die Gottheit wird ihnen in der Regel ein geſundes, und wenigſtens mit mittelmäßigen Anlagen des Körpers, Geiſtes und Herzens verſehenes Kind ſchenken. Mehr bedarf es aber nicht! —

Doch ich will lieber in einem beſonderen Abſchnitte ſagen, was ich und was meine Frau thaten, um jenen ſchönen Zweck zu erreichen.

Mögen dann Andere daſſelbe thun, oder vielmehr noch zweckmäßiger verfahren, wenn nur das menſchliche Geſchlecht dadurch ſo viel als möglich veredelt wird! —

Achtzehnter Abſchnitt.

Wie fingen wir es an, Karln vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch das Gift derſelben zu ſchwächen?

Es iſt oben ſchon erwähnt, daß Karl von uns nur ſpärlich gelobt wurde, daß vielmehr eine Aeußerung der Art, als: „Gut mein Sohn!“ oder: „Brav! lieber Junge!“

oder: „Du kannſt wohl recht haben!“ oder: „Ja, ſo iſt es richtig!“ alles zu ſein pflegte, womit ich ihm meinen Beifall bezeugte. Es fanden noch manche andere Ermunterungsarten ſtatt, z. B. kleine Belohnungen, womit aber zugleich auf eine unmerkliche Weiſe wohlthätige Zwecke verknüpft wurden; das Aufzeichnen ſeines Betragens in ein Buch, welches der Konſiſtorialrath in Magdeburg, Herr Dr. Funk, ihm geſchenkt hatte; eine ruhige und zugleich freundliche Erzählung deſſen, was er geleiſtet habe, entweder der Mutter, oder einem der vertrauteren Freunde unſers Hauſes. Dabei ſagte ich aber jedesmal eher etwas zu wenig, als zu viel. Der Hörende pflegte dann wohl zu antworten: „Nun, das freut mich, lieber Karl! ſo biſt Du mir lieb!“ oder dergleichen.

Karl mußte ſchon etwas für ſein Alter ſehr Ausgezeichnetes vollendet haben, wenn ich ihn ſtreichelte, oder gar küßte. Wohl aber entſchloß ich mich gern und leicht dazu, ſo oft er etwas ſittlich-Gutes geſagt, oder gethan hatte. Eine Liebkoſung, einen Kuß von mir ſchätzte er des-

halb auch ſehr hoch. Mehr als dies alles aber ſchlug die Verſicherung an, welche ich ihm wohl manchmal, beſonders bei einem merkwürdigen Abſchnitte ſeines (kurzen) Lebens, gab: er ſtehe jetzt wahrſcheinlich in den Augen Gottes, andrer geiſtigen Weſen, und der vorzüglichſten Menſchen höher, als zuvor, und habe ſich, ſeit einiger Zeit, mit Nutzen und Glück dazu vorbereitet, einſt recht viel Gutes auf dieſer Erde zu ſtiften, und ſpäter von der Gottheit zu noch höheren und beſeeligenderen Zwecken gebraucht zu werden.

Dann lächelte ſein kindlich-frommes Auge uns zu, wie wir uns die Freudigkeit eines Engels denken, der nach einem edlen Geſchäfte im großen Reiche Gottes zu dem Höchſten zurückkehrt. Gewöhnlich bewies Karl nach einer ſolchen Unterredung noch mehr Folgſamkeit, noch mehr Fleiß, noch mehr Herzensgüte, als zuvor. Für ihn war alſo kein weiteres Lob, viel weniger wär Schmeichelei nöthig. Das ahneten aber die meiſten Menſchen, die außer unſerem Krei-

ſe lebten, nicht; oder vielmehr: manche begriffen es nicht! manche aber wollten es nicht begreifen!

Es waren Scheingründe da, derentwegen man mich der Strenge, (jene gutherzigen Leute nannten es freilich: Härte!) beſchuldigte.

Zurückgewieſene Leidenſchaft bediente ſich ihres großen Reichthums und Anſehens, um ſich bitter an mir zu rächen; und eine Menge feiler Menſchen boten willig dazu Hand und Mund. Ich hätte die Bosheit leicht entlarven können, wenn ich mit den Papieren, welche meine Unſchuld und meiner Verfolgerin Schuld ſpäterhin klar machten, damals ſchon öffentlich gegen ſie aufgetreten wäre; aber — ich that faſt ſieben Jahre lang nichts der Art, weil ich auf Gottes Beiſtand hoffte, (der auch nicht ausgeblieben iſt;) und weil ich dem menſchlichen, beſonders aber dem weiblichen Gefühle zutraute, es werde ſich, — bei abgekühltem Blute! — des Verübten ſchämen, und — Gottes Strafen fürchten. (Hierin wurde ich jedoch getäuſcht!)

Ich ſchwieg alſo, und — duldete! — Aber grade deshalb glaubte man das, was meine — bezahlten — Gegner verſicherten; und beurtheilte darauf hin faſt alle meine Reden und Handlungen aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte.

Hierzu kam, daß ich damals mehr noch als ſonſt alle koſtſpieligen Genüſſe vermied. An ausgeſuchtes Eſſen und Trinken, an Kleiderpracht, an den Beſuch (anſtändiger) Kaffeehäuſer, an Spiele um Geld, an theure Angewöhnungen u. ſ. w. dachte ich jetzt weniger noch, als ſonſt; und meine Gattinn hatte ſich — ſchon vor ihrer Verheirathung mit mir! — ganz eben ſo gewöhnt. *) Zwar wurde unſern Freunden bei uns alles hinreichend dargeboten, was das geſellſchaftliche Leben eingeführt hat, und viele Familien fanden ſich deshalb, ſo wie unſers Umgangs wegen, ſehr wohl in unſerm Hauſe Aber, das vertheidigte mich nicht bei meinen Verfol-

*) Dies war ein Hauptgrund, weshalb ich ſie wählte.

gern. Sie ſollten und wollten es mir nun einmal als Geiz auslegen, daß ich mich über jene Bedürfniſſe hinwegſetze; ſie ſollten und wollten Luiſen — troz den unzähligen und lauten Verſicherungen derſelben vom Gegentheile! — heuchleriſch bedauern, daß ſie einen Barbaren zum Mann habe, der ihr die unſchuldigſten Freuden vorenthalte. *)

Dazu kam noch, daß ich den größten Theil meines Lebens, (ſeitdem ich einigerma-

*) Das Böſeſte dabei iſt, daß faſt alle meine Verläumder, früher! oft genug an derſelben Tafel mit uns beiden geſeſſen hatten, und alſo gar wohl wußten, daß wir ſchon damals uns alles Erwähnte nicht erlaubten, ungeachtet wir es umſonſt genießen konnten. Luiſens Betheurungen wandte man auf gut teufliſch gegen mich: „Sie darf nicht ſprechen! hieß es: Er martert ſie ſonſt nur deſto mehr.“ Gottlob! ſie lebt noch, und ſpricht täglich mit wehmüthigem Schmerze über jene Bübereien, welche mich lange genug meine Ehre und meine Zufriedenheit koſteten, und leicht mein Leben hätten koſten können.

ßen denken konnte) in vorzüglich gebilde⸗ten Kreiſen zugebracht, und bei meinen vie⸗len Bekanntſchaften leicht diejenigen hatte ab⸗brechen können, welche mir zu wenig gebil⸗det waren. Jetzt zum erſten Male auf ei⸗nem (ſelbſtgewählten) bürgerlich leider! viel zu wenig geachteten Standpunkte; mei⸗nes Vermögens beraubt, ohne welches ich doch ſobald noch nicht geheirathet hätte; mit einem geringen jährlichen Einkommen, einer zahlreichen Familie entgegenſehend; und aus dem oben angeführtem Grunde vielſeitig verläumdet: zog ich mich — weil ſich nicht wohl fliehen ließ, — in mich ſelbſt zurück, und beſchränkte mich auf den Umgang mit einigen Beſſeren.

Das zuſammen war genug, um meine ſchuldloſeſten Reden und Handlungen böslich auszulegen. Man wird es leſen, man wird es anerkennen müſſen, und doch es kaum begreifen können, wie bei einigen Schlechtheit und bei andern Verblen⸗dung ſo weit habe gehen können.

Bemerkte man z. B., daß ich, trotz mei⸗ner Lebhaftigkeit, meinen eigenen Sohn ſo

bedächtlich-kalt lobte, vielleicht ſelbſt den Werth deſſen, was er geſagt oder gethan hatte, zu vermindern wußte, und wirklich verminderte: ſo ſchob man mir — ſtatt meiner Gottgefälligen Beweggründe dazu! — Härte, Eigenſinn, Stolz, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, wohl gar Neid gegen mein Kind, unter; weil ſie, die Niedrigen! ſich zu dem höheren Beweggrunde nicht erheben konnten. Sagte ich hingegen, in ſeiner Abweſenheit, die Wahrheit von ihm, ſo nannte man ein ſolches Vatergefühl abermals: „Eitelkeit oder Stolz.“

Derlei ſchiefe Urtheile wurden oft (in Karls Gegenwart) ausgeſprochen, wie man denn ſogar zehn bis zwölf Jahre lang höchlich bemüht geweſen iſt, meine Frau bald durch Spötteleien und Bedauern, bald durch wirkliches Aufhetzen (in meiner Abweſenheit) mit mir zu veruneinigen. Wäre ich nicht äußerſt gerecht, und zugleich billig und liebevoll geweſen, ſo wäre es jenen Elenden endlich gewiß gelungen.

Die etwas Beſſeren ſagten in Betreff Karls mit altweiſer Miene und unverſtändigem Unwillen (ſo oft ich ihrer Meinung nach zu wenig lobte, oder ſie am übermäßigen Lobe hinderte, oder Karln fortſchickte, wenn ich ahnete, daß ſich die Lobwolke im Beiſein des Kindes entladen werde): „Ei, das iſt gar nicht recht von Ihnen! Er hat es ja verdient; Und verdientes Lob ermuntert ihn nur noch mehr! —“

Ich mochte winken, oder bitten, oder zurechtweiſen, wie ich wollte, ſie verſtanden es beſſer, glaubten wenigſtens, es beſſer zu verſtehen, und brachen nur deſto lauter damit — in Karls Gegenwart ſogar! — hervor.

Es konnte nicht lange währen, ſo durchſchaute ich die Schwäche oder Schlechtheit vieler aus meiner näheren und entfernteren Umgebung. Ich war alſo vorſichtig genug, meine Einrichtungen darnach zu treffen. Von einigen zog ich mich gänzlich, von andern merklich zurück; und ſo oft es, (gegen mein Vorherahnen) nothwendig wurde, ſtand ich — zum Wohl meines Kindes! — ſogar keinen Augenblick an, klar und ernſt dar-

über zu ſprechen. Karl verſtand mich, in ſolchen Fällen, lange Zeit hindurch vollkommen; jene thörichten Weiſen wurden aber freilich dadurch nur deſto tückiſcher gegen mich.

Bei Gelegenheit des Zuckers, Kuchens, Kaffees, Biers, Weins und anderer Leckereien fand dergleichen oft ſtatt.

Dagegen waren mir freilich unſere näheren Freunde, theils beſſere, theils gebildetere Menſchen! — äußerſt nützlich. Sie begriffen, was ich wollte, und boten, aus Edelmuth, gern die Hand dazu.

Ich durfte ihnen nur Winke geben, ſo arbeiteten ſie mir in die Hand.

War meine Frau, oder war ich mit Karln unzufrieden, ſo vertheidigten ſie ihn nie; ſondern behandelten ihn vielmehr kälter als ſonſt. Aeußerten wir uns freundlich über ihn, ſo wurde er herzlich von ihnen geliebkoſet, aber ſie ſtrömten nicht in Lob über.

So lange er noch ganz klein war, und wenig oder nichts gelernt hatte, ließ es ſich auf dieſe Art, und durch Hülfe unſeres Univerſalmittels: „kleiner, zweckmäßig er-

ſonnener, und dem Kinde erzählter Geſchichten" recht gut zwingen.

Als er aber mit Ausdruck herſagte, (deklamirte) als er (zum Erſtaunen vieler Menſchen) aus dem Kopfe rechnete, als er unerwartet ſchnell und, ſehr gut! las, als er ſogar franzöſiſch zu verſtehen anfing; da mußte ich noch zu andern Hülfsmitteln meine Zuflucht nehmen.

Das höchſte war von Anfang an, und blieb für alle Zeiten Gott, und — deſſen ſichtbares Ebenbild unter den Menſchen: Jeſus.

In Unterhaltungen über Gott zeigte ich ihm oft, wie unermeßlich tief wir unter demſelben, und unter ſo vielen Millionen jener geiſtigen Geſchöpfe, die wir mit dem allgemeinen Namen: Engel zu benennen pflegen, ſtänden; ich zeigte ihm, daß wir uns ſelbſt, alle unſere Körper- und Geiſteskräfte, unſer Vermögen, unſre Ausbildung, ſogar die Veranlaſſungen, Gutes zu wirken, Ihm zu verdanken hätten. Auf ſolche Ueberzeugungen läßt ſich in dem noch rein kindlichen Gemüthe, wahrlich, leicht Demüth und

Beſcheidenheit gründen; oder vielmehr in dem noch unſchuldigen Herzen fließt ſie von ſelbſt daraus hervor.

In der Perſon Jeſu zeigten wir ihm, wie unendlich viel der Menſch, ſelbſt auf der höchſten Stufe der Weisheit, Geiſteskraft, Großmuth, Feſtigkeit, Herzensgüte, Gerechtigkeit, Billigkeit, Vertrauen auf Gott, Ergebung in ſeinen Willen, Gehorſam gegen ſeine Befehle, Geduld und Verläugnung ſeiner Selbſt, durch Demuth und Beſcheidenheit noch gewinne.

Hierdurch entſtand in ſeinem Herzen die höchſte Ehrfurcht vor Gott, die innigſte, heiligſte Liebe für Jeſum, und das ſehnlichſte Beſtreben, dieſem ähnlich zu werden. Luiſe (oder ich) durfte oft nur eines Vorfalls aus dem Leben Jeſu erwähnen, der irgend eine ſeiner Tugenden ins Licht ſetzte, ſo verſtand er uns ſchon, und wandte es oft rührend ſchön an. Natürlich fand er ſich ſtets tief unter dem Göttlichen; er wurde alſo durch jede Vergleichung — ſelbſt ohne unſer Zuthun! — zur Beſcheidenheit dringend geleitet.

Fer-

Ferner erzählten wir ihm häufig von ausgezeichneten Menſchen. Ragten ſie durch Verſtändigkeit, Geſchicklichkeit, Fertigkeiten, u. ſ. w. hervor, ſo hoben wir dies ſo klar und anſchaulich heraus, daß die beſchämende Ueberzeugung, wie unendlich weit er noch bis zu ihnen empor zu klimmen habe, ſich ihm zwar aufdrängen mußte, aber wir legten doch weniger Werth darauf. Was wir ihm dagegen von edelmüthigen und tugendhaften Menſchen mittheilten, ihre Gottgefälligen, ihre frommen, ihre menſchenfreundlichen Handlungen: alles das erzählten wir (auch konnten wir ja nach unſern Gefühlen nicht anders!) mit Wärme, mit heiliger Freude, bisweilen wohl mit Thränen. Hierdurch wurde ſein Herz ergriffen, gerührt, und die ſchöne Sehnſucht, eben ſo handeln zu wollen, in ihm erregt.

Kamen dann Veranlaſſungen dazu (im Kleinen) vor, ſo that er meiſtens von ſelbſt, was wir gewünſcht hatten; wo nicht, ſo erinnerten wir ihn an das Erzählte, und verfehlten dann unſeres Zweckes gewiß nicht.

Faſt alle Gedichte aus Deutſchlands goldener Dichterzeit, welche edle Handlungen, Aufopferungen für Andere, Menſchenliebe, Gutherzigkeit, Großmuth, Freundſchaft ꝛc. lehren, wußte er auswendig. Er lernte ſie gern und ſchnell, und machte ſich ihren Inhalt gänzlich zu eigen.

Das Lied vom braven Mann; Frau Magdalis; zu Dionys dem Tyrannen ſchlich; Rudolph von Habsburg; der Gang nach dem Eiſenhammer u. ſ. w. Das waren ſeine Lieblingsgedichte, und er wußte ſie auswendig, ſo lang ſie auch ſind.

Jetzt frage ich den verſtändigen Mann, und den erfahrnen Erzieher: Konnte er dabei ſtolz, eitel und unbeſcheiden werden?

Nicht leicht! — Bei einem Kinde, dem nicht oft geſchmeichelt wird, würde ich ſogar beſtimmt antworten: Nein!

Dies Gift (Schmeichelei) wurde ihm aber freilich alle Tage mehr gereicht. Man gab es ihm unter mancherlei Geſtalten; ich mußte folglich auf mancherlei Gegengifte ſinnen. —

Einſt fuhren wir nach Halle, und ich ahnete im voraus, daß man in der Geſellſchaft,

in welcher wir zu Mittag eſſen ſollten, und in denen Familien, die wir beſuchen mußten, Karln, wie gewöhnlich! große Lobeserhebungen ertheilen werde.

Ich fing daher mit Luiſen, (die mich ſchnell verſtand) eine allgemein ſcheinende Unterredung über Komplimente, Lobpreiſungen und Schmeicheleien an. Zwar thaten wir beide, als wenn wir uns um Karln gar nicht kümmerten; behielten aber doch ihn und ſeine Aufmerkſamkeit immer im Auge. Auch warf ich bisweilen ein paar Worte hin, von denen ich voraus ſah, daß er ſie ſtärker auffaſſen, und auf ſich beziehen werde.

Er begriff hierdurch (wie ſich bald nachher zeigte) daß manche Menſchen aus einer gewiſſen Weichlichkeit des Gemüths, die man fälſchlich: „Herzensgüte!" nennt, Andern gern etwas Angenehmes ſagen, wenn ſie es gleich merklich ſchwächer empfinden; daß ſchlechtere Menſchen es oft thun, um dadurch Vortheile für ſich zu erlangen; daß Unwiſſende, auch ohne böſe zu ſein, leicht dazu gelangen, weil — ſie von demjenigen einen zu hohen Begriff haben, was ſie nicht lernen konn-

ten; und daß es ferner Menſchen giebt, die zu ſchmeicheln ſuchen, weil ſie glauben, es gehöre zur feinen Lebensart, ſeinen Bekannten nichts Unangenehmes, vielmehr, recht viel Angenehmes — wenn es auch nicht richtig ſein ſollte, — zu ſagen.

Wahres Lob, ſetzte ich hinzu, iſt nicht eben wortreich. Es äußert ſich mehr in einem zärtlichen Blicke, in einem ſanften Händedruck, in einigen herzlich ausgeſprochenen Silben, bisweilen auch wohl durch Streicheln der Wangen, oder durch einen Kuß; vor allem aus aber durch Liebe und Güte, oder durch gefällige Handlungen zum Beſten deſſen, der ſich das Lob erworben hat.

So wie es der Prediger J. in H. neulich mit mir machte, fuhr ich fort, und erzählte eine Geſchichte, in welcher einer meiner Freunde, ſtatt mir einer geiſtigen Arbeit wegen, Komplimente zu machen, oder Schmeicheleien zu ſagen, ſich wahrhaft Mühe gegeben hatte, mir Bemerkungen aufzuſetzen, durch welche ich ſie noch verbeſſern könne.

Unter ſolchen Unterhaltungen kamen wir dem Thore näher. Ich wandte ſie allmählig

ſcherzhaft und ſagte dann: Gleich am Thore könnt Ihr es ſehen, Kinder, daß die Menſchen einander für eine Kleinigkeit Komplimente machen, d. h. etwas ſagen, wobei ſie entweder gar nichts, oder wohl gar das Gegentheil denken. Da ich dem Thorſchreiber bisweilen einige Groſchen gebe, ſo wird er mit großer Lebhaftigkeit herausgeſprungen kommen, mir ſagen, daß er mein gehorſamer Diener ſei, ſich nach meinem Befinden erkundigen, und mich verſichern, daß ihm mein Wohlſein unendlich freue; wird fragen, was ich zu befehlen habe, und hinzufügen: er ſei überzeugt, daß ich nichts — nämlich Akziſebares, — bei mir habe. (Ich wußte des Mannes Redensarten ſo ziemlich auswendig.) Aber, ſetzte ich hinzu, er würde ſich nicht wenig verwundern, wenn ich auf ſeinen „gehorſamen Diener“ antwortete: Nun, ſo ziehen Sie mir einmal die Stiefeln aus, und putzen Sie ſie, denn ſie ſind unterweges ſchmutzig geworden; oder wenn ich eine ſchwurartige Verſicherung von ihm verlangte, daß ihn mein Wohlſein „unendlich freue“; oder wenn ich auf ſeine

Frage: „was ich zu befehlen habe?“ antwortete: Sie müſſen ſogleich zum Profeſſor W—s gehen, und uns anmelden!“ Oder wenn ſein Oberer ihn zur Rede ſtellte: Wodurch ſind Sie denn überzeugt, daß der Herr Prediger nichts Akzisbares bei ſich hat?

Und doch ſpricht der Mann deutſch, ſagte ich, und noch dazu ziemlich gutes deutſch! weiß alſo gar wohl, was er ſo eben ausſpricht.

Ihr ſeht, man würde ſehr betrogen werden, wenn man ſich an dergleichen Wörter kehren wollte.

Noch luſtiger iſt es, fuhr ich fort, daß manche Leute fühlen, die Eltern ſeien zu verſtändig und zu ernſt, als daß es gerathen ſei, ihnen Komplimente zu machen. Aber, meinen ſie dann wohl, durch die Kinder will ich den Eltern etwas Schmeichelhaftes ſagen.

Bekanntlich lieben die meiſten Eltern in ihren Kindern nicht ſowohl das höhere Weſen, das Gott ihnen in einen Körper eingeſchloſſen, anvertraut hat; ſondern ſie lieben in denſelben, auf gut thieriſch, nur ihre Jun-

gen. Da meint denn ſo ein Menſch wie G.: der Witte wird doch nicht ſo unempfindlich ſein, daß er gegen das Lob, welches ich Karln ertheile, gleichgültig bliebe! — Karl darf dann nur etwas: „nicht Unvernünftiges“ thun, ſo wird er gewiß ſo mit vollen Backen gelobt, daß mir, in Karls Seele, Angſt und Wehe dabei wird. Denn was ſoll der arme Junge auf dergleichen Unwahrheiten antworten? — Er muß verdutzt werden. Weiter bleibt ihm, natürlicher Weiſe! nichts übrig. Da gefällt mir unſer R. und W. Sie loben wahr und vernünftig! G. erreicht freilich ſeine Zwecke bei hundert Eltern; aber — die Kinder derſelben werden dadurch verdorben, denn ſie denken, wunder! was ſie ſind, und was ſie wiſſen.

Am drolligſten iſt es, fuhr ich fort, wenn Eltern ihre Kinder gern gelobt haben möchten, und man ſich doch als ehrlicher Mann nicht entſchließen kann, es zu thun. Den Zoll der allgemeinen Höflichkeit hat man vielleicht entrichtet, wenn die Kinder, auch nur halb und halb die Veranlaſſung dazu darboten. Aber zu mehr als dem kann

und will doch der rechtſchaffene Mann ſich nicht entſchließen.

Jene verſuchen es dann von allen Seiten, wie einem beizukommen, wie das Eis der Unempfindlichkeit zu ſchmelzen ſei.

Hat man ſelbſt Kinder, ſo hoffen ſie dadurch — leichtes Spiel zu erhalten, daß ſie dieſe übermäßig loben. „Er wird doch ſo höflich ſein, etwas wieder zurückzugeben!“ meinen ſie, und verſchwenden darauf hin ihre Lobpreiſungen, bis es einem zum Ekel wird, und man nachdrücklich dazwiſchen fährt. Das hilft dann freilich! aber hinterher heißt es dafür auch: Der Witte iſt doch ein ungeſchliffener Menſch! ich habe ſeinen Karl ſo viel gelobt! Es half aber nichts! Ich dachte, er ſollte doch auch ein Wörtchen über Fritzen oder Dörtchen ſagen. Aber, nein! — Ob er denn glaubt, daß er allein Kinder erziehen könne? Nun, ſo gar viel iſt doch auch nicht daran! Seinem Karl fehlt manches, was er wohl brauchen könnte.

Und hierin haben ſie denn freilich recht! Nicht wahr? lieber Junge!

Karl bejahte dies gewiß von ganzer Seele, und führte ſelbſt vielleicht manches an, was ihm noch fehle; oder er nannte Menſchen, die ihn theils ohne, theils weit über ſein Verdienſt, gelobt hatten.

Ich habe es ſchon erlebt, ſetzte ich (oder Luiſe) dann hinzu, daß zwei verſchiedene Väter, oder Mütter, in ſolchen Fällen einen förmlichen Handel mit einander trieben. Einer überboth immer den andern im Loben, bis man zuletzt hätte meinen können, beiderſeitige Kinder ſeien halbe Engel, und doch — waren ſie es nicht. Denn wären ſie es geweſen, ſo hätten ſich die Eltern dieſe unnütze, ja ſogar ſchädliche, Mühe nicht gegeben.

Jetzt waren wir am Thore. Kaum hielten wir ſtill, ſo kam der Thorſchreiber, der den Kutſcher, die Pferde und den Wagen gar wohl kannte, ſchnell heraus, und das Komplimentirrad rollte faſt mit denſelben Worten ab, die ich früher gewahrſagt hatte. Da wir uns alle drei des Lächelns nicht erwehren konnten, ſo wandte ich die Unterredung ſcherzhaft, indem ich ſagte: Wir haben

Nichts bei uns, wenn wir nicht ſelbſt akzisbar ſind. Ja, doch! hier habe ich, auf Karln zeigend, ein kleines Gänschen! Nun ſchreiben Sie es nur gelegentlich ein! Da iſt indeß das Geld dafür! (Zugleich drückte ich ihm eine Kleinigkeit in die Hand.) Wir fuhren jetzt in die Stadt, und ich ſagte ernſthaft: Alſo, das alles koſtete nur zwei Groſchen? Kann man ſich nun noch wundern, daß mancher für vier, acht bis zwölf Groſchen, denn ſo viel koſtet doch ein guter Kaffee, ein gutes Mittag- oder Abendbrod, oder eine halbe Flaſche Wein 2c. ſich das Loben ſo ſauer werden läßt? —

Die Folgen dieſes Geſprächs waren ſichtbar glücklich. Doch ich muß hierbei eine Bemerkung machen.

Man wähne ja nicht, daß ſo eine Unterhaltung mit Karln oder in ſeiner Gegenwart, die erwartete Wirkung für ſich allein gethan haben würde; noch weniger, daß ich dies meine. Ach nein! ich bin vielmehr überzeugt, daß ohne eine längſt vorhergegangeen ſorgfältige Verſtandes- und Herzensbildung des Kindes, ohne väterliche und mütterliche

vielfältige und — fortdauernde Bemühungen; ohne thätige Mithülfe unſrer trefflichen Freunde; ohne tiefgewurzelte ſittliche und fromme Bewegungsgründe, alles Angeführte die einmal verhärtete Schale ſchwerlich würde durchdrungen, oder doch auf Verſtand und Herz nur ſehr ſchwache, leicht wieder verwiſchte, Eindrücke gemacht haben würde. Es kommt mir damit ungefähr ſo vor, als mit einem Wagen, deſſen Laſt auf drei Pferde berechnet iſt. Wollte man nur eins davor ſpannen, ſo würde dies ſich vielleicht zu Tode quälen, und doch den Wagen nicht von der Stelle rücken. Soll er gefahren, ſoll er gar mit Leichtigkeit gefahren werden, ſo müſſen alle drei Pferde angeſpannt werden. Dann geht es aber auch gewiß! In dem Falle, von welchem hier die Rede iſt, kann ich es aus mehrfacher Erfahrung *) betheuern.

Herkules von Salis erzählte mir, wie Karl, nicht ſelten, daß der oder jener ihn, ſehr mit Unrecht! gelobt habe; daß er

---

*) Zum Beiſpiel auch mit Herkules von Salis, und andern meiner Zöglinge.

höchſt verlegen geworden ſei, und nicht gewußt habe, was er antworten ſolle

Weil ſich indeß manche Menſchen überzeugt halten, Karl ſei ſtets! (denn das wähnen wirklich viele!) ſo vollkommen geweſen, daß er gar keine Fehler oder Mängel an ſich habe bemerken können; daß er beſonders habe gewahr werden müſſen, wie weit er vor den übrigen Kindern voranſtehe; und daß ihn dies zum Stolze und zur Eitelkeit gleichſam hätte drängen ſollen: ſo erinnere ich an etwas, das ich ſchon oben erwähnte; Wir führten ihn oft darauf, was er ſein und beſonders werden würde, wenn er ohne eine ſorgfältige Erziehung und Unterweiſung aufwüchſe, und was manches andre Kind wohl geworden ſein möchte, wenn man es gleich bei ſeiner Geburt in unſer Haus gebracht, wir es als unſer Kind angenommen, und wie ihn jetzt erzogen hätten. Auch ſetzten wir ihm auseinander, wie viel weiter in jeder Rückſicht er ſein könne, wenn er immer verſtändig, immer aufmerkſam, immer fleißig geweſen wäre. — Er wußte aber nur allzugut, daß und wie oft er in dem einen

oder andern g e f e h l t habe. Sein Gedächt-
niß und ſein Sittenbuch ſagten es ihm.

Wenn ich während eines ſolchen Geſprächs etwa einen Hirtenknaben bemerkte, der ſtatt jetzt in der Schule zu ſein, das Vieh hüten mußte, (und ich richtete natürlich meinen Spatziergang dann ſo ein, daß wir ihn gewahr werden k o n n t e n,) ſo ſagte ich mit — tief empfundenem! — Mitleiden: „D e r a r m e J u n g e! Er ſollte jetzt in der Schule ſein, um doch wenigſtens e t w a s zu lernen, aber — e r m u ß d a s V i e h h ü t e n, u m ſ e i n L e b e n z u f r i ſ t e n, denn ſein Vater iſt bei neun Kindern viel z u a r m, als daß er ihn ernähren könnte, wenn er ihm nicht einen Knecht erſpart. *) Du weißt, mein Sohn, wie klug der Junge antwortet! Was könnte d e r werden, wenn er gehörig unterrichtet würde! — Dann ſprach ich mit dem Knaben ſelbſt, und machte ihn aufmerkſam darauf, wie viel er verliere, daß er die Schu-

*) Der Lochauiſche Hirte hatte wirklich ſehr viele (wenn ich nicht irre: n e u n) Kinder, und darunter einen ſehr klugen Knaben.

le ſo ſelten beſuche, und ermahnte ihn, im Winter deſto fleißiger zu ſein.

So etwas verfehlte nie ſeinen Zweck. Karls Herz wurde innig zum Mitleiden bewegt, und ſein Verſtand ſah klar ein, daß er das Wenige, was er ſei und wiſſe, nicht ſich, ſondern ſeinen Eltern verdanke.

Wie wäre es möglich geweſen, ihn ohne ähnliche Vorkehrungen vor dem Gifte der Schmeichelei zu bewahren! — Ich darf wohl ſagen, daß nur ſehr wenig Kinder erwachſen, denen man ſo unausſprechlich viel ſchmeichelte, als ihm; und doch hat es, Gottlob! gar keinen Schaden verurſacht, wie Alle, welche ihn näher kennen, genau wiſſen.

Er muß ſtolz ſein, ſagte der höchſt verſtändige, und zugleich treffliche Menſch, der Dr. und Konſiſtorialrath Senf in Halle, ehe er ihn kannte. Er muß es ſein! wiederholte er in mehreren Wendungen, denn bei ſeinen Vorzügen iſt es wider die menſchliche Natur, es nicht zu ſein! Ich verſicherte wiederholt dagegen: Nein, er iſt es nicht! Er muß es ſein, ſagte er endlich mit Heftigkeit, oder er müßte ein übermenſchliches Weſen ſein.

Ich ſchwieg. Denn hierauf war nichts zu antworten. Sie ſollen ihn ſehen! verſetzte ich nach einer Weile.

Bald nachher brachte ich ihm das Kind. Er liebkoſete es augenblicklich mit vieler Zärtlichkeit, unterhielt ſich lange mit ihm, ſprach immer väterlicher, immer herzlicher, und ſagte endlich zu mir beſonders: Nein, er iſt nicht ſtolz! Gott mag wiſſen, wie Sie das angefangen haben! — Ich mußte ihm dann, nachdem ich Karln entfernt hatte, mein (oben angeführtes) Verfahren mittheilen. Er nickte mir dabei von Zeit zu Zeit freundlichen Beifall zu, und ſagte endlich: „Ja, ſo iſt es möglich! Jetzt glaube ich ſelbſt, daß er weder ſtolz iſt, noch es je werden wird. Denn wenn er bei dieſen Ueberzeugungen zu noch reiferer Vernunft gelangt, ſo wird er, was man nennt: weiſe werden. Ein wahrhaft verſtändiger, ein weiſer Menſch kann aber nicht ſtolz ſein.“

Ich übergehe für jetzt unzählige Verlegenheiten, in welche reiche oder vornehme Perſonen, beiderlei Geſchlechts, in welche Regenten, ihre Gemahlinnen, Kinder und Um-

gebungen mich oft verſetzten, und erwähne nur eines einzigen Vorfalls, der mir in Göttingen begegnete, weil er meine Angſt und meine Art, mich dabei zu benehmen, am beſten an den Tag legen wird.

Ein Schuldirektor aus N. mit Namen H. beſuchte ſeine Verwandte in Göttingen. Er hatte viel von Karln gehört und geleſen. Noch mehr aber erfuhr er, auf ſein Nachforſchen in Göttingen, und zwar vorzüglich bei ſeinen Verwandten, welche näher mit uns bekannt waren. Er erſuchte dieſe daher angelegentlich, uns mit ihm zugleich einzuladen, und — zu veranſtalten, daß er Karln prüfen könne. Man verſprach ihm beides, weil man wußte, daß das Letzte keine Schwierigkeit bei mir finden werde.

Wir gewährten Einladung und Bitte. H. trug mir die lezte noch ſelbſt vor, und ſetzte hinzu: er werde meinen Sohn zwar, gern auch in Sprachen und andern Wiſſenſchaften, am liebſten aber in der Mathematik, prüfen, weil dies ſeine Lieblingswiſſenſchaft ſei. Ich verſtattete ihm — wie Jedem! — alles; nur machte ich ihm — wie Jedem

dem! — (verſteht ſich in Karls Abweſenheit) die Bedingung, den Knaben nicht, oder doch nur wenig zu loben, falls er mit deſſen Kenntniſſen zufrieden ſein ſollte.

Lieben können Sie ihn, ſetzte ich im halben Scherze hinzu, ſo viel Sie wollen, aber — loben nicht! Doch Sie ſind ja ſelbſt Vater und Erzieher! Bei Ihnen iſt alſo dieſe Bemerkung wohl unnütz. Ich bitte daher wegen derſelben um Verzeihung.

Karl, den wir abſichtlich noch ausgeſchickt hatten, kam endlich. H. wurde ſchnell für ihn eingenommen, und ſein Geſpräch mit ihm ging bald in eine förmliche Prüfung über.

Da ich noch oft von ſolchen Forſchungen im Betreff ſeines Wiſſens werde reden müſſen, ſo melde ich von dieſer bloß, daß H. damit äußerſt zufrieden war, Karln väterlich liebkoſete, aber faſt alle Lobpreiſungen bedächtlich vermied. Ich behielt ihn beſtändig im Auge, war daher um ſo ruhiger.

Endlich ging er zur Mathematik über, und legte Karln mehrere Aufgaben aus der Geometrie u. ſ. w. vor. Dieſer gab die Auflöſung derſelben leicht und nicht ſelten auf

mehr als eine Art. Auch dachte er ſich bisweilen in H—s Ideengang hinein, nahm ſeine vorgeſchlagene Beweisart auf, und führte ſie — ohne mit ihr bekannt geweſen zu ſein! — aus eigener Kraft zu H—s vollſter Zufriedenheit, durch.

Hier entfielen ihm ſchon einzelne Ausdrücke des Lobes, die mir zu ſtark ſchienen. Ich blickte ihn deshalb ſchärfer und ernſter an. Er verſtand mich, und ſchwieg.

Aber der Prüfer und der Zu-Prüfende gingen tiefer ein, und da ſie ſich allmählig wie ein Paar Freunde, welche dieſelbe Wiſſenſchaft lieben, unterredeten, ſo verſtiegen ſie ſich bald in die höhere Mathematik. endlich ſogar in Zweige derſelben, in welchen H. ſelbſt nicht vollkommen bewandert war.

„Ei, da wiſſen Sie mehr, als ich!“ entfuhr ihm in ſeiner freudigen Bewunderung. Ich erſchrack. Doch, brachte ich alles noch ziemlich glücklich wieder ins Geleiſe.

„Mein Sohn hat ja das Kollegium im letzten halben Jahre erſt gehört! ſagte ich. Er wird doch jetzt noch nicht ſo gar

viel vergeſſen haben! —“ H. verſtand mich, und lenkte ein.

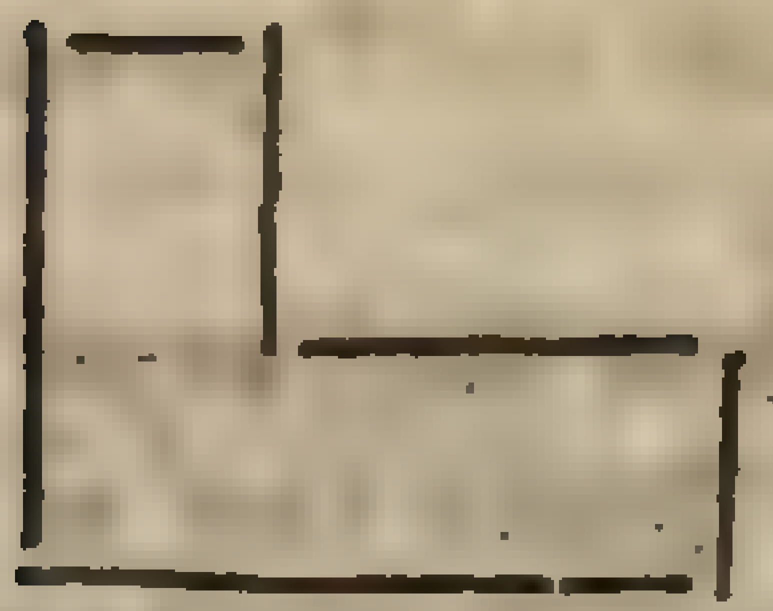
Nach einer Weile ſagte er zu Karln:

Nun muß ich Ihnen noch zu guter Letzt einen Satz vorlegen, über welchen der große Euler ſelbſt drei Tage lang vergebens gebrütet hat. Ich ſetze voraus, daß Sie ihn noch nicht kennen.

Ich fing ſchon an, ſehr ängſtlich zu werden, denn ich dachte: Wenn ihn nun Karl herausbrächte! — wagte aber nicht, dies merken zu laſſen, weil H., der mich nicht näher kannte, es leicht für ungemeſſenen Vaterſtolz hätte halten können. Auch konnte er, wenn ich die Unterhaltung ſchnell abbrach (was ich zu thun geneigt war) meinen, ich fürchte mich, daß Karl den Satz nicht herausbringen werde, und ſchäme mich (aus Stolz) daß Karl es nicht vermöge.

H. trug jetzt ſeinen Satz vor:

Ein Bauer, ſagte er, hatte ein Stück Feld von dieſer Form;



Als er dem Tode nahe war, rief er ſeine drei Söhne, und bat ſie, ſich in ſeinem Acker ſo zu theilen, daß jeder von ihnen gleich viel erhalte, daß aber das Stück jedes Einzelnen dem Ganzen völlig ähnlich ſei. (Zugleich zeichnete er ihm die Form des Ackers auf einer Schiefertafel.)

Haben Sie den Satz ſchon gehabt, oder geleſen? fragte er Karln noch einmal ſehr beſtimmt. Dieſer antwortete: Nein! und ich bekräftigte es, weil ich ſeinen mathematiſchen Unterricht ſtets getheilt hatte.

Dann ließen wir Karln nachdenken, und H. erzählte mir im hinteren Theile der Stube, daß es meinem Sohne wohl unmöglich ſein werde, dieſe Aufgabe zu löſen ꝛc. Auch habe er ſie ihm bloß darum vorgelegt, um ihm zu zeigen, daß er noch nicht alles wiſſe.

Er durfte etwa ſo viel geſprochen haben, als Karl rief. „Ich hab's;“

„Das iſt unmöglich!“ erwiederte H. betroffen und ernſt.

Karl. Ja. ſehen Sie nur! (indem zog er die Hülfslinien, welche er ſich bisher nur angedeutet hatte, ſcharf aus,) ſo ſind die erhaltenen drei neuen Felder ſich unter einander gleich und — dem Ganzen ähnlich!

„So haben Sie den Satz auch ſchon gekannt!“ rief H. heftig und bitter verachtend.

Karl wurde tief beſchämt, und verſicherte mit einer Thräne im Auge: Nein!

Jetzt durfte ich nicht ſchweigen. Ich betheuerte alſo auf's heiligſte, daß Karl bis dahin ihn nicht gekannt habe, und beſonders, daß er gewiß nicht niederträchtig ſein werde, etwas der Art beſtimmt abzuleugnen, oder gar eine Lüge ſo unverſchämt durchzuführen.

„So müßte er ja mehr ſein, als der große Euler!“ antwortete H. noch immer zweifelnd und Karln anſtaunend.

Angſtvoll erwiederte ich *) ſchnell: „Nichts=

*) Ich ſtand hinter ihm, nach der Tiefe des Zimmers zu.

weniger! Denn Sie, als erfahrner Mann, (zugleich drückte ich unbemerkt ſeine Hand heftig und kneipend.) werden doch wohl wiſſen (lachend) daß auch blinde Tauben bisweilen Erbſen finden.“ H. begriff mich, antwortete zerſtreut: Freilich! — Ja! — drehte ſich dann augenblicklich nach mir um, und ſagte leiſe: Nur auf dieſe Weiſe war es möglich, daß Sie einen Sohn erziehen konnten, der bei ſolchen Kenntniſſen ſo höchſt beſcheiden iſt.

Karl aber hatte ſich inzwiſchen ſchon mit ſeinem Nachbar in ein heiteres Geſpräch über einen ganz andern Gegenſtand eingelaſſen. Und — — das freute H—n, mit Recht! am meiſten.

Neunzehnter Abſchnitt.

Ob mein Sohn auch geturnt hat?

Wir kamen 1816, d. h. zu einer Zeit, nach Berlin, wo man wähnte: Ein junger Menſch ſei kein biederer Deutſcher, wenn er nicht

turne. Meiner alten Gewohnheit gemäß nahm ich mir vor, der Sache erſt näher ins Auge zu leuchten, ehe ich mich durch ſie blenden ließe. Mit dem Turnen hingen das ſchlichte, herabhangende Haar und der ſogenannte altdeutſche Rock zuſammen. Nun fand ich aber ſchon in Heid. unter einem ſolchen ſchlichten Haare eine nichts weniger als ſchlichte Seele; und ſtieß in Berlin ſchnell auf ein noch ſchlichteres und längeres Haar, unter welchem ſich der Geiſt ſchlangenartig wand, und das Herz im böſeſten Sinne: wälſch! erwies. Ich betrachtete daher das Ganze etwas genauer. – Nicht lange darauf lernten wir auch Jahn kennen, und erhielten Gelegenheit, die deutſche Geſellſchaft zu beſuchen. Zwar blieb ich im hintern Theile des Zimmers, hörte aber doch aufmerkſam zu. Mein Sohn war aufgefordert, thätigen Antheil zu nehmen und that es. Ich geſtehe, daß ich das haſtige Schmieden deutſcher Worte nicht billigte, ungeachtet man meinem Sohne die Ehre erwieß, mehrere Ausdrücke ſeines Gepräges, als: gut gemünzt, auf- und anzunehmen. Ich habe mich ſeit mehr als

dreißig Jahren bemüht, unſre Sprache mög= lichſt rein zu ſprechen und zu ſchreiben, auch darf ich ſagen, daß mein Schriften ſchon da= mals ein ziemlich reines Deutſch enthielten, als man noch halb franzöſiſch, lateiniſch und griechiſch ſchrieb; aber — Frechheit ſtatt: Frei= heit habe ich mir nie erlaubt, noch ſie bei Andern geduldet. Mein Sohn wähnte ſich, nach ſeiner Gutmüthigkeit, von Jahn geach= tet und geliebt. Beſtreiten wollte ich das nicht; er hätte meinen können, es ſei: Mis= trauen, oder: Vorurtheil. Ich ſagte alſo bloß: l. K. achte auf die Handlungen! — Sind dieſe bieder, ſind dieſe ächtdeutſch! ſo haſt Du recht! Aber — mir ſcheint ſchon ſeit Jahr und Tag, als ſähe ich ſehr oft: Eitelkeit, Stolz, Misgunſt, Neid, Rechthaberei, Grob= heit, Trotz, Unverſchämtheit ꝛc. unter dem neualtdeutſchen Rocke hervorblicken. Statt: ruhiger Vernunftgründe höre ich vielfältig: Machtſprüche, Flüche, Schimpfreden und Schmähungen. Kurz, ich beſorge oft, daß es zu Fauſtſtößen kommen, oder daß irgend einer zum Knüppel, zu Steinen, Gott weiß, wozu

ſonſt noch greifen werde, um durchzuſetzen, was er will.

Faſt täglich wurde ich gefragt: Wird Ihr Sohn nicht turnen? — Vielleicht! antwortete ich, und ſprach von etwas Anderem. Zu meinen Freunden ſagte ich: Nein! — Einſt hieß es: Aber warum nicht? Ich antwortete: Leibesübungen habe ich ihm ſtets verſchafft, und der große Nutzen derſelben iſt ſichtbar genug an ihm. Er verſteht ſich auf Viele; und würde Alle gelernt haben, wenn Gelegenheit dazu geweſen wäre. Schon vor zwei und dreißig Jahren habe ich es Salzmann, Campen u. ſ. w. innig Dank gewußt, daß ſie als Baſedows ächte Schüler, die Leibesübungen dringend empfahlen und zu einer guten Erziehung nothwendig erklärten. Aber ſchon in Schnepfenthal ſagte ich zu Lenz, der ſie leitete: „Geht das nicht zu weit? — Es kann doch ein Knabe verkrüppeln, der ſonſt nicht verkrüppelt wäre. Ich würde dann, wenn ich ſein Lehrer geweſen wäre, nie wieder ruhig werden. Auch dächte ich, es zöge die jungen Leute von den geiſtigen Beſchäftigungen ab, und machte ſie roh und grob. ꝛc.“

Er antwortete, für jene Verhältniſſe, mit Recht: nein! gab aber zu, daß das, was er ſage, nur für Schnepf. oder für eine ähnliche höchſt geordnete und überwachte, Anſtalt paſſe. Doch aber hat er ſpäterhin, als Schuldirektor, dieſe Leibesübungen ſo in den Hintergrund geſchoben, daß das Klettern meines Sohnes ihm Schauder erregte. Ich fand alſo bei dem Turnen, ſo weit es Nutzen bringt, nichts Neues; es kränkte mich vielmehr, daß man meinen verehrten Lehrern und Freunden den Kranz abgeriſſen, und durch Hülfe eines erborgten Namens, ſich aufgeſetzt hatte. Ich ſage: eines erborgten; und ſollte vielleicht gradezu: eines „wälſchen" ſagen. Das neualtdeutſche Wort: Turnen iſt von Turnier, altdeutſch; Turney, altfranzöſiſch: Tournoy, neufranzöſiſch: tournoi, ital. torneo, mittellateiniſch: (und dies iſt wohl das Grundwort;) torneamentum, engl. turnament, und turney, ſchwed. torney ꝛc. geſchmiedet. „Turnen" als Zeitwort iſt vernünftiger Weiſe nichts anders als: tourner (ſich kehren, wenden,) wovon das Grundwort wieder im mittellatein (und ital.) torneare zu ſuchen iſt.

Im Notker, der wie Willeram, viele fremde Worte herüber genommen hat, heißt deshalb: „turnen" lenken, wenden, und in der Schweiz, (wo ſo viele wälſche Worte eingebürgert ſind,) heißt auf den Alpen der weitvorſtehende Hals, an welchem der große Keſſel hangt, und vermittelſt deſſen man dieſen (Keſſel) leicht dreht und wendet, der tuner der Dreher, Wender. Ferner haben alle vierundzwanzig Worte der deutſchen Sprache, die von Turnier herkommen, das Wort: Turnier unverändert vor ſich. Z. B. Turnierlanze, Turnierritter ꝛc. Dieſe Unbeholfenheit unſrer ſonſt ſo höchſt biegſamen Sprache weiſet ſchon klar auf den wälſchen Urſprung hin, den auch das Zeitwort: „tourniren" nicht verläugnet. Man bedenke aber, daß dieſe ſämmtlichen Waffenſpiele aus: „Pareys" Wälſchland und den Niedenlanden, zu uns kamen; man erinnere ſich an die Tafelrunde des Königs Artus, welche ſchon damals in den Liedern gefeiert wurde; an Karl den Großen, an die Helden vor ihm; kurz, an eine Menge von Rittergeſchichten aus einer Zeit, wo wir faſt noch auf den Bärenhäuten

ſagen; ſo wird man es einleuchtend finden, daß ich das Wort: ein wälſches, nannte. Die „Turnkunſt“ iſt die Kunſt, ſich körperlich leicht zu bewegen, zu kehren und zu wenden, kurz: ſeinen Körper geſchickt gebrauchen zu lernen. Darauf kommt wenigſtens alles, vernünftige „Turnen“ zurück. Nehme ich nun: Turnen, als Ueberſetzung von tourner an, ſo habe ich darin als Verb. neutrum grade das Gleiche: ſich kehren, wenden, drehen, im Kreis herumgehen, geſchickt etwas machen, hin- und herlaufen, lenken ꝛc. Ferner iſt Tournoi, Tournoy, (Turney) offenbar von tourner abgeleitet; und die übrigen mehr als dreißig Worte, welche zu demſelben Stamm gehören, ſind ſo ächt franzöſiſch geformt, ſo leicht und regelmäßig gebeugt, daß man kaum wähnen kann, ſie ſeien aus dem Deutſchen hinüber gebracht. — Die franzöſiſche Sprache iſt völlig unfähig, aus einem ächtdeutſchen Worte ſo natürliche und ihr angemeſſene Ableitungen zu bilden, als in unſerm Falle: tournoyer, tournoyante, tournoiement ꝛc. und die vielen ächtfranzöſiſchen Worte, die von tourner (ſich kehren, wenden, umherlau-

ſen) herkommen. Le tourneur, der Dreher, (Drechsler) iſt ja völlig unſer: „Turner“ der ſich geſchickt zu drehen und zu wenden weiß. Mir leuchtete das ſo ein; ich mochte alſo mit dem undeutſchen Zeuge nichts zu thun haben. Was man mir da von der Volks-erziehung durch Turnen u. ſ. w. erzählte oder zu leſen gab, das machte mir bange. Manche Schritte der Art ſchienen mir gradezu zur Unbildung, zum Fauſtrecht, zu den lieblichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ꝛc. zurück-zuführen.

Während meines Beobachtens kam die Noſtrifikation meines Sohnes herbei. Ich erfuhr ſchon vorher, daß grade recht viele Neu-altdeutſche behaupteten: es ſei unerträglich, daß ein Knabe (der freilich nie geturnt hatte) ſo viel verſtehe, Doktor der Philoſophie und der Rechte, Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft, und mehrfacher Schriftſteller ſei. Jetzt wolle er ſich gar noch unterfangen, Privatdozent zu werden, aber — das dürfe man nicht zugeben. Auch Y oder Z (wie man will) ſei dieſer Meinung. Es komme alſo nur auf kräftige Ausführung eines klugen Rathes an.

Der Tag kam. Ich achtete genau auf die zwanzig bis vierundzwanzig Lärmenden hinten im Saale, und ſiehe da: Faſt alle trugen, wie ihr nachheriger Sprecher: Nölthing aus Lübek, die Deutſchheit zur Schau.

Wir begleiteten den Dekan Schmalz in unſerm Wagen nach ſeinem Hauſe. Herr G. R., ſagte ich, ich darf doch hoffen, daß dieſer Vorfall ſtreng unterſucht und beſtraft werden wird? Ja, ja! antwortete er verlegen. Bei allem Weiteren wurde er immer zerſtreuter; ſo daß ich wohl merkte, er gehe, nach dem Studententumulte, damit um, klüglich die gute Sache aufzugeben, und zur Gegenpartei, die ihn mit offenen Armen erwartete, überzugehen. Ich ſagte daher: Nun ſo prophezeihe ich Ihnen: Wenn mein Sohn um ſein Recht gebracht wird, und die Unruhſtifter ihre ſchändliche Abſicht ertrotzen; ſo verſichere ich Sie, dieſer heutige Vorfall iſt nur der A n f a n g einer ganzen Reihe ähnlicher, die ſich hier und auf andern Univerſitäten Deutſchlands ereignen, und bis zu Abſcheulichkeiten ſteigen werden." Die v i e l e n Studententumulte in den letzten zwei Jahren be-

weiſen, daß ich recht prophezeiht habe. Ich bilde mir aber nichts darauf ein, denn es war zu handgreiflich, daß es ſo kommen mußte. — — Die Wahrheit des Erzählten kann der Herr G. R. Schmalz nicht abläugnen.

Als ich bald nachher in einer Geſellſchaft meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß der Dekan nicht habe Ruhe ſchaffen können, antwortete man mir lachend: Das iſt ja ein: „Wälſcher!“ Ja, wenn es Savigny hätte thun wollen! Der hätte nur winken dürfen! — Das alles, und ſo manches Aehnliche beſtätigte mich in meiner Meinung, daß: Scheinen und Sein auch hier wohl zwei ganz verſchiedene Dinge ſein möchten. Ich bat alſo jetzt meinen Sohn, ſich in Acht zu nehmen, und ſelten oder nie wieder in das Kollegium zu gehn, welches Jahn damals laß, und wozu mein Sohn Einlaß hatte. Du kannſt dort leicht, unter irgend einem Vorwand, unartig behandelt werden, ſagte ich, wozu willſt Du Dich dem ausſetzen! — Ach, antwortete er, l. V. Jahn iſt mir gut, und das wiſſen Viele ſeiner Zuhörer. Folglich beleidigt mich dort gewiß keiner. Aber, m. S.

verſetzte ich, Jahn weiß jetzt, daß er mehre-
reren Studenten einen Gefallen erweiſet,
wenn er Dich, oder mich, lächerlich macht.
Studentenbeifall iſt ein großes Reizmittel.
Denke an mich, auch er läßt Dich fallen.
Mein guter Sohn fand ſich in Jahn's —
des alten Deutſchen — Seele tief gekränkt;
und ich — ließ ihn thun, was er wollte. Ach
aber, die Schule der Erfahrung lehrt ſelten
unrichtig! Wenige Tage nachher hatte Jahn
eine Veranlaſſung herbeigezogen, um meinen
Sohn, ſeine Erziehung und mich, verächtlich
und lächerlich zu machen. Er hatte ſo grell
gemalt, daß die Zerrbilder leicht erkannt wur-
den, und Alles ſich nach meinem Sohne um-
ſah. Die Beſſeren verachteten jedoch ſein
Benehmen. Um aber auch für das Gedächt-
niß ſeiner Zuhörer zu ſorgen, hatte er ſeine
Witzeleien zuletzt ſogar in Verſen ausgekramt,
die zwar höchſt erbärmlich, aber klug berechnet
waren, folglich ihre Wirkung nicht verfehlten.
Ich will mein Buch nicht verunreinigen, und
meinen Leſern nicht zumuthen, viel davon zu
leſen. Alſo nur die zwei letzten Zeilen.
Selbſt dieſe kann ich aber nicht ganz herſetzen.

Er

„Er (mein Sohn) reicht ſein Haupt dem Lor-
beer dar;
„Der Ruthe ſeinen St . . s.“

Ein wieherndes Gelächter belohnte ihn. Bei den nächſten Vorleſungen erſchienen Jahns Gläubige noch dichter gedrängt, als ſonſt. Die vielen Verläumdungen und Herabſetzungen meines Sohnes und meiner, die ſeit dem fünfundzwanzigſten Januar 1817 bis jetzt von hier aus in ſo viele öffentliche Blätter verſchickt, oder dort beſtellt wurden, ſind faſt alle eben ſo grob und gemein. Schmähungen und Unwahrheiten ſind ihre Hauptwürze. Mein guter Sohn, der ſich unbefangen hingegeben, hatte an dieſem abermaligen Pröbchen neualtdeutſcher Biederkeit genug. Aber ſein treues, menſchenfreundliches Herz konnte ſich nur mit Wehmuth an den Gedanken gewöhnen, daß es aufs neue — von dieſer Seite her! — betrogen ſei.

chbinderei
Pantele
Massenhausen
8165/80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Witte, Karl Heinrich Gottfried,

Karl Witte oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben ein Buch für Eltern und Erziehende ; in zwei Bänden

Bd.: 1

Leipzig (1819)

Biogr. 1251-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068048-2